



Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen, Teil 3:

Mein Weg in die Weite

Metanoia-Verlag

Arnold Bittlinger

Oft auch gegen den Strom
Teil 3

Titelbild: Karin Plank-Hauter

3. Auflage 2025

Metanoia-Verlag
www.metanoia-verlag.ch
info@metanoia-verlag.ch

© Bettina Egli Bittlinger
ISBN 978-3-905827-33-0

Arnold Bittlinger

**OFT AUCH
GEGEN DEN
STROM**

Erinnerungen

Teil 3

Mein Weg in die Weite

Metanoia-Verlag

Inhalt

Zur Einstimmung	7
Aufbau einer Oekumenischen Akademie	9
Oekumenische Begegnungen	67
Gemeinsam Abendmahl feiern?	99
Unabhängige Kirchen in Afrika	107
Erlebnisse in Südamerika	145
Oekumenische Gespräche auf Weltebene	187
Erstaunliche Heilungen	209
Bei den Indianern	233
Als Pfarrer in Oberhallau	279
Anhang	301

Zur Einstimmung

Auch im dritten Teil meiner «Erinnerungen» lasse ich – wie schon im ersten und zweiten Teil – meine Erinnerungen einfach aufsteigen. Zwar habe ich von 1977 bis 1997, also zwanzig Jahre lang, Tagebuch geführt – insgesamt 48 Bände mit jeweils etwa 300 Seiten. Wenn ich jedoch versuchen würde, diese Tagebücher durchzulesen, dann würde ich in der Fülle des Geschriebenen steckenbleiben und vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen. Deshalb lasse ich zunächst meine Erinnerungen aufsteigen und lese dann erst das, was ich zu dem Erinnernten aufgeschrieben habe, um die Erinnerungen zu ergänzen oder – falls nötig – zu korrigieren.

Eine Leserin der ersten beiden Bände meiner «Erinnerungen» hat kritisch angemerkt, dass ich fast nur positive Erlebnisse erzähle und nur selten über negative Erlebnisse oder über mein Versagen berichte. Ich verstehe diese Kritik. Ja, ich habe meine «Erinnerungen» ganz bewusst unter den Vers aus dem 103. Psalm gestellt: «Vergiss nicht, was Gott dir *Gutes* getan hat». Wenn es in diesem Psalm weiterhin heisst, dass Gott mir all mein Fehlverhalten vergibt, sodass es jetzt so weit von mir entfernt ist, wie der Morgen vom Abend, dann habe ich kein Interesse, das was Gott getilgt hat, in der Erin-

nerung wieder aufleben zu lassen und schriftlich zu fixieren. Das hat nichts mit «Verdrängung» zu tun. Im Gegenteil, ich erinnere mich sehr deutlich an belastende Ereignisse und an mein vielfältiges Versagen. Aber ich erinnere mich gleichzeitig daran, dass dieses Versagen getilgt ist und dass Gott aus Belastendem manchmal sogar etwas Gutes gemacht hat. Und *das* will ich nicht vergessen.

Und so steht auch der dritte Teil meiner «Erinnerungen» unter dem Leitwort «Vergiss nicht, was Gott dir *Gutes* getan hat».

Wie schon in den beiden bisherigen Bänden strebe ich auch im dritten Band keine Vollständigkeit an, sondern erzähle einfach das, was mir gerade einfällt.

Ich grüsse die Leserinnen und Leser dieses Buches mit guten Wünschen für ihre innere und äussere Lebensreise.

*Geschrieben im Klettgau, im Spätherbst 2011,
während die letzten vollreifen Trauben geerntet werden.*

Arnold Bittlinger

Aufbau einer Oekumenischen Akademie

Wie kam es zur Gründung einer Oekumenischen Akademie? Ich will ein wenig ausholen:

Der bekannte Basler Theologe Karl Barth hat im Mai 1945, also unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, einmal gesagt: «Ich beneide die Deutschen um die Stunde Null». Er meinte damit, dass Deutschland jetzt die Chance habe, noch einmal von vorne anzufangen und vieles anders und besser zu machen. Die Schüler von Karl Barth, die sogenannten «Barthianer», haben diesen Satz ihres Meisters auch auf die Situation der evangelischen Kirche bezogen und mit wortgewaltigem Elan versucht, in der Kirche alles anders und besser zu machen und die Kirche im Sinne der Barth'schen Theologie zu erneuern. Das war jedoch nicht immer im Sinne der Kirchenleitungen, und so hat einmal in der Landeskirche, in der ich damals lebte, ein Oberkirchenrat einem der Wortführer der Barthianer zugerufen: «Sie werden sich auch noch die Hörner abstossen!» Einige Jahre später hat jener Barthianer der Kirchenleitung ein Kuhhorn geschickt, eingewickelt in einen Zettel, auf dem stand: «*Ein* Horn habe ich mir schon abgestossen.» Und dann ist es allmählich stiller geworden

um die Barthianer, die natürlich auch nicht jünger geworden sind.

1962 begann im deutschen Sprachraum der charismatische Aufbruch. (Über die weltweite Charismatische Erneuerung berichte ich im Anhang.) Als Leiter eines gesamtkirchlichen Amtes hatte ich damals die Möglichkeit, diesen Aufbruch einem grossen Kreis von Pfarrern und kirchlichen Mitarbeitern bekannt zu machen und ihnen das Ziel einer charismatisch erneuerten Kirche vor Augen zu malen. Und tatsächlich ist einiges in Bewegung gekommen. Aber ich habe dabei immer an das abgestossene Horn des Barthianers gedacht. Es wurde mir deutlich, dass eine Landeskirche für *alle* ihre Glieder da sein muss und Raum haben muss für die verschiedensten Richtungen und Frömmigkeitsformen. Wenn ich also versuchen würde, darauf hinzuarbeiten, dass eine ganze Landeskirche oder auch nur eine einzelne landeskirchliche Gemeinde charismatisch erneuert würde, dann würde ich mir dabei genauso die Hörner abtossen wie jener Barthianer.

Aber welche anderen Möglichkeiten gab es, das grosse geistliche und ökumenische Potential des charismatischen Aufbruchs für die Christenheit und darüber hinaus für die Menschheit fruchtbar zu machen? Von dieser Frage bewegt trafen sich Wilhard Becker, Reiner Edel und ich im Februar 1966 im hessischen Dauborn, um Gott zu fragen, wie unser Weg weitergehen soll. Gemeinsam hatten wir das Wirken des Heiligen Geistes erlebt und eindruckliche Erfahrungen gemacht.

Nun wollten wir nicht, dass das Erlebte wieder im Sand verläuft.

In der Stille vor Gott wurde uns klar, dass wir unsere bisherigen beruflichen Tätigkeiten verlassen sollten, um gemeinsam ein «Lebenszentrum für die Einheit der Christen» zu gründen. In diesem Lebenszentrum sollte jeder von uns nach seinen Gaben und Fähigkeiten tätig werden und entsprechende Arbeitsgebiete aufbauen. Mir wurde klar, dass ich im geplanten Zentrum eine «Oekumenische Akademie» aufbauen würde. Als Trägerkreis für das ökumenische Zentrum beschlossen wir, einen Verein zu gründen mit dem Namen «Oekumenischer Dienst». Telefonisch haben wir einige Frauen und Männer aus unserem Freundeskreis gebeten, dem Verein beizutreten. Und so haben wir unmittelbar nach der Dauborner Sitzung den Verein «Oekumenischer Dienst e. V.» gegründet, der heute noch der Trägerverein des unterdessen verwirklichten «Lebenszentrums für die Einheit der Christen» ist.

Als weiteren Mitarbeiter in dem zu gründenden Lebenszentrum hat Wilhard Becker den Leiter des Rolf Kühne-Verlags, Siegfried Grossmann, vorgeschlagen. Als katholischen Vertreter haben wir den Franziskanerpater Eugen Mederlet gebeten, bei uns mitzuarbeiten. Beide, Siegfried Grossmann und Pater Eugen, haben freudig zugesagt.

Und wie sahen die nächsten Schritte aus? Wilhard Becker – den sich Arthur Richter, der Leiter («Geschäftsführer») des Marburger Kreises (MK), schon seit längerer Zeit als hauptamtlichen Mitarbeiter und späteren

Nachfolger wünschte – und ich, der ich schon seit 1946 mit den Anliegen der Gruppenbewegung und des aus ihr hervorgegangenen Marburger Kreises vertraut und seit 1959 Mitglied des Leitungsgremiums («e. V.») des MK war, machten dem MK das Angebot, gemeinsam als hauptamtliche Mitarbeiter im MK tätig zu werden. Arthur Richter war von diesem Doppel-Angebot freudig überrascht und hat den «e. V.» bewegt, dieses Angebot anzunehmen. Was dann auch geschah.

Nun galt es jedoch, beim Protestantischen Landeskirchenrat der Pfalz meine Freistellung für diese Aufgabe zu erwirken. Und so sassen Arthur Richter, Albrecht Fürst zu Castell (ebenfalls Mitglied des MK e. V.) und ich im Frühjahr 1966 in Speyer am Rhein im Amtszimmer des pfälzischen Kirchenpräsidenten Prof. Theo Schaller. Nachdem uns der Kirchenpräsident, ein weiser und weitsichtiger Kirchenhistoriker, freundlich begrüsst hatte (er redete Fürst Castell mit «Durchlaucht» an), eröffnete er die Sitzung mit den Worten: «Sie wollen also den Leiter unseres Volksmissionarischen Amtes nach Hannover entführen. Bevor ich Ihr Anliegen im Landeskirchenrat (LKR) befürworten kann, müssen Sie mich überzeugen, dass Sie den Arnold Bittlinger nötiger brauchen als wir.»

Und dann begann ein zähes Ringen zwischen dem Kirchenpräsidenten und den beiden Vertretern des Marburger Kreises. Bei diesem Ringen wurde so viel Positives über meine Fähigkeiten und Tätigkeiten gesagt, dass es mir fast peinlich war. Als mich der Kirchenpräsident schliesslich nach meiner Meinung frag-

te, war ihm längst klar, dass es mich reizt, wieder einmal nach neuen Ufern aufzubrechen (und das bedeutete dieses Mal eine Tätigkeit im gesamten deutschen Sprachraum). So meinte er schliesslich lächelnd: «Für einen so mobilen Menschen, wie Sie es sind, ist die Pfalz zu klein.»

Und so hat der Pfälzische Landeskirchenrat meiner Beurlaubung zugestimmt und mich ab Januar 1967 für den Dienst im Marburger Kreis freigestellt.

Nun galt es, einen geeigneten Nachfolger als Leiter des Volksmissionarischen Amtes zu finden.

Mein Auge fiel auf den jungen Dorfpfarrer Horst Hahn und zwar aus zwei Gründen. Ein erster Grund: Horst Hahn hat nicht nur regelmässig an unseren Bibelwochen-Vorbereitungen teilgenommen, sondern dabei auch engagiert und sachkundig mitgearbeitet. Einmal hat er sich dabei besonders bewährt. Das geschah folgendermassen: Ich hatte den aus der Pfalz stammenden Neutestamentler Ferdinand Hahn als Exegeten für unsere Bibelwochen-Vorbereitung über «die Bergpredigt Jesu» eingeladen. Das Seminar sollte im September 1965 im Predigerseminar Landau durchgeführt werden. Kurz vor Seminarbeginn musste jedoch «Ferd» (so wird Ferdinand Hahn von seinen pfälzischen Kollegen genannt) absagen. Jetzt begann für mich ein Telefon-Marathon um einen geeigneten «Ersatz»-Exegeten zu finden. In letzter Minute wurde ich fündig: Prof. Ulrich Luck, Neutestamentler an der kirchlichen Hochschule in Bethel bei Bielefeld, erklärte sich bereit, uns in

dieser Notlage zu helfen. Und so kam Ulrich Luck zur Bibelwochen-Vorbereitung nach Landau. Er eröffnete seine Exegese mit den Worten: «Ich kann zwar nicht so gut krähen wie mein verhinderter Kollege Hahn, aber als Lückenbüsser habe ich ja die Freiheit, Ihnen meine Exegesen auch ohne ausgefeiltes Manuskript vorzutragen.» Und so wurde es ein recht interessantes, aufgelockertes Bibelwochen-Seminar.

Die Beiträge von Ulrich Luck haben wir auf Tonband aufgenommen, um daraus ein Bibelwochen-Vorbereitungs-Heft für die pfälzischen Pfarrer zu machen.

Als ich jedoch die Tonband-Nachschrift las, zeigte es sich, dass die Stegreif-Exegesen so sehr Redestil waren mit Exkursen, Wiederholungen und Gedankensprüngen, dass es unmöglich war, diesen Text zu drucken. Was sollte ich tun?

Da kam mir Horst Hahn in den Sinn. Ich fragte ihn, ob er bereit sei, die Tonband-Nachschrift in ein druckreifes Manuskript zu verwandeln. Horst Hahn meinte, dass er diese Aufgabe nur übernehmen könne, wenn er an einem Wochenende von seinen Predigtverpflichtungen entlastet würde. Ich war einverstanden und habe meinen Mitarbeiter Martin Beck gebeten, die Predigten in den beiden Gemeinden, für die Pfarrer Hahn zuständig war, zu übernehmen. Und so ist es Horst Hahn gelungen aus dem Tonband-Salat ein klares druckreifes Manuskript zu erstellen. Ich habe dieses Manuskript im Dezember 1965 Ulrich Luck geschickt. Er hat mir daraufhin am 28. Dezember 1965 folgenden Brief geschrieben:

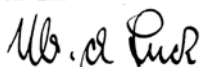
Sehr geehrter Herr Pfarrer, lieber Bruder Bittlinger!

Die Zusendung der Nachschrift meiner Referate über die Bergpredigt war für mich die schönste Weihnachtsüberraschung in diesem Jahre – das ist keine Übertreibung! Ich finde die Textredaktion ganz ausgezeichnet, sie läßt die Richtung meiner Auslegung ganz deutlich werden. Außerdem ist sie sehr gut und übersichtlich gegliedert.

Pfr. Hahn hat sich damit eine überaus große Mühe gemacht. Auch ich habe die Tage in Landau in allerbesten Erinnerung. Leider hat damals die üble Infektion meines Magen- und Darmtraktes mir zum Schluß doch etwas Kraft und Schwung geraubt.

Mit herzlichen Grüßen und Segenswünschen zum neuen Jahre für Sie, Ihre Familie und Ihre Arbeit

bin ich Ihr



Das also war der erste Grund, warum ich mir Horst Hahn als Nachfolger vorstellen konnte.

Ein zweiter Grund ergab sich bei einer Pfarrer-Zusammenkunft im «Haus am Mühlberg» in Enkenbach im Herbst 1966. Ich hatte einen Kreis von Pfarrern eingeladen um mit ihnen über Möglichkeiten eines missionarischen Gemeindeaufbaus zu sprechen. Das Interesse an dieser Thematik war gross, aber die Meinungen über das «Wie» gingen weit auseinander. Es war besonders einer der anwesenden Pfarrer, der erregt von negativen Erfahrungen mit der Kirchenleitung berichtete und anhand eines Beispiels – wenn ich mich recht erinnere ging es um die Frage der Taufe – darlegte, warum ein missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche

nicht möglich sei. Als die Anwesenden von den Ausführungen des Kollegen so beeindruckt waren, dass sich eine gewisse Resignation ausbreitete, ergriff Horst Hahn das Wort und sagte: «Herr Kollege, Sie werden nicht erwarten, dass ich Ihnen zustimme» (Diesen Satz habe ich noch wörtlich im Ohr.) Und dann formulierte er eine klare Gegenposition, die nicht nur den Vorredner verstummen liess, sondern auch aus der Resignation herausführte. Der gegen die allgemeine Stimmung gerichtete Satz «Sie werden nicht erwarten, dass ich Ihnen zustimme» hat mich beeindruckt und ich habe gedacht: «Ich werde Horst Hahn dem LKR als meinen Nachfolger vorschlagen.»

In einer Gesprächspause fragte ich meinen Mitarbeiter Martin Beck, der ebenfalls anwesend war: «Was hältst du von Horst Hahn?» Martin meinte: «Das wäre ein guter Nachfolger für dich!» Und so habe ich Horst Hahn dem LKR als meinen Nachfolger vorgeschlagen. Der LKR hat zugestimmt und Horst Hahn ist mein Nachfolger geworden. Er hat dann nicht nur viele Jahre lang das Volksmissionarische Amt kompetent geleitet, sondern diese Position ist für ihn auch zum Sprungbrett geworden für seinen «Aufstieg» zum Leiter der gesamtdeutschen «Arbeitsgemeinschaft für Volksmission» (AGfVM) und zu seiner Berufung als Oberkirchenrat.

Und so haben meine Familie und ich im Januar 1967 Klingenmünster verlassen und sind nach Hannover gezogen und zwar in ein Einfamilienhaus im Stadtteil

Laatzen. Ein Büro wurde mir in der Nähe der Rufer-Zentrale im Stadtteil Kirchrode zur Verfügung gestellt.

Reiner Edel zog mit seinem «Oekumenischen Verlag» ebenfalls nach Hannover, und Eugen Mederlet bezog eine Zelle im Franziskanerkloster von Hannover. Da Wilhard Becker und sein Mitarbeiter Siegfried Grossmann ebenfalls in Hannover wohnten, konnten wir Fünf mit dem «gemeinsamen Leben» beginnen. Gemeinsamer Treffpunkt war die Rufer-Zentrale in Hannover-Kirchrode.

Wir stellten uns vor, dass das geplante Oekumenische Zentrum auf den drei durch uns vertretenen Bewegungen gegründet sein sollte, nämlich auf der von Pater Eugen geleiteten katholischen «Aufbaugemeinschaft Eine Kirche» («San Damiano-Gemeinschaft»), auf der freikirchlichen Rufer-Bewegung und auf Mitarbeitern des Marburger Kreises, die der Landeskirche angehören.

Und so habe ich im Januar 1967 meinen Dienst beim Marburger Kreis angetreten. In Hannover wurde ich mitsamt meiner Familie herzlich empfangen. Besonders Kristin und Wilhard Becker gaben sich alle nur erdenkliche Mühe, uns in der norddeutschen Grossstadt heimisch werden zu lassen. So haben sie uns gleich nach unserer Übersiedelung nach Hannover zu einer grossartigen Ballett-Aufführung in die «Königlichen Gärten» eingeladen, in der ein berühmtes Ballett zur von einem eindrücklichen Feuerwerk begleiteten Händel'schen Feuerwerksmusik tanzte.

Bei meinem übervollen Terminkalender bildeten solche kulturellen Spitzenerlebnisse allerdings die Ausnahme. Gerne erinnere ich mich auch an eine Aufführung «Der Bürger als Edelmann» von Molière mit Musik und Tanzeinlagen, ebenfalls in den Königlichen Gärten, und an eine erstklassige Aufführung von Humperdincks «Hänsel und Gretel» in der Oper zu Hannover – für unsere damals 12-jährige Tochter Sulamith ein erstes eindruckliches Opern-Erlebnis.

Gerne denke ich auch an einen Ausflug in die Lüneburger Heide, bei dem wir zusammen mit Freunden aus dem Marburger Kreis Bumerang-Werfen übten. Eindrücklich waren auch die lebendigen ökumenisch-charismatischen Gottesdienste in Hannover und die mit Mozart-Musik umrahmten Gesprächsabende im Hause von Ilse und Arthur Richter in Hannover-Anderten.

Und was habe ich als Mitarbeiter im Marburger Kreis getan?

Wie bisher (d.h. seit 1946) habe ich bei Gästetagungen und bei weiterführenden Tagungen mitgearbeitet – jetzt in der Regel zusammen mit Arthur Richter. Daneben wurde ich eingeladen, Bibelstudien-Tagungen durchzuführen. Diese Tagungen, bei denen wir biblische Bücher gründlich durchgearbeitet haben, waren mir ein besonderes Anliegen und haben mir grosse Freude bereitet. Schon als Teenager habe ich leidenschaftlich gerne in der Bibel gelesen und biblische Bücher studiert (und so ist es geblieben bis heute!). Mit Arthur Richter habe ich mich – besonders seit Januar

1963 – sehr gut verstanden. Wir waren – wie Vater und Sohn – freundschaftlich miteinander verbunden. Wieso seit Januar 1963?

Nachdem ich im Dezember 1962 aus Amerika zurückgekehrt war und meinen MitarbeiterInnen und FreundInnen (u. a. auch Arthur Richter) vom charismatischen Aufbruch in den USA (darüber berichte ich im zweiten Teil meiner «Erinnerungen») erzählt habe, hat mich Arthur Richter gebeten, bei der grossen Mitarbeiterkonferenz des Marburger Kreises im Januar 1963 im Tagungshaus der Marienschwestern in Darmstadt von diesem Aufbruch zu berichten. Da ich noch ganz erfüllt war von den starken Erlebnissen in den USA, ist der Funke auf die TeilnehmerInnen dieser Mitarbeiterkonferenz übergesprungen. Viele haben sich für das Wirken des Geistes geöffnet. Unmittelbar nach meinem Bericht hat mich Arthur Richter um ein Gespräch gebeten. Er sagte zu mir: «Arnold, ich bin ganz arm – du musst mir helfen» (dieser Satz ist mir noch wörtlich in Erinnerung) – und dann erzählte er mir von seiner Sehnsucht nach Erfüllung mit dem Heiligen Geist und bat mich, ihm die Hände aufzulegen und Gott um eine neue Geist-Erfahrung zu bitten.

Über dieses Anliegen bin ich erschrocken. Ich weiss, dass Gott mich als «Lehrer» berufen und ausgerüstet hat. Und diesen Dienst übe ich bis heute mit grosser Freude aus. Ich weiss aber auch, dass Gott mich *nicht* beauftragt hat, Menschen die Hände aufzulegen, um in ihnen Geistesgaben zu wecken. In Anlehnung an das Wort des Apostels Paulus «Christus hat mich nicht ge-

sandt zu taufen, sondern die frohe Botschaft zu verkünden» (1. Kor. 1, 17) weiss ich: «Christus hat mich nicht gesandt, Geistesgaben zu vermitteln, sondern mitzuhelfen, den geistlich-charismatischen Aufbruch in gesunde Bahnen zu lenken» (so wie der Apostel Paulus in 1. Kor. 12–14). Ich habe deshalb Arthur Richter nicht die Hände aufgelegt, sondern ihm vorgeschlagen, an der für August in Enkenbach geplanten Tagung mit Larry Christenson teilzunehmen und mit Larry über sein Anliegen zu sprechen. Das hat Arthur Richter akzeptiert. Er ist nach Enkenbach gekommen, Larry hat mit ihm gebetet und ihm die Hände aufgelegt und Arthur Richters Wunsch wurde erfüllt.

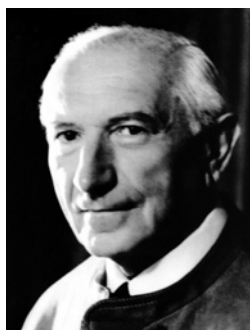
Daraufhin nahm Arthur Richter eine führende Rolle in der sich rasch ausbreitenden charismatischen Erneuerung ein und in dem von ihm nach der Enkenbach-Tagung angeregten ökumenisch-charismatischen Koordinierungsausschuss (darüber berichte ich im zweiten Teil meiner «Erinnerungen»).

Arthur Richter fühlte sich jedoch noch in einem zweiten Punkt «ganz arm». Seit vielen Jahren bewegte ihn ein Vers aus dem 1. Timotheus-Brief: «Wenn jemand nach dem Bischofsamt strebt, begehrt er einen schönen Dienst» (1. Tim. 3, 1). Ja, Arthur sehnte sich nach dem Bischofsamt. Er war nämlich «nur» Geschäftsführer eines «eingetragenen Vereins» (e. V.) und konnte von diesem Verein jederzeit abgewählt werden. Er sehnte sich deshalb nach einem bleibenden geistlichen Amt. Nachdem sich Arthur für die charismatische Erneuerung geöffnet hatte und engagiert in dieser Bewegung mit-

arbeitete, erschien es mir wichtig, dass Arthur im Marburger Kreis nicht nur eine juristische Funktion («Geschäftsführer») hat, sondern auch ein seinem Charisma entsprechendes geistliches Amt. Durch meine Verbindung zum Schweizerischen Diakonieverein und zur Christentums-Gesellschaft in Deutschland wusste ich, dass die Verantwortlichen in diesen Bewegungen zu geistlichen Ämtern geweiht sind, u. a. zum Bischofsamt. Ich fragte deshalb den geistlichen Leiter der Christentums-Gesellschaft, Pfr. Klaus Hess, den ich gut kannte (und von dem ich wusste, dass er «Bischof» war), ob er eine Möglichkeit sähe, Arthur Richter zum «Bischof» zu weihen. Nach anfänglichem Zögern erklärte sich Klaus Hess bereit, darüber nachzudenken. Ich fragte daraufhin den Leiter der Christusbruderschaft, Pfr. Walter Hümmer, mit dem ich freundschaftlich verbunden war, ob eine solche «Bischofsweihe» eventuell in der Kapelle der Christusbruderschaft in Selbitz stattfinden könne. Walter Hümmer war damit einverstanden und setzte sich mit Klaus Hess in Verbindung. Nach eingehenden Beratungen erklärten sich beide bereit, Arthur Richter zum «Bischof» zu weihen. Wilhard Becker und ich sollten bei dieser Weihe als Assistenten mitwirken, und so geschah es. Arthur Richter wurde am 19. November 1965 in der Kapelle der Christusbruderschaft unter Handauflegung von Klaus Hess und Walter Hümmer zum Bischof des Marburger Kreises geweiht. Wilhard Becker und ich haben assistiert.

Unmittelbar nach seiner Einsegnung bat mich Arthur in sein Zimmer. Er sagte zu mir: «Arnold, ich

möchte dich als Ersten segnen, denn jetzt habe ich ja besondere Kräfte.» Und dann hat mich Arthur gesegnet. Wenige Tage später hat er mir einen Brief geschrieben und vor seine Unterschrift ein Kreuz gesetzt – so wie es die katholischen Bischöfe machen, wenn sie einen Brief oder ein Dokument unterschreiben.



Arthur Richter

Mit der Tatsache, dass sich Arthur Richter so klar in der charismatischen Erneuerung engagierte, waren nicht alle Mitarbeitenden des Marburger Kreises einverstanden. Insbesondere standen einige «evangelikale» Mitarbeiter des MK der charismatischen Erneuerung kritisch gegenüber. Um eine Spaltung des MK zu verhindern, stellte der Vorstand des MK e. V., dem Wer-



von links: Arthur Richter, Walter Brockhaus, Hans-Hartwig v. Goessel, Werner Lindenberg

ner Lindenberg, Hans Hartwig von Goessel und Walter Brockhaus angehörten, Arthur Richter bei einer Sitzung in Hannover-Anderten vor die Wahl, entweder seine als zu stark empfundene Verbindung zum ökumenisch-charismatischen Koordinierungsausschuss und damit zur charismatischen Erneuerung zu reduzieren oder den MK zu verlassen.

Da Arthur Richter unter allen Umständen eine Spaltung des MK vermeiden wollte, zog er sich schweren Herzens aus unserem Koordinierungsausschuss zurück, wusste sich aber nach wie vor mit dem charismatischen Aufbruch zutiefst verbunden und hat dies auch in den folgenden Jahren immer wieder mündlich und schriftlich zum Ausdruck gebracht.

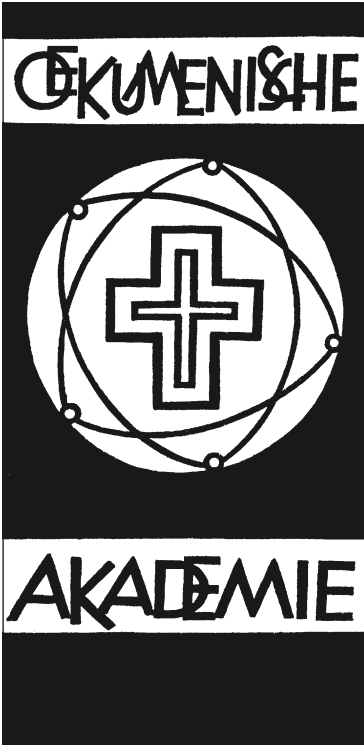
Und jetzt zurück zur Oekumenischen Akademie. Der Aufbau der Akademie vollzog sich in drei Phasen:

Phase I: Hambach

Da ich mit dem Aufbau der Oekumenischen Akademie nicht warten wollte, bis wir ein geeignetes Haus gefunden haben, begann ich nach der Dauborner Sitzung sofort mit der Planung. Eine katholische Pfarrei und eine evangelische Kirchengemeinde in Hambach/Pfalz erklärten sich bereit, ihre Räume für gemeinsame Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen und bei der Gestaltung von Vortragsabenden und Seminaren

mitzuwirken. Und so begann unterhalb des geschichtsträchtigen Hambacher Schlosses die Arbeit der Oekumenischen Akademie.

Ich habe monatliche Vortragsabende (mit anschließender Aussprachemöglichkeit) organisiert, die im Januar 1967 unter der Bezeichnung »Oekumenische Akademie« beginnen sollten. Als ersten Referenten habe ich Gottfried Edel, damals Kulturredakteur beim Zweiten Deutschen Fernsehen (ZDF), eingeladen. Er hat die Vortragsreihe am 13. Januar 1967 mit einem Referat über das Thema »Oekumenischer Realismus« eröffnet:

	VORTRAGSABENDE im Gemeindesaal der Pauluskirche Hamburg, jeweils 20.00 Uhr Freitag, den 13. Januar 1967 »Oekumenischer Realismus« Dr. Gottfried Edel, Redakteur beim Zweiten Deutschen Fernsehen, Mainz Freitag, den 17. Februar 1967 »Kirche im Neuen Testament« Prof. Dr. Carl Schneider, Direktor der Evang. Akademie der Pfalz Freitag, den 10. März 1967 »Kirche in orthodoxer Sicht« Ks. George Papathanakis, griech.-orth. — Kreta Freitag, den 7. April 1967 »Kirche in katholischer Sicht« Dr. theol. Hans Zirker, röm.-kath. — Grünstadt Freitag, den 5. Mai 1967 »Kirche in evangelischer Sicht« Dr. theol. Ulrich Valeske, evang. — München Freitag, den 9. Juni 1967 »Das Gespräch zwischen den Konfessionen in Deutschland« P. Olmar Schulz, Oekumenische Zentrale, Frankfurt am Main
--	--

Neben dieser Vortragsreihe veranstaltete ich zusammen mit Wilhard Becker in Hambach monatliche Seminarwochenenden mit dem Titel «Hambacher Tage». Bei diesen Wochenenden ging es vor allem um biblische Lehre und um praktische Fragen des Christseins:

HAMBACHER			Samstag	Sonntag
			14. 1. 1967 15 Uhr App. 13, 1-12 (A. Bittlinger) 16 Uhr Umkehr und Entscheidung (W. Becker)	15. 1. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: A. Bittlinger) Vorbereitung: Mannschaft Karlsruhe)
			18. 2. 1967 15 Uhr App. 13, 13-52 (E. Gleede) 16 Uhr Vom Wagnis des Glaubens (W. Becker)	19. 2. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: W. Becker) Vorbereitung: Mannschaft Kaiserslautern)
			11. 3. 1967 15 Uhr App. 14, 1-20 (A. Bittlinger) 16 Uhr Angriff der Liebe (W. Becker)	12. 3. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: A. Bittlinger) Vorbereitung: Mannschaft Ludwigshafen)
			8. 4. 1967 15 Uhr App. 14, 21-28 (A. Bittlinger) 16 Uhr Lebendige Hoffnung (S. Grollmann)	9. 4. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: G. Mull) Vorbereitung: Mannschaft Darmstadt)
			6. 5. 1967 15 Uhr App. 15, 1-34 (A. Bittlinger) 16 Uhr Nicht nur fromm, sondern auch anständig (W. Becker)	7. 5. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: W. Becker) Vorbereitung: Mannschaft Mainz)
			10. 6. 1967 15 Uhr App. 15, 35-16, 5 (A. Bittlinger) 16 Uhr Der neue Mensch (W. Becker)	11. 6. 1967 9.30 Uhr Gottesdienst (Predigt: D. Lange) Vorbereitung: Mannschaft Heidelberg)
			Um 20.00 Uhr jeweils «Ötterer Abend» in Kaisersteinfurt, Bruchstraße 13 (Menontenhaus).	
			Im Anschluß an den Gottesdienst jeweils Predigtbe- sprechung im Gemeindehaus der Pauluskirche	
			TAGE	

Da ich die Oekumenische Akademie nicht allein aufbauen wollte, habe ich Kontakt zu verschiedenen bekannten Persönlichkeiten aufgenommen, von denen ich wusste, dass sie interessiert sind an einer geistlichen und ökumenischen Erneuerung der Kirche. Sie sollten in einer Art Kuratorium den Aufbau der Oekumenischen Akademie mit Rat und Tat begleiten.

Als erstes Kuratoriumsmitglied konnten wir den bekannten Oekumeniker Professor Friedrich Heiler gewinnen. Es folgten dann weitere Vertreter aus den verschiedenen Kirchen, so zum Beispiel der orthodoxe

Theologe und Psychologe Hilarion Petzold, der katholische Benediktinerpater Kilian McDonnell, der anglikanische Professor Morton Kelsey, der Lutheraner Ernst Benz, der Hellenist Carl Schneider und einige andere. Zum Vorsitzenden wählten wir den reformierten Theologen Walter Hollenweger. Später kamen dann noch weitere bekannte Persönlichkeiten hinzu, so zum Beispiel Alfons Rosenberg, Maxime Kovalevsky, Anselm Grün und andere Vertreter der verschiedenen Abteilungen der einen weltweiten Kirche Jesu Christi.

Da es mir jedoch in der Oekumenischen Akademie von Anfang an um eine «geerdete» Spiritualität ging, habe ich den Weinbauingenieur und Musiker Gerhard Schuster gebeten, in unserem Kuratorium mitzuarbeiten. Gerhard Schuster, der als Organist gelegentlich Weindegustationen in seiner Kallstadter Kirche durchführte und dabei den Charakter des jeweiligen Weines mit einer Orgelimprovisation musikalisch ausdrückte, hat gerne zugesagt und unser Kuratorium durch seine «erdigen» Beiträge bereichert.

Unser Hauptanliegen während der ersten Phase war die Suche nach einem geeigneten Haus, in dem wir ein «Lebenszentrum für die Einheit der Christen» aufbauen können. Unter den mancherlei Projekten, die wir beabsichtigt haben, erschien uns *eine* Möglichkeit besonders attraktiv. Der Franziskanerpater Eugen Mederlet, damals Guardian der kleinen Franziskanergemeinschaft auf dem Inseli Werd bei Stein am Rhein, den wir eingeladen hatten, mit uns zusammen das geplante Lebens-



Arbeitssitzung mit Mitgliedern des Kuratoriums der Ökumenischen Akademie. Von rechts: Walter Hollenweger, Ruth Meili, Ilse Bittlinger, Dieter Koller, Gerhard Schuster, Frieder Wagner, Ernst Benz; li. vorne (v. hinten) Hilarion Petzold

zentrum aufzubauen, vermittelte uns den Kontakt zu einer Bäuerin in Büsingen am Hochrhein, die sehr viel Land hatte. Und so bin ich im April 1968 nach Büsingen gefahren und habe mit jener Bäuerin verhandelt. Sie bot uns ein sehr grosses Grundstück an, das ideal geeignet war für den Aufbau eines Lebenszentrums (Quadratmeterpreis 10 Franken!). Obwohl das Grundstück nicht in der Bebauungszone lag (und bis heute unbebaut ist), erklärte sich die Gemeindeverwaltung Büsingen bereit, uns für den Bau eines ökumenischen Zentrums eine Sondergenehmigung zu erteilen. Ausserdem war gerade die evangelische Pfarrstelle in Büsingen vakant. Der badische Landesbischof Heidland erklärte sich bereit, unserem Mitarbeiter Pfarrer Reiner Edel die-

se Pfarrstelle zu übertragen, was einen lebendigen Kontakt zwischen dem geplanten Zentrum und der Kirchgemeinde Büsingern ermöglicht hätte. Doch dann kam alles ganz anders. Unmittelbar vor Unterzeichnung des Kaufvertrages für das Grundstück hat Reiner Edel seine Bewerbung für die Pfarrstelle Büsingern zurückgezogen. Er wollte ebenso wie Wilhard Becker, Eugen Mederlet und ich unabhängig sein und sich ganz seiner Verlagsarbeit und seinen Reisen in die damalige DDR und in andere Ostblockstaaten widmen. Da unsere Planung eng mit der Pfarrstelle Büsingern verbunden war, haben wir den Standort Büsingern schweren Herzens aufgegeben und uns erneut auf die Suche begeben.

Die Veranstaltungen der Oekumenischen Akademie in Hambach, die bis Ende 1968 durchgeplant waren, liefen unterdessen weiter.

Phase II: Craheim

Wir begaben uns also wieder auf die Suche nach einem geeigneten Haus. Unter anderem haben wir annonciert: «Altes Gebäude mit etwas Land gesucht.» Wir erhielten daraufhin etwa fünfzig zum Teil spottbillige Angebote. Wir konnten uns jedoch nicht entschliessen auf eines dieser Angebote zuzugehen. Doch dann fand auf Einladung des Fürsten Castell im Juni 1968 im Schloss Castell eine Zusammenkunft unserer fränkischen «Marburger» Freunde statt. Dieser Freundeskreis bestand

fast ausschliesslich aus fränkischen Adeligen, die durch den charismatischen Aufbruch das Wirken des Heiligen Geistes persönlich erfahren hatten. Ich fragte einmal die Fürstin Castell, wieso so viele Adelige von diesem Aufbruch erfasst worden sind. Sie meinte daraufhin: «Karnikel kriegen halt immer nur Karnikel.» Sie meinte damit: Wenn Adelige ein entscheidendes Erlebnis haben, dann sagen sie es in ihrem Bekanntenkreis weiter und das sind halt auch Adelige. Und die Gräfin Bentink meinte: «Adel hat *auch* Seele.»

Zu dieser Zusammenkunft in Castell waren auch Wilhard Becker und ich eingeladen worden. Als wir auf das zu gründende Zentrum zu sprechen kamen, rief die Baronin Aufsess plötzlich mitten in die Versammlung das Wort «Craheim». Da wir mit diesem Wort nichts verbinden konnten, dachten wir zunächst an «Graham» oder an «Billy Graham». Das Missverständnis war rasch aufgeklärt, als Baron Aufsess sagte, dass Craheim ein leerstehendes guterhaltenes Schloss sei, das Baron Truchsess von Wetzhausen, ebenfalls Mitglied unseres Freundeskreises, gehöre. Er schilderte uns dann die Ausmasse dieses Schlosses, wobei die meisten über die Grösse erschrecken und meinten, dass ein solches Projekt zu gross für uns sei. Mich stach jedoch der Hafer und ich rief in die Versammlung: «Können wir sofort dorthin fahren?» Baron Rothenhan meinte lachend: «Das ist echt Bittlinger!» Und so telefonierten wir mit Baron Truchsess und siehe da, er wollte gerade verreisen, war aber an jenem Abend noch zu Hause. So fuhren Baron Aufsess, Peter von Wedemeyer, Wilhard



Schloss Craheim

Becker und ich nach Wetzhausen, um das Schloss zu besichtigen. Während der Autofahrt unterhielt ich mich mit Wilhard Becker über die monatliche Miete, die wir höchstens zahlen könnten. Wilhard meinte: «höchstens 800 DM». Und dann kamen wir in Craheim an. Wir konnten gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit die wesentlichen Gebäude und Räume besichtigen. Wir kamen dabei ins Staunen über die Grösse und den guten baulichen Zustand dieses erst 1910 erbauten Schlosses und vor allem über die Tatsache, dass sich die Gebäude in vorzüglicher Weise für ein ökumenisches Zentrum eignen würden. Aber es erschien uns unwahrscheinlich, dass wir den Mietpreis für ein solches Objekt aufbringen können. Nach der Besichtigung führte uns Baron Truchsess in sein Arbeitszimmer in seinem Gutshof im Dorf. Auf dem Tisch lag die aufgeschlagene Bibel,

in der das Wort aus Josua 24, 15 angestrichen war: «Ich aber und mein Haus wollen Gott dienen.» Baron Truchsess erklärte uns, dass in einer entscheidenden Stunde seines Lebens dieses Wort für ihn wegweisend geworden sei. Seitdem sei es ihm klar, dass sein Schloss einem christlichen Zweck dienen solle. Und so sei unser heutiger Telefonanruf eine Gebetserhörung für ihn gewesen. Dann nannte er den Mietpreis: 800 DM.

In der Dunkelheit fuhren wir nach Castell zurück und berichteten den immer noch wartenden Tagungsteilnehmern voller Freude und Begeisterung von unserer Erkundungsfahrt.

Und wie ging es weiter?

Anfang Juli 1968 fand in Königstein im Taunus der vierte Oekumenische Kirchentag statt. Oekumenische Kirchentage führten wir – nach dem Vorbild der Nideltbader Kirchentage – seit 1965 in Königstein im Taunus durch. (Verantwortlich dafür war der ökumenische Koordinierungsausschuss für charismatische Erneuerung, den wir 1963 auf Anregung von Arthur Richter gegründet hatten. Darüber berichte ich im zweiten Teil meiner «Erinnerungen».)

Während dieses Kirchentags haben wir den Verantwortlichen des Kirchentags, zu denen neben Eugen Mederlet, Wilhard Becker, Reiner Edel und mir auch Walter Hümmer, Bischof Johannes Kovalevsky (Leiter der französisch-orthodoxen Kirche), Pfarrer Klaus Hess, Pater Urbanschik und einige andere gehörten, unser Anliegen vorgetragen und sie gefragt, ob wir ein solches

Zentrum gründen sollen. Es folgte eine lebhaftes Aussprache, in der nüchtern das Für und Wider betrachtet wurden. Am Schluss dieser Aussprache ergriff Bischof Johannes das Wort und sagte etwa Folgendes: «Es wird schwierig werden. Ihr werdet Meinungsverschiedenheiten haben und Streit bekommen. Es wird ein harter und steiniger Weg werden – aber ihr müsst es tun!» Uns war klar: Hier hat nicht ein Mensch gesprochen, sondern durch Bischof Johannes hat Gott geredet. Und so haben wir beschlossen, in Schloss Craheim ein Lebenszentrum für die Einheit der Christen aufzubauen.

Nach der Königsteiner Tagung haben wir Hauptverantwortlichen, Wilhard Becker, Reiner Edel, Siegfried Grossmann und ich, zusammen mit unseren Familien und mit Eugen Mederlet vom 1. bis 15. August 1968 Tage der Besinnung in den leeren Räumen des Schlosses Craheim verbracht. In Gesprächen und in der Stille vor Gott haben wir uns auf die vor uns liegende Aufgabe eingestimmt. Bei unserer Abreise hat jeder von uns wenigstens einen Gegenstand in einem der Räume des Schlosses deponiert – zum Zeichen dafür, dass der gemeinsame Weg jetzt begonnen hat. Pater Eugen hat seine Betteltasche in einem der Gebäude deponiert, das er zu einem klösterlichen Haus der Stille ausbauen wollte. Der 1. August 1968, an dem wir den gemeinsamen Weg mit gemeinsamen Tagen in Schloss Craheim begonnen haben, war somit für uns der Gründungstag des «Lebenszentrums für die Einheit der Christen Schloss Craheim».

Nachdem das Lebenszentrum gegründet worden war, stellte sich für den Marburger Kreis (MK) und besonders für Arthur Richter die Frage, ob und wie weit sich der Marburger Kreis in Craheim engagieren soll. Die Meinungen gingen weit auseinander. Während viele Mitarbeiter meinten, dass sich der MK (wie die Ruffer-Bewegung) voll hinter Craheim stellen und Arthur Richter die Leitung des Lebenszentrums (Walter Hümmel meinte «als Divisionär») übernehmen sollte, waren andere «Marburger» der Meinung, dass der MK sich überhaupt nicht in Craheim engagieren sollte.

Diese Frage sollte im Herbst 1968 bei einer Sitzung des MK e. V. geklärt werden. (Wenn ich mich recht erinnere, fand diese Sitzung in Rentweinsdorf im Schloss unseres Mitarbeiters Götz Frhr. von Rotenhan statt.) Nach hartem Ringen fasste der MK e. V. den Beschluss, dass der Marburger Kreis nicht offiziell im Lebenszentrum für die Einheit der Christen Schloss Craheim mitarbeiten wird, dass es jedoch den Mitarbeitern des MK freigestellt sei, sich persönlich dort zu engagieren.

Damit stand ich vor der Alternative, entweder auf eine vollzeitliche Mitarbeit in Craheim zu verzichten, oder meine hauptamtliche Tätigkeit im MK aufzugeben. Ich sehe heute noch Arthur Richter vor mir, wie er mich warmherzig bat, ja geradezu anflehte, in Hannover zu bleiben, um mit ihm zusammen weiterhin hauptamtlich im Marburger Kreis tätig zu sein. Es ist mir ausserordentlich schwer gefallen, dem liebevollen Werben Arthurs zu widerstehen, aber es war mir innerlich klar, dass mein Weg nach Craheim führt. Und

so habe ich schweren Herzens dem MK und Arthur Richter eine Absage erteilt und mich für Craheim entschieden. Arthur Richter war sehr enttäuscht, aber andere e. V.-Mitglieder konnten meinen Entschluss verstehen und haben mir Unterstützung für meine finanziell völlig ungesicherte Tätigkeit in Craheim zugesagt (ein e. V.-Mitglied hat dabei spontan eine nicht unerhebliche Summe genannt, die er monatlich überweisen wolle).

Der zutiefst enttäuschte Arthur Richter war mit diesen finanziellen Zusagen überhaupt nicht einverstanden. Sein Unmut kam in dem von ihm verfassten Sitzungsprotokoll deutlich zum Ausdruck. Das Protokoll wurde anschliessend von mehreren Vereinsmitgliedern schriftlich beanstandet. Es wurde jedoch nicht korrigiert, sondern Arthur meinte, dass die Beanstandungen dem Protokoll angeheftet würden – was jedoch nicht geschah. (Wenn ich heute an dieses Vorkommnis denke, fällt mir der Ausspruch eines Protokollführers ein: «Was kümmert es mich, was in einer Sitzung beschlossen wird, solange ich das Protokoll schreibe.»)

Arthur Richter hat jedoch seine Enttäuschung und seinen Groll spätestens im Januar 1969 überwunden. Wieso im Januar 1969? Nachdem ich am 31. Dezember 1968 meine zweijährige hauptamtliche Tätigkeit im MK aufgegeben hatte, stellte sich die Frage, wie es nun finanziell mit der Oekumenischen Akademie und mit meiner sechsköpfigen Familie weitergehen soll. Mit dieser Frage befassten wir uns im Januar 1969 am Rande einer Arbeitertagung des MK in Königstein im Tau-

nus. In einem Hotel, in der Nähe des Tagungszentrums (im Zimmer unseres Mitarbeiters Hans Graf zu Dohna), beschlossen wir, einen gemeinnützigen Verein zu gründen, an den MitarbeiterInnen des MK Spenden für meine Arbeit in Craheim überweisen und von den Steuern absetzen können. Wir nannten diesen Verein in Anlehnung an die Tätigkeitsfelder des MK «Studiengemeinschaft für Seelsorge, Bibelkunde und Mannschaftsarbeit e. V.». Da uns sehr daran lag, dass der neu gegründete Verein, zu dem nur «Marburger» gehörten, vom Marburger Kreis e. V. voll anerkannt wird, war es für uns klar, dass wir diesen Verein nur gründen würden, wenn Arthur Richter zustimmt. Und so beauftragten wir den Juristen Peter Bettex, der als Vorsitzender der Studiengemeinschaft e. V. vorgesehen war, während der nächsten im Tagungszentrum stattfindenden Mitarbeiterzusammenkunft Arthur Richter über die beabsichtigte Vereinsgründung zu informieren und ihn um sein Einverständnis zu bitten.

Ich sehe Arthur Richter noch vor mir, wie er sich den Bericht von Peter Bettex anhört, seine Brille auf die Nasenspitze schiebt, Peter Bettex anschaut und halb ernst, halb scherzhaft sagt: «Soo, ihr wollt einen Verein gründen? Na, dann gründet mal!» Auch Reimer Kock, der unterdessen mein Nachfolger im Marburger Kreis geworden war, stimmte unserer Vereinsgründung wohlwollend zu. Und so haben wir unmittelbar nach dieser Zusammenkunft im Hotelzimmer von Hans Dohna die «Studiengemeinschaft e. V.» gegründet und sie anschliessend ins Vereinsregister Kaiserslautern ein-

tragen lassen. Die Studiengemeinschaft wurde ausserdem Mitglied des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Und wie stellten wir uns die Finanzierung meiner Tätigkeit in Craheim vor? Konnten wir erwarten, dass die «Marburger» soviel spenden werden, dass wir davon leben und den Aufbau der Akademie finanzieren können? Zu unserem grossen Erstaunen ist schon Ende 1968 ein rettender Engel aufgetaucht.

Als es sich nämlich abzeichnete, dass ich den Dienst im Marburger Kreis verlassen würde, um mich voll dem Aufbau der Oekumenischen Akademie in Craheim zu widmen, hat Friedemann Werner, ein profilierter Mitarbeiter des MK (und später langjähriges Mitglied des MK e. V.) gesagt: «Arnold, wegen den Finanzen brauchst du dir keine Sorgen zu machen, darum werde ich mich kümmern.» Friedemann Werner hatte zwar selber kein Geld, er war jedoch bei vielen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des MK nicht nur beliebt, sondern auch als sehr vertrauenswürdig bekannt. Friedemann hat nach der Gründung der Studiengemeinschaft e. V. seinem grossen Freundeskreis in einem Rundbrief von unserem Craheim-Experiment erzählt und dazu aufgerufen, Spenden auf das «Friedemann Werner-Sonderkonto» zu überweisen. Und siehe da, viele Marburger waren fasziniert von unserem Experiment und unserem Wagemut und haben gespendet – gerade soviel, dass wir keine Schulden zu machen brauchten.

Die auf das «Sonderkonto» überwiesenen Spenden wurden monatlich auf das Vereinskonto der Studien-

gemeinschaft e. V. überwiesen, sodass den Spendern steuerabzugsfähige Spendenbescheinigungen ausgestellt werden konnten.

Auch nach unserer Übersiedlung nach Craheim blieb ich Mitglied im Marburger Kreis e. V., arbeitete in der MK-Mannschaft in Schweinfurt (im Pfarrhaus Kelber) und gelegentlich bei MK-Tagungen mit. Zu Arthur Richter hatte ich weiterhin ein gutes Verhältnis. So durfte ich sogar im Juni 1971 den Rundbrief des MK (den Arthur sonst immer selber schrieb) verfassen. 1973 habe ich Arthur zu seinem 65. Geburtstag mein Buch «Biblische Seelsorge» gewidmet, das dann viele Jahre lang einen festen Platz auf dem Büchertisch des Marburger Kreises hatte. Bis heute denke ich gerne an meine Tätigkeit im Marburger Kreis und an die Zusammenarbeit mit Arthur Richter.

Doch jetzt zurück nach Craheim.

Unmittelbar im Anschluss an die Gründungs-tagung (1.–15. August 1968) wurde in Craheim eifrig gemauert, gezimmert, restauriert und renoviert, um das Schloss und die Nebengebäude für den Einzug der MitarbeiterInnen und den Tagungsbeginn herzurichten.



In dem Masse, wie die einzelnen Wohnungen bezugsfertig waren, sind die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zusammen mit ihren Familien ins Lebenszentrum eingezogen. Zum Vorsitzenden des «Oekumenischen Dienstes» wählten wir Albrecht Fürst zu Castell-Castell. Er kam dann regelmässig zusammen mit seiner Frau, der Fürstin Marie-Louise, zu den wöchentlichen Sitzungen unseres Leitungsteams. Hans Dieter Nieländer, ein hervorragender Architekt aus Zürich, erklärte sich bereit, das Schloss entsprechend unseren und seinen Wünschen und Vorstellungen kostenlos zu gestalten.



Das Craheim Team. Von links: Fürst Castell, Pater Eugen Mederlet OFM, Wilhard Becker, Reiner Edel, Carl Geiger, Siegfried Grossmann, Baron Truchsess, Arnold Bittlinger

Was also haben wir in der Oekumenischen Akademie getan? Wir haben zunächst Tagungen, Seminare und Ausbildungskurse geplant und durchgeführt – von Anfang an auch Fastenwochen, die damals noch etwas Aussergewöhnliches waren. Schon das erste Programm der Oekumenischen Akademie im Schloss Craheim zeigt die grosse Vielfalt und Breite des Angebotes.

Das erste Programm der Oek. Akademie Schloss Craheim

Neben Exerzitien, Tagen der Stille und Bibelstudientagungen haben wir auch Tagungen für verschiedene Berufsgruppen durchgeführt, für Erzieher, für Führungskräfte der Wirtschaft, für Politiker, Pfarrer, Jugendleiter und manche andere. Später kamen Tagungen für Psychologen, Ärzte und Musiker hinzu. (So trifft sich zum Beispiel das «Bayerische Ärzteorchester» bis heute regelmässig jeweils im Juni im Schloss Craheim – unterdessen schon mehr als vierzig Jahre lang.)



Orchesterprobe im Schloss

Als zweijährige Ausbildungskurse mit Zertifikats- oder Diplomabschluss führten wir ein «Oekumenisches Bibelseminar», einen «Ausbildungskurs für Laienseelsorger» (mit Schwerpunkt «Seelsorge und Psychologie») und einen Ausbildungskurs in «Themen-

zentrierter Interaktion» (TZI) durch. Für diese Ausbildungskurse konnten wir jeweils hervorragende Fachleute als Referenten gewinnen.



Ausbildungskurs «Seelsorge und Psychologie»: links Prof. Morton Kelsey, rechts Prof. Manfred Seitz



Oekumenisches Bibelseminar: linkes Bild: die Alttestamentler Stephan Sosoe (aus Togo) und Dieter Skweres; rechtes Bild: Nachtgespräch mit dem Hellenisten Carl Schneider (Mitte)



*Ausbildungskurs in TZI («Themenzentrierte Interaktion»):
Gruppensitzung mit Peter Rohner (rechts neben Fenster)*

Für alle unsere Tagungen und Kurse galt das Wort von Walter Hollenweger: «In der Oekumenischen Akademie geht es um eine Wissenschaft, die nicht arrogant, und um eine Frömmigkeit, die nicht peinlich ist.» Die Mitte der Oekumenischen Akademie war von Anfang an der kosmische Christus, in dem alles enthalten und vereint ist (Phil. 2,9–11; Kol. 2,9–10). Und unser Leitspruch war: «panta hymon – hymeis de Christou» – «Alles gehört euch – ihr aber gehört zu Christus» (1. Kor. 3,22f). Von dieser Mitte her entfaltete sich die ganze Vielfalt der Aktivitäten der Oekumenischen Akademie.

Und wer waren die MitarbeiterInnen der Oekumenischen Akademie in Schloss Craheim? Unser Oekumenisches Team bestand aus Frauen und Männern verschiedener Konfessionen, die längere oder kürzere Zeit mit uns in Craheim lebten oder regelmässig als Referenten und Gruppenleiter nach Craheim kamen. So lebte zum Beispiel der orthodoxe Priester Athanasios Em-

mert eine Zeitlang mit uns zusammen. Er kam aus Pennsylvanien und brachte einen Kater mit (der manchmal des Nachts auf den Dächern des Schlosses spazieren ging und sich gelegentlich durch ein offenes Fenster in das Zimmer eines Gastes verirrte). Regelmässiger Mitarbeiter (besonders bei der von uns herausgegebenen Zeitschrift «Erneuerung») war



Athanasios Emmert

der Jesuitenpater Herbert Schneider. Gern gesehene Gastredner waren die Anglikaner Barbara und Morton Kelsey, die uns mit der Jungschen Psychologie vertraut machten und die Anglikanerin Ruth Champness.



*Herbert Schneider S.J. (links)
im Gespräch*



Ruth Champness

*Ilse Bittlinger
(rechts) im
Gespräch mit
Barbara und
Morton Kelsey*



Frieder Wagner, Professor für Grundlagen der Architektur und Mitglied der «Studiengemeinschaft e. V.», leitete unsere Tagungen «Kreativität und Charisma». Zusammen mit seiner Frau leitete Rüdiger Beile Kurse für moderne und traditionelle Tänze, bei denen die Fürstin Castell uns in Tischsitten und rechtes Benehmen einführte. Dauergäste in Craheim waren auch der katholische Kaplan Albert Schmid, der Kontakt zu den «Fackelträgern» hatte, und Hans-Dieter Reimer von

der Zentralstelle für Weltanschauungsfragen. Hans-Dieter gehörte später zusammen mit seiner Frau Ingrid zum Craheim-Team.



*Albert Schmid (li.),
Hans-Dieter Reimer*

Wichtig war uns auch der Kontakt zur weltweiten charismatischen Bewegung. Aus diesen Kontakten entstand die «European Charismatic Leaders Conference». Die ersten drei Konferenzen führten wir in Schloss Craheim durch. Profilierte Vertreter der Charismatischen Erneuerung aus vielen europäischen Ländern nahmen daran teil – u.a. Vertreter der päpstlichen Universität Gregoriana aus Rom.



*European
Charismatic
Leaders
Conference*

Ab der 4. Konferenz fanden diese Zusammenkünfte in anderen Ländern statt, so zum Beispiel in Frankreich, in England, in Belgien und – Anfang der 80er-Jahre, nach unserer Übersiedlung in die Schweiz – auch im Nidelbad.

Wir initiierten auch regelmässige Treffen der Kommunen und jungen Bewegungen. Diese Treffen bestehen bis heute. Ein guter, geradezu freundschaftlicher Kontakt bestand zum bayerischen Landesbischof Han-

selmann, der mich eingeladen hat, bei der Konferenz der lutherischen Bischöfe über die charismatische Erneuerung und über unsere Arbeit in Craheim zu berichten. (Ich habe Heribert Mühlen als Schützenhilfe mitgenommen.)



Konferenz der lutherischen Bischöfe auf dem Schwanberg. Ganz links: Landesbischof Hanselmann; Mitte: Heribert Mühlen (mit erhobenen Händen)

Auch zu Kardinal Suenens, dem Primas der katholischen Kirche in Belgien bestanden gute Kontakte. Der Kardinal hat uns in Craheim besucht. Dieser Besuch kam folgendermassen zustande:

Ich war eingeladen worden, bei einem Sommerkurs in der Universität St. Andrews in Schottland eine Vorlesung zu halten.

Ich wohnte in einem Hotel direkt am berühmten Golfplatz. Von meinem Fenster aus konnte ich die Golfer bei ihren Spielen beobachten. Auch das Meer war ganz in der Nähe. Es reizte mich, einmal in einem so nördlichen Meer zu schwimmen. Und das habe ich auch getan. Das Wasser war eiskalt, aber ich fühlte mich nach dem kurzen Schwimmen doch recht erfrischt.

In der Universität hielt ich eine Vorlesung über den Philipperbrief des Apostels Paulus. Unter meinen HörerInnen sass auch die Privatsekretärin des belgischen Kardinals Leon Suenens, eine Altphilologin. Sie war von meiner Vorlesung so begeistert, dass sie dem Kardinal telefonierte und veranlasste, dass Suenens mich zu einem Privatbesuch nach Mechlen einlud. Und so fuhr ich im Anschluss an meine Vorlesung zusammen mit der Privatsekretärin nach Mechlen, wo mich der Kardinal aufs Herzlichste begrüßte und mich einlud, zwei Tage in seiner Residenz zu verbringen. Dort haben wir miteinander über die Bedeutung der Charismatischen Erneuerung für die Kirchen geredet und ich habe dem Kardinal von unserem Experiment in Craheim erzählt. Er war davon so begeistert, dass er vorschlug, eine kleine katholische Schwesternschaft in Craheim anzusiedeln. (Der Kardinal war für die Nonnenklöster in Belgien verantwortlich.)

Und so kam er am 30. August 1974 für drei Tage nach Craheim. Er war sehr beeindruckt vom Schloss und von unseren Aktivitäten. Ich hatte Walter Hollenweger als Vorsitzenden des Kuratoriums der Oekumeni-



*Kardinal
Suenens (links)
mit Walter
Hollenweger
in Craheim*

schen Akademie eingeladen, an den Gesprächen mit dem Kardinal teilzunehmen.

Als die Gespräche auf das Angebot des Kardinals kamen, als Verstärkung des katholisch-charismatischen Elementes in der Oekumenischen Akademie eine katholische Schwesternschaft in Craheim anzusiedeln, war es für uns selbstverständlich, Pater Eugen darüber zu informieren. Eigentlich hatte ich gedacht, dass Pater Eugen sich freuen würde, wenn das katholische Element in Craheim durch eine solche Schwesternschaft gestärkt würde. Aber das Gegenteil war der Fall. Pater Eugen reagierte äusserst ungehalten. Er meinte, dass *er* im Einverständnis mit dem Bischof von Würzburg der Vertreter der katholischen Kirche in Craheim sei und dass die Katholiken durch die von ihm geleitete «Aufbaugemeinschaft Eine Kirche» genügend vertreten seien.

Ausserdem sei das ihm unterstehende «Haus der Stille» der katholische Ort in Craheim und so sei er ent-

schieden dagegen, dass zusätzlich im Schloss eine katholische Schwesternschaft angesiedelt werde.

Kardinal Suenens, der von Pater Eugens vehementem Widerstand überrascht war, meinte, dass er nicht die Absicht habe, sich in die Angelegenheiten einer anderen Diözese einzumischen. Er ziehe deshalb sein Angebot zurück.

Trotz unserer Enttäuschung blieb das Verhältnis zu Kardinal Suenens ungetrübt und wir haben gelegentlich bei ökumenisch-charismatischen Anlässen gut zusammengearbeitet.



Kardinal Suenens bei charismatischen Veranstaltungen

Ein besonderes Ereignis war eine Dialogtagung des Einheitssekretariats des Vatikan, die auf Einladung der Oekumenischen Akademie im Juli 1974 im Schloss Craheim stattfand. Über diese Dialogtagung berichte ich ausführlich im Kapitel «Oekumenische Gespräche auf Weltebene» und in meinem Buch «Papst und Pfingstler». (Restexemplare sind beim Metanoia-Verlag erhältlich.)



Einige ökumenische Gesprächspartner beim Dialog in Craheim: Michael (anglikan.), Justus (pentecostal), Arnold (evang.), White Father (kath.)

Wichtig war uns auch die Verlagsarbeit. Für Publikationen der Oekumenischen Akademie gründeten wir den «Oekumenischen Schriftendienst», einen Vorläufer des späteren Metanoia-Verlags.

Damit kommen wir zur dritten Phase.

Phase III: Nidelbad

Auch hier gibt es eine Vorgeschichte. Dazu gehört die Begegnung mit der Schweizer Musikerin Gertrud Erni aus Schaffhausen, die durch Pater Eugen Mederlet von unserem Craheim-Experiment gehört hatte und zusammen mit ihrem Gatten Hans-Peter, Pfarrer und Pianist, Craheim schon Anfang 1969, also noch in der Aufbau-

phase, besucht hat. Gertrud nahm dann regelmässig – manchmal zusammen mit Hans-Peter – an den TZI-Kursen in Craheim teil. Da Gertrud und Hans-Peter begeisterte Musiker waren, haben wir im Vortragssaal für die beiden ein zweites Klavier aufgestellt, damit sie miteinander musizieren konnten.

Gertrud war vom Anliegen der Oekumenischen Akademie begeistert. Besonders fasziniert war sie von der Tatsache, dass in der Oekumenischen Akademie jede und jeder das tun und gestalten kann, wozu sie oder



er begabt ist und was ihm oder ihr gerade am Herzen liegt. Niemand macht Vorschriften sondern die gesamte Planung geschieht im Hören auf Gott und im charismatischen Miteinander. Mehr und mehr reifte in Gertrud der Wunsch, bei einem solchen Unternehmen mitzuwirken – ein Wunsch, der sich in den Jahren 1979 bis 1999 in überraschender Weise erfüllte.

Doch noch sind wir in Craheim. Dort haben sich allmählich einige Änderungen vollzogen. Eine methodistische Schwesternschaft, die «Jesu-Weg-Schwestern», war in den 70er-Jahren in Craheim eingezogen. Wilhard Becker, der «Hausvater» von Craheim, war mit einigen seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Craheim

ausgezogen. Reiner Edel und Siegfried Grossmann hatten schon vorher das Zentrum verlassen. Von den «Gründervätern» waren nur noch Pater Eugen und ich übrig geblieben. Nachdem Pater Eugen im Franziskushof eine selbstständige klösterliche Gemeinschaft aufgebaut hatte, war ich jetzt der Hauptverantwortliche im Schloss. Ich stand vor der schweren Frage, ob ich bereit sei, neben der Arbeit für die Akademie, die ich auf keinen Fall aufgeben wollte, auch noch die Hausvaterstelle im Schloss zu übernehmen. Nach vielen Gesprächen und hartem Ringen wurde mir deutlich, dass ich für eine solche Aufgabe, die mit viel organisatorischen und sonstigen Pflichten verbunden ist, nicht begabt bin. In dieser Zeit des Fragens und Ringens erreichte mich im Juli 1977 der Ruf des Weltkirchenrates, als Berater für charismatische Erneuerung im Oekumenischen Rat der Kirchen (OeRK) in Genf mitzuarbeiten. Nach eingehender Prüfung sagte ich «ja». Sehr gefreut habe ich mich über ei-

Der russisch-orthodoxe Liturgiker Maxime Kovalevsky (links) im Gespräch mit Walter Hollenweger in Oberhallau



nen Brief meines ehemaligen pfälzischen Kirchenpräsidenten Th. Schaller, den er mir anlässlich meiner Berufung nach Genf geschrieben hat:

Genève, 10. 2. 78

Lieber Bruder Bittlinger,

ein Gespräch vor langer, langer
Zeit kommt mir in den Sinn, da ich vor
Ihrer Berufung nach Genf war - wir sprachen
von Ihrer Mitarbeit. Nun freue ich mich mit
Ihnen und für Sie über die neue neue
schöne, nicht auch schwierige Aufgabe, die
Ihnen übertragen wurde. Gott segne Sie! Und
im Übrigen ist es schön, dass auch
einmal ein Pfälzer in solche Arbeit
berufen -

Mit guten Wünschen
H. Y. Lejeune.

Da es sich in Genf um eine Teilzeitstelle handelte, erachteten wir es für sinnvoll, diese Tätigkeit mit dem Dienst als Pfarrer in einer kleinen schweizer Gemeinde zu verbinden. Und so wurde ich im Sommer 1977 als Pfarrer von Oberhallau (Kanton Schaffhausen) gewählt. Schon bald wurde deutlich, dass meine Dienste in Genf und in Oberhallau sich gegenseitig befruchten. Einerseits wurde Oberhallau durch Besucherinnen und Besucher aus anderen Ländern und Konfessionen (siehe Bild links) und durch Berichte über meine Arbeit mit hinein genommen in das Erleben eines grösseren Chris-

tentums, andererseits bewahrte mich die Verwurzelung in einer bäuerlichen Gemeinde vor dem «Abheben» bei meiner weltweiten ökumenischen Tätigkeit.

Und wie ging es in Craheim weiter? Die bayrische Landeskirche hat eine Stelle für einen Hausvater in Craheim errichtet und diese Stelle mit einem dafür begabten Pfarrer besetzt.

Und was geschah mit der Oekumenischen Akademie? Die habe ich in die Schweiz mitgenommen. Auf Einladung von Ruedi Heinzer, damals verantwortlicher Mitarbeiter in der Evangelischen Gesellschaft der Schweiz, haben wir zunächst Tagungen in Schloss Hünningen bei Konolfingen (Kt. Bern) durchgeführt. Doch schon bald haben wir mit der Tagungsarbeit im Nidelbad, mit dem ich ja schon lange Kontakt hatte, begonnen. Von Anfang an konnte ich meine Arbeit für die Oekumenische Akademie mit meiner Aufgabe beim Weltkirchenrat verbinden. Und so haben wir schon 1979 zwei Tagungen in Verbindung mit dem OeRK im Nidelbad durchgeführt.

1979 haben wir ausserdem zu einer Tagung mit Hanna Wolf, einer damals bekannten Psychologin und Autorin, ins Nidelbad eingeladen. Dies war die erste Tagung, für deren Organisation Gertrud Erni verantwortlich war. Sie hat diese Aufgabe grossartig gemeistert, obwohl diese Tagung äusserst schwierig war. Nachdem nämlich die ca. 80 Teilnehmerinnen und Teilnehmer bereits angereist waren, teilte uns Herr Wolf telefonisch mit, dass seine Frau erkrankt sei und nicht

kommen könne. Da wir dieser Nachricht nicht so ganz getraut haben, haben wir – leider vergeblich – versucht, Hanna Wolf direkt zu erreichen. Herr Wolf hat wie ein Zerberus darüber gewacht, dass wir ja nicht persönlich mit ihr sprechen konnten. Und so blieb uns nichts anderes übrig, als in Windeseile Ersatzreferenten zu suchen. Zunächst haben wir Marie-Louise von Franz angefragt, die jedoch aus gesundheitlichen Gründen nicht zusagen konnte. Jetzt lief das Telefon heiss und wir konnten schliesslich als Referenten den Basler Psychiater und Jung'schen Psychotherapeuten Alois von Orelli und den Symbolforscher Alfons Rosenberg als Referenten gewinnen. Gertrud Erni schaffte es, die enttäuschten TagungsteilnehmerInnen auf das neue Programm umzupolen. Und so fand jene Tagung doch noch ein einigermaßen gutes Ende.

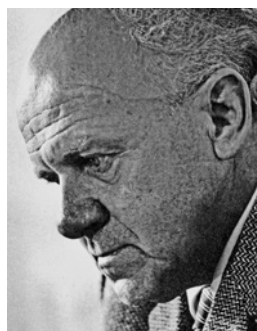
Es erhob sich nun die Frage, wie die Oekumenische Akademie in der Schweiz organisatorisch verankert werden könnte. Ich führte in Genf Gespräche mit leitenden Mitarbeitern des OeRK, unter anderem mit dem damals



Konrad Raiser

amtierenden Generalsekretär Konrad Raiser. Er meinte, dass es am Besten wäre, wenn die Oekumenische Akademie einer bestehenden Institution angegliedert werden könnte. Spontan kam mir das Nidelbad in den

Sinn, was Konrad Raiser sehr begrüßte. Und so kam es 1980 zu einer Besprechung im «Sunneschy», zu der Jakob Schelker, der «Vater-Direktor» des Nidelbad seinen designierten Nachfolger Fritz Waibel zugezogen hat. Ich war überrascht, wie kompetent sich Jakob Schelker (und mit ihm Fritz Waibel) in Spiritualität und Auftrag eines ihm bisher wenig bekannten Werkes und in die damit verbundenen praktischen Notwendigkeiten einfühlte. So meinte Jakob Schelker spontan: «Dann brauchen Sie auch ein Büro.» So kam es zu der Vereinbarung, dass die Oekumenische Akademie dem Nidelbad angegliedert wurde und fortan den Namen trug «Oekumenische Akademie im Nidelbad». Unter diesem Namen hat dann der Weltkirchenrat die Oekumenische Akademie als Studienzentrum der OeRK-Kommission für Weltmission und Evangelisation anerkannt (weltweit gab es damals 30 solcher Studienzentren des OeRK).



Jakob Schelker

Für die Oekumenische Akademie formulierten wir nebenstehende Leitlinien (siehe Seite 57).

Als Büro stellte das Nidelbad der Oekumenischen Akademie einen Raum im Brüderhaus Zürich, Tellstrasse 2, zur Verfügung.

Dort betrieb die Oekumenische Akademie auch einige Jahre lang ein vom OeRK angeregtes «Ecumeni-

Wer ist die Oekumenische Akademie im Nidelbad?

Sie ist ökumenisch ...

Im Sinne der ursprünglichen Wortbedeutung (das griech. Wort OIKUMENE bedeutet: «Die bewohnte Erde») interessiert sich die Oekumenische Akademie für alles, was Menschen auf Erden bewegt – nichts ist ausgeklammert («Alles gehört euch – ihr aber gehört zu Christus», sagt der Apostel Paulus). Die Oekumenische Akademie weiss sich einem «grösseren Christentum» verpflichtet, einer dem Himmel und der Erde treuen Spiritualität, in der auch die Erfahrungen anderer Kulturen einen gebührenden Platz haben («Die Pracht und die Herrlichkeit der Völker wird eingebracht», sagt die Johannes-Offenbarung).

Sie ist eine Akademie ...

Das Wort «Akademie» stammt vom Platanenhain des Akademos (griech. AKADEMIA) in der Nähe von Athen, in dem der Weisheits-Freund Plato mit seinen Freunden Gespräche führte. Bei diesen Gesprächen, in denen es um Gott und die Welt, um Himmel und Erde, um kosmische Realitäten und alltägliche Begebenheiten ging, wurden Träume und Visionen genauso beachtet (manchmal sogar mehr!) wie logische Überlegungen und praktische Erfahrungen. Die Oekumenische Akademie weiss sich dieser Tradition verpflichtet und nimmt deshalb den einzelnen Menschen mit seiner Begabung und Erfahrung und mit seinen Ausdrucksmöglichkeiten ernst.

Sie ist im Nidelbad ...

Die ökumenische Gemeinschaft im Nidelbad (in Rüschlikon bei Zürich) ist die älteste ökumenische Institution der Welt. Ihre Anfänge reichen ins Jahr 1899 zurück. Längst bevor andere ökumenische Institutionen entstanden sind (wie z. B. der Oekumenische Rat der Kirchen und seine Vorläufer), wurde im Nidelbad Ökumene gelebt und erlitten. Dabei spielte der praktische diakonische Einsatz von Anfang an eine wesentliche Rolle. Seit ihrer Gründung weiss sich die Oekumenische Akademie mit der «geerdeten Spiritualität» des Nidelbad verbunden. Seit 1980 ist sie dem Nidelbad offiziell angegliedert und trägt deshalb den Namen «Oekumenische Akademie im Nidelbad».

cal Communication Centre for Worldwide Charismatic Renewal» mit einem Informationsblatt, das wir in vier Sprachen (in englisch, französisch, spanisch und deutsch) weltweit verschickten.

Im Nidelbad begann jetzt eine rege Tagungstätigkeit. In der Passionszeit führten wir – in der Regel zusammen mit Alfons Rosenberg – Fastenwochen durch.

*Bei einer Tagung
im Nidelbad: Alfons
Rosenberg (rechts) im
Gespräch mit Hans
Bürki, dem Grün-
der der «Vereinigten
Bibelgruppen» (VBG)*



Zusammen mit Walter Hollenweger gestalteten wir eine Tagung über den Propheten Jona, bei der uns Walter mit der narrativen Theologie vertraut machte und mit uns ein Jona-Spiel einübte, für dessen Aufführung wir einen riesigen Fisch bastelten, während ich den biblischen Text tiefenpsychologisch interpretierte. Bei dieser Tagung war Helen Dormann zum ersten Mal im Nidelbad – was weit reichende Folgen hatte. (Mehr dazu ab Seite 61.)

In Verbindung mit der «Christian Medical Commission» des Weltkirchenrates befassten wir uns mit dem Thema «Heil und Heilung für den ganzen Menschen».

Mit Ruth Cohn, der Begründerin der TZI-Methode, gestalteten wir eine eindrucksvolle TZI-Tagung zum Thema «Frieden».

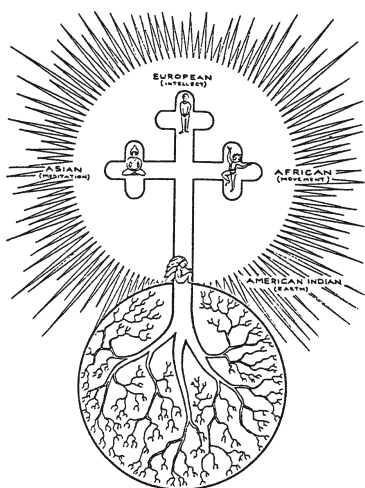
Bei der «European Charismatic Leaders Conference», die wir anfangs der 80er-Jahre im Nidelbad durchführten, befassten wir uns mit dem Thema «Die Bedeutung des charismatischen Aufbruchs für die Weltmission». Bei die-



Ruth Cohn

sie Konferenz hatte eine eher evangelikal geprägte Teilnehmerin einen eindrucklichen Traum, in dem ihr Buddha begegnete, was sie zunächst schockierte, ihr dann aber die Augen für ein grösseres Christentum öffnete. Bei derselben Tagung hatte eine andere Teilnehmerin

eine Vision des alle Kulturen umfassenden kosmischen Christus – eine Vision, die sie anschliessend gezeichnet hat (s. links).



Grossen Anklang fanden auch unsere Märchentagungen, bei denen u. a. die Märchenerzählerin Felicitas Betz – angeleuchtet vom Kaminfeuer

im Riegelhüsli – in schöner Sprache auswendig Märchentexte vortrug, über die wir anschliessend miteinander sprachen. Bei all diesen Tagungen war Gertrud Erni nicht nur die Hauptorganisatorin sondern vor allem auch die Seele der Tagungen. Durch ihre starke persönliche Ausstrahlung hat sie viele Menschen bewegt, unsere Tagungen zu besuchen. Während ich der «Kopf» der Oekumenischen Akademie war und Vorträge und Referate hielt, war Gertrud das «Herz» der Akademie. Als treue und zuverlässige Mitarbeiterin stand ihr Sonja Scheuermeier zur Seite.



Gertrud Erni

Gertrud ist es auch zu verdanken, dass meine «Vaterunser-Chakren-Meditation» nicht in Bibliotheken verstaubt, sondern für viele Menschen zu einer hilfreichen Erfahrung geworden ist. Ich hatte die Chakren 1987 bei einer interreligiösen Konsultation des OeRK in Japan kennen gelernt und mit Erstaunen festgestellt, dass diese körperlichen Energiezentren

nicht nur mit den einzelnen Stationen des Individuationsweges in Einklang stehen sondern auch mit den Sätzen des «Unser Vater». Ich habe diese Erkenntnis 1988 für eine Vorlesung im C. G. Jung-Institut Zürich und für einen Religionslehrerinnenkurs in Schaffhausen ausgearbeitet. Bei diesem Kurs war auch Elsbeth



Elsbeth Schneider

Schneider unter den Hörerinnen. Dort bin ich Elsbeth zum ersten Mal begegnet. Sie hat später viele Jahre lang in der Oekumenischen Akademie mitgearbeitet.

Noch bevor der Kösel-Verlag meine Vaterunser-Chakren-Meditation als Buch veröffentlicht hatte, hat Gertrud Erni, die das Manuskript gelesen hat, daraus eine Meditationstagung im Nidelbad gestaltet. Gertrud war von der Vaterunser-Chakren-Meditation so beeindruckt, dass sie selber ein Buch darüber geschrieben hat. Ausserdem haben wir in den 90er-Jahren des vorigen Jahrhunderts drei Ausbildungskurse mit dieser Thematik unter dem Titel «Meditation und Selbstwerdung» durchgeführt. Wegen des grossen Anklangs dieser Kurse haben wir einen vierten Kurs ausgeschrieben, den wir jedoch infolge der Erkrankung von Gertrud wieder absagen mussten.

Doch noch sind wir nicht soweit. Deshalb zurück zu den Tätigkeiten der Oekumenischen Akademie.

Auf Initiative von Gertrud Erni hat die Oekumenische Akademie auch einen Ausbildungskurs für Sakralen Tanz mit Maria-Gabriele Wosien organisiert. An diesem Kurs hat auch Helen Dormann teilgenommen.



Sakrale Tänze und Kreistänze waren fortan ein wesentliches Element bei fast allen Veranstaltungen der Oekumenischen Akademie.

Helen Dormann hat den Kontakt zu Gabriele Wosien weiter gepflegt und ist unterdessen nicht nur zur treuen Mitarbeiterin von Gabriele geworden, sondern hat auch Bücher und Filme von Gabriele Wosien veröffentlicht.

*Helen
Dormann
und Gabriele
Wosien (li.)*



Damit sind wir beim «Metanoia-Verlag». Wie erwähnt hat die Oekumenische Akademie schon in Craheim einen «Oekumenischen Schriftendienst» gegründet, der heute noch als Buchhandlung in Craheim besteht. Als Gertrud Erni mich 1983 gebeten hat, beim ersten ökumenischen «Frauenzmorge» in Schaffhausen-Buchthalen einen Vortrag zu halten, haben wir diesen Vortrag mit dem Titel «Auf dem Weg zur Ganzheit» anschliessend in Schreibmaschinenschrift als erstes Heft einer Schriftenreihe veröffentlicht. Wir nannten diese Schriftenreihe auf Vorschlag unseres Kuratoriumsmitglieds Carl Schneider «Metanoia-Schriftenreihe». (Das griechische Wort «Metanoia» bedeutet «umdenken», zu neuen Ufern aufbrechen.) Anschliessend haben wir weitere Vorträge, die bei Veranstaltungen der Oekumenischen Akademie gehalten worden sind, als Metanoia-Hefte veröffentlicht, so z. B. den inzwischen weit verbreiteten Vortrag von Peter Schellenbaum «Wir sehen uns im Anders». Für die Erstellung und den Vertrieb dieser Metanoia-Hefte war Sonja Scheuermeier verantwortlich. Sonja hat diese Schriftenreihe jahrelang in unermüdlichem Einsatz mütterlich betreut.

1987 haben wir dann einen Verlag gegründet und ihn im Anschluss an die Metanoia-Schriftenreihe «Metanoia-Verlag» genannt. Der Verlag wurde von Anfang an in vorbildlicher Weise von Helen Dormann auf- und ausgebaut.

Es entstanden neben der Metanoia-Schriftenreihe noch andere Publikationsreihen, so die Reihen «Geheimnis der Märchen», «Gedanken und Studien» und

andere. Der Metanoia-Verlag veröffentlicht auch die «Biblischen Spiele» von Walter Hollenweger (in dieser Reihe wurde auch das oben erwähnte Jona-Spiel veröffentlicht) und die Arbeiten der Tanzpädagogin Maria-Gabriele Wosien. In der Folge hat der Metanoia-Verlag neben Schriften und Büchern auch Tonträger und Film-DVDs publiziert.

Nun zurück zu Gertrud Erni. Als Studienleiterin der Oekumenischen Akademie begnügte sie sich nicht mit den Tagungen im Nidelbad sondern entfaltete eine reiche Tätigkeit auch an anderen Orten. So initiierte sie nicht nur das Morgengebet und den «Oekumenischen Frauenzmorge» in Schaffhausen-Buchthalen, sondern auch Meditations-Tanzabende im Münster Schaffhausen. Diese Veranstaltungen bestehen bis heute weiter.

Auch an vielen anderen Orten wurde sie zu Vorträgen und Kursen eingeladen. Besonders eindrücklich waren die Sommer- und Winter-Sonnwendfeiern, die Gertrud im Garten von Sonja Scheuermeier und auf dem Randen durchführte. Doch dann überfiel Gertrud eine schwere Krankheit. Als sie im Mai 1999 als letzte Tätigkeit mit letzter Kraft ein Kapitel aus ihrem gerade erschienenen Buch «Die Erde mit dem Himmel verbinden» bei der letzten Tagung unseres letzten Ausbildungskurses «Meditation und Selbstwerdung» vorlas, war ihr Terminkalender noch auf viele Monate hinaus mit Veranstaltungen gefüllt, die alle abgesagt werden mussten.



*Gertrud
Erni (links)
im Gespräch*

Nach dem plötzlichen Ausscheiden von Gertrud ist es still geworden um die Oekumenische Akademie. Wir mussten uns allmählich wieder neu finden und sammeln. Elsbeth Schneider, die schon bei den Ausbildungskursen «Meditation und Selbstwerdung» und bei anderen Veranstaltungen mitgearbeitet hat, übernahm organisatorische und sonstige Aufgaben. Helen Dormann organisierte neben der sich ständig ausweitenden Verlagsarbeit die von Alfons Rosenberg gegründeten und nach dem Tode von Alfons Rosenberg 1985 von der Oekumenischen Akademie weitergeführten Michaelstreffen und einige andere Tagungen.

Im Sommer 2003 entschlossen wir uns, eine zweijährige «Lebensschule für über 40-Jährige» anzubieten, die wir dann von Mai 2005 bis Mai 2007 in verschiedenen Tagungsstätten, aber hauptsächlich im Nidelsbad durchführten. Wir konnten für diese Lebensschule hervorragende Kursleiterinnen und Kursleiter gewin-

nen, z. B. Anselm Grün, Marcel Martin, Ingrid Riedel, Peter Schellenbaum, Fulbert Steffensky u. a.

Für die Organisation und für die Einübung in sakrale Kreistänze war Elsbeth Schneider zuständig. Sie hat diese Aufgabe souverän und kompetent gemeistert.

Für mich war die Lebensschule die Abschiedsveranstaltung als Leiter der Oekumenischen Akademie.

Nach genau 40 Jahren habe ich am 1. Januar 2007 die Leitung der Akademie meinem Nachfolger, dem Theologen und Musiker Simon Jenny übergeben. Er führt jetzt zusammen mit seinem Mitarbeiterteam die Oekumenische Akademie in neuer dynamischer Weise weiter.



Simon Jenny bei einer Tagung im Nidelbad

Oekumenische Begegnungen

Dass ich in der Oekumenischen Akademie Tagungen und Kurse durchführte, heisst nicht, dass ich ständig in Craheim anwesend war. Ganz im Gegenteil, ich war häufig auf Reisen. Die im zweiten Teil meiner «Erinnerungen» erwähnte Behauptung eines Evangelikalen – «Wenn du dich weiterhin mit den Charismen beschäftigst, wirst du dir deinen zukünftigen Weg verbauen.» – erwies sich als falsch. Das Gegenteil wurde wahr. Ich erhielt eine Fülle von Einladungen von landeskirchlichen und freikirchlichen Pfarrer- und Predigerkonferenzen, von der Konferenz der CVJM-Sekretäre, von Akademien, von orthodoxen, katholischen und evangelischen theologischen Fakultäten und Ausbildungsstätten, von der Bischofskonferenz der Vereinigten evangelisch lutherischen Kirche in Deutschland (VELKD), vom Oekumenischen Rat der Kirchen (OeRK) und von vielen anderen Gremien und Verbänden – nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Österreich, im Elsass und im übrigen Frankreich, in Dänemark, in Spanien, in England, in den USA und in manchen anderen Ländern (je mehr ich meine Erinnerungen aufsteigen lasse, desto mehr Länder fallen mir ein).

Doch davon will ich jetzt nicht erzählen – jetzt geht es um meine Begegnungen mit orthodoxen Christen.

Begegnungen mit orthodoxen Christen

Im Juni 1964 nahm ich zum ersten Mal am Oekumenischen Kirchentag des Schweizerischen Diakonievereins (SDV) im Nidelbad bei Zürich teil. (Oekumenische Kirchentage werden im Nidelbad seit 1921 alljährlich jeweils am 3. Wochenende im Juni durchgeführt.)



Linkes Bild: Bischof Jean Kovalevsky (li.) mit Alfons Rosenberg; rechtes Bild: Erzbischof Seraphim im Gottesdienst

Dort begegnete ich Bischof Jean Kovalevsky, Bischof der französisch-orthodoxen Kirche, und dem russisch-orthodoxen Archimandriten Seraphim (später russisch-orthodoxer Erzbischof in Zürich) – zwei eindruckliche

bärtige Gestalten, die beim Ausbruch der bolschewistischen Revolution aus Russland geflohen sind. Sowohl Bischof Jean und sein Bruder Maxime, Experte für orthodoxe Kirchenmusik, als auch der Archimandrit Seraphim entstammten dem russischen Hochadel. Seraphim war Sohn eines Kosakenfürsten. Er erzählte mir, dass er schon als Kind im Sattel sass und dass er 1917 im Zarenpalast zu St. Petersburg den Ausbruch der Revolution miterlebt hat.

Als Abschluss der ökumenischen Kirchentage im Nidelbad wurde viele Jahrzehnte lang ein orthodoxer Gottesdienst gefeiert. Entweder nach der Chrysostomos-Liturgie oder nach der von Maxime Kovalevsky vertonten gallikanischen Liturgie. Die orthodoxen Gesänge haben eine tiefe Schicht meiner Seele berührt und berühren sie immer noch.

Angeregt durch die Nidelbader Kirchentage haben wir in den Jahren 1965 bis 1969 in Königstein im Taunus ebenfalls ökumenische Kirchentage durchgeführt, bei denen neben Bischof Jean und Archimandrit Seraphim der russisch-orthodoxe Priester Ignatiev, der orthodoxe Erzpriester Ambrosius Backhaus und der syrisch-orthodoxe Bischof Gregorius (Paul Verghese) mitgewirkt haben.

Eine weitere Begegnung mit der Orthodoxie war eine ökumenische Konsultation in Genf, zu der ich 1965 vom Oekumenischen Rat der Kirchen (OeRK) eingeladen worden war, um über heutige charismatische Erfahrungen zu berichten. Bei dieser Konsultation haben

auch Vertreter der orthodoxen Kirche mitgewirkt, so zum Beispiel Johannes Meyendorff, ein profunder Kenner der Theologie und Spiritualität der Ostkirche. Eine orthodoxe Konsultationsteilnehmerin meint im Anschluss an meinen Beitrag: «I can easily swim in what you say!» Mir ging es ebenso mit den orthodoxen Beiträgen. Auch ich konnte in diesen Beiträgen «leicht mit schwimmen».

Vertieft wurde meine Vertrautheit mit der orthodoxen Spiritualität und Liturgie durch die Teilnahme an einem orthodoxen Seminar, das der griechisch-orthodoxe Professor Nikos Nissiotis im Frühjahr 1969 im Oekumenischen Institut Bossey bei Genf und im Institut Saint Serge in Paris durchführte. An diesem Seminar nahmen auch Vertreter der «Union de Prière», einer charismatischen Erneuerungsbewegung innerhalb der französisch-reformierten Kirchen teil. Die Spiritualität der Union de Prière ist von der orthodoxen Liturgie beeinflusst.

Einen guten Kontakt hatte ich spontan zu meinem Namensvetter Arnold Brémond, einem französisch-reformierten Pfarrer, dessen Bücher eine geerdete Spiritualität atmen. Arnold Brémond bin ich später noch einmal bei einer Tagung der «Union de Prière» in Charmes (Frankreich) begegnet. Er «wusste», dass dies unsere letzte Begegnung auf Erden sein würde. Er schrieb mir deshalb in sein Buch «Vivarais – terre ardente» folgende Widmung:



«Dem Bruder Arnold Bittlinger überreiche ich dieses Buch als Zeugnis einer grossen Bruderschaft, in der Gottes Geist den Erdboden und die Liebe (Agape) die menschliche Natur verklärt. Bossey-Charmes → Reich Gottes.»

Diese Widmung atmet zutiefst orthodoxen Geist!

Schon bald nach der Begegnung in Charmes ist Arnold Brémont im besten Alter plötzlich gestorben.

Wie gesagt, die «Union de Prière» fühlt sich der orthodoxen Spiritualität besonders verbunden. Sie hat schon früh erkannt, dass die charismatische und die orthodoxe Spiritualität zutiefst miteinander verwandt sind und dass uns in den orthodoxen Gesängen ein Nachklang der charismatischen Gesänge der frühen Christenheit begegnet.

Während in Bossey die theoretische Einführung in die orthodoxe Liturgie und Spiritualität stattfand, erfolgte die praktische Einübung in die orthodoxe Litur-

gie im russisch-orthodoxen Institut Saint Serge in Paris. Dort nahmen wir an der Osterliturgie teil. Am Gründonnerstag wurde in der Kirche Saint Serge die gesamte Apostelgeschichte des Lukas gelesen. Diese Lesung dauerte ungefähr fünf Stunden lang. Wir konnten zuhören so lange wir wollten. Wir konnten aber auch die Kirche verlassen und nach einiger Zeit wieder kommen und zuhören.

Eine eindrückliche Traurigkeit und Ergriffenheit erfasste die orthodoxen Gläubigen, als sie in der Karfreitagsliturgie das Drama des Leidens und Sterbens Jesu erlebten. Als dann nach der Stille des Karsamstags um Mitternacht der Osterjubiläum ausbrach, riefen sich die Gläubigen auf russisch zu: «Christos voskrese! Vaistinno voskrese!» (deutsch: Christus ist auferstanden – er ist wahrhaftig auferstanden). Dabei begrüßten sich die Anwesenden mit dem geschwisterlichen Kuss. Ich sehe heute noch Nikos Nissiotis vor mir, wie er zorn erfüllt eine Studentin, die an unserem Seminar teilnahm, anfuhr, als sie ihn ein wenig zu erotisch «geschwisterlich» küsste. Nissiotis meinte erregt, dass dies ein Missbrauch des «heiligen Kusses» sei. In der Osternacht gab es dann eine festliche Ostermahlzeit, die wir nach dem kargen Essen in der Karwoche besonders genossen.

Am Ostermorgen gingen wir zum orthodoxen Friedhof. Auf den Grabsteinen standen Namen so bedeutender russisch-orthodoxer Gelehrter wie Nicolai Berdiajew (1874–1948) und Sergej Bulgakow (1891–1940). Singend zogen wir hinter der Osterfahne an den Grä-

bern vorbei. Noch heute klingen in mir die Melodie und die Worte des sich ständig wiederholenden russischen Auferstehungsgeangs: «Christus ist auferstanden aus dem Grab, aus den Gräbern werden auch wir auferstehen...»

Im Wintersemester 1969/70 vertiefte ich in der mit der Universität Genf verbundenen Oekumenischen Hochschule in Bossey als Assistent von Professor Nikos Nissiotis meine Kenntnisse der orthodoxen Theologie und ihrer Bedeutung für die ökumenische Christenheit.

Bei meinen späteren Begegnungen mit orthodoxen Gemeinden und Christen hat mich vor allem die Volksverbundenheit der orthodoxen Kirche und ihre Verwurzelung in den unterschiedlichen Kulturen beeindruckt. So erlebte ich orthodoxe Priester in ländlichen Gebieten Griechenlands und auf griechischen Inseln als «Väter» ihrer Gemeindeglieder, die nicht nur für den Gottesdienst zuständig sind, sondern sich auch um «weltliche» Anliegen ihrer Gemeindeglieder kümmern.

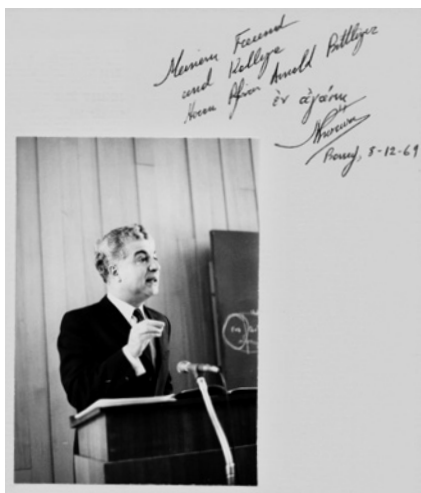
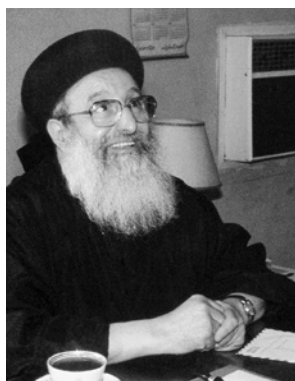


Bild und Widmung von Nikos Nissiotis in seinem Buch «Die Theologie der Ostkirche im Ökumenischen Dialog»

Eine eigenartige Verwurzelung in ihrer Kultur erlebte ich bei den orthodoxen Christen in Syrien, bei denen im Gottesdienst mit Schreckschusspistolen geschossen wird. Dass so etwas zu einem christlichen Gottesdienst gehören könnte, hätte ich bisher nicht für möglich gehalten. Ich wurde jedoch eines Besseren belehrt, als ich – als Mitglied eines ökumenischen Ausschusses (zu dem auch der Patriarch gehörte) – in Damaskus an einem Gottesdienst der syrisch-orthodoxen Kirche teilnahm. Die Kathedrale war gepackt voll. Die Liturgie in arabischer Sprache wirkte auf mich fremd, aber die Gemeinde sang kräftig mit. Dann marschierten die Pfadfinder ein, etwa zweihundert Jungen und Mädchen in hellblauen Hemden mit bunten Schnüren und Abzeichen. Sie stellten sich an beiden Seiten des Mittelgangs auf, um ihn freizuhalten für die Prozession der



Patriarch Ignatius IV

in prächtige Gewänder gekleideten Priester und Bischöfe. Der Gottesdienst wurde geleitet von Ignatius IV, «Patriarch von Antiochien und dem ganzen Osten».

Trotz des Prunks war nichts zu spüren von einer Distanz zwischen «Geistlichen» und «Laien». Im Gegenteil, ich hatte den Eindruck einer grossen Familie. Und dann wurde mit Schreckschusspistolen geschossen. Ich musste mir die Ohren zuhalten bei dem Geknalle. Aber der Patriarch

meinte, das sei eine alte Tradition in Syrien und dagegen könne man nichts machen: «Das Schiessen ist Ausdruck der Freude und eine Ehrenbezeugung für Gott.»

Am nächsten Tag hatten wir Arbeitssitzungen mit dem Patriarchen. Sie fanden im Kloster Sednaya statt, das in einer entlegenen Felsenschlucht liegt. Das Kloster stammt aus einer Zeit, in der Syrien noch christlich war. Die Muttersprache der Mönche ist Aramäisch. Über dem Sitz des Patriarchen hing ein Bild von Jesus und von Asad, dem Vater des heutigen – ich schreibe diesen Satz im Jahr 2011 – syrischen Präsidenten. Ein Miteinander von Thron und Altar ist im Orient alte Tradition. Sie wird auch dort aufrecht erhalten, wo der «Thron» von einem Moslem besetzt ist. So erzählte uns Ignatius von seinen guten Beziehungen zu Asad, der ihn immer wieder um Rat frage. Der Patriarch meint, dass er bei solchen Gesprächen dem Staatspräsidenten unverblüht seine Meinung sage, auch zu heiklen Fragen der Politik.

Im Kloster Sednaya wird eine alte Marien-Ikone verehrt. Sie liegt wohlverwahrt hinter einem Gitterfenster in der von Kerzenrauch geschwärzten Krypta. Die eigenartig schöne Ikone gilt als die älteste der Christenheit. Nach der Überzeugung der Mönche wurde sie vom Evangelisten Lukas gemalt.

Beim Mittagessen sass ich neben einem uralten Bischof, der sich freute, dass ich mich für seine Muttersprache interessierte. Er war stolz darauf, dass seine Sprache die Muttersprache Jesu war. Er schrieb mir auf einen Zettel aramäische Texte und erläuterte die heu-

tige Aussprache, die von der Aussprache zur Zeit Jesu etwa so verschieden ist wie das Althochdeutsche vom Neuhochdeutschen, nur der Konsonantenbestand ist gleichgeblieben. Der Bischof schrieb mit zittriger Hand das Kreuzeswort Jesu nach Mt. 27, 46 in lateinischer und aramäischer Schrift:

ili ili lmono
sheton
ܐܠܗܐ ܐܠܗܐ ܐܠܗܐ ܐܠܗܐ?

Auf meine Frage, was für ihn der Ausspruch «Mon Dieu, mon Dieu, pourquoi m'as-tu abandonné?» (ich sprach mit dem Bischof französisch) bedeute, antwortete der Bischof: «In diesem Satz ist das Wesen Gottes zusammengefasst.»

Seit diesem Erlebnis sind viele Jahre vergangen, aber jedesmal, wenn ich dieses Kreuzeswort Jesu lese, kommt mir die Antwort des alten Bischofs in den Sinn. Ja, in diesem Satz ist das Wesen Gottes wie in einem Brennglas zusammengefasst: Gott ist der nahe Gott, der sich uns Menschen persönlich zuwendet. Jesus sagt deshalb: «*Mein Gott, mein Gott*». Bis in den Tod hinein hält Jesus an der Verbundenheit mit Gott fest. Er hält fest an dem Wissen: «Ich und der Vater sind eins» (Joh. 10,30) und an den vielen anderen Aussagen, in denen seine Verbundenheit mit seinem himmlischen Vater zum Ausdruck kommt.

Das Kreuzeswort: «Eli, eli, lema sabachtani?» offenbart jedoch nicht nur den «hellen» Gott, der ganz nahe ist, sondern auch den «dunklen» und «fremden» Gott, der Jesus in seiner schrecklichsten Stunde anscheinend nicht beisteht.

Es fällt auf, dass dieses Kreuzeswort im Neuen Testament in aramäischer Sprache überliefert ist, während alle anderen Kreuzesworte in griechischer Sprache überliefert sind. Es fällt weiterhin auf, dass ein Bedeutungsunterschied besteht zwischen dem hebräischen Urtext des von Jesus zitierten 22. Psalmes und dem aramäischen Text dieses Psalmwortes.

Während das hebräische Wort *azab* auch «verlassen» bedeuten kann, ist die Hauptbedeutung des von Jesus verwendeten aramäischen Wortes *sabach* «zulassen». Es geht also in diesem aramäischen Gebet nicht darum, dass Jesus den Eindruck hat, dass Gott ihn «verlassen» hat, also «abwesend» ist, sondern dass er dieses schreckliche Geschehen «zulässt» ohne einzugreifen. Auch die griechische Übersetzung dieses Wortes (*eng-katelipes*) hat vor allem die Bedeutung: «jemanden im Stich lassen oder preisgeben». Es geht also nicht darum, dass Gott nicht da ist, sondern dass er nicht eingreift. Er lässt es zu, dass Jesus am Kreuz entsetzliche Qualen erleidet.

Am Kreuz begegnet Jesus somit nicht nur dem «nahen» Gott, dem liebenden Vater, mit dem er sich eng verbunden weiss, und den er mit «*mein* Gott» anredet, sondern auch dem «fernen» und fremden Gott, der ihn nach seiner Taufe in die Wüste hinaustreibt, damit er

vom Teufel versucht wird. Er begegnet dem Gott, dem auch Hiob begegnet ist.

Aber das ist nicht das Letzte, sondern Jesus fragt mit dem aramäischen Wort «*lema*» (wozu?) nach dem *Sinn* des Kreuzesgeschehens und nach dem Sinn des Nichteingreifens Gottes. Jüdisches Denken ist (ebenso wie die Analytische Psychologie!) nicht so sehr an den Ursachen eines tragischen oder leidvollen Geschehens interessiert, sondern an dessen Sinn. Es geht deshalb nicht um das *Warum*, sondern um das *Wozu*. Nach dem «Wozu» fragen heisst, an einen Sinn des Lebens und des Leidens glauben, daran festhalten, dass Gott in den schweren Stunden unseres Lebens gerade nicht «abwesend» ist, sondern dass er solche Situationen «zulässt», weil sie für uns und für die Welt notwendig sind.

Mit «wozu» übersetzen jüdische Gelehrte in Psalm 22,2 aber auch das hebräische Wort *lama* (z.B. Samuel R. Hirsch in seinem Psalmen-Kommentar). Auch die griechische Übersetzung in Mt. 27,46 (*hinati*) und in Mk. 15,34 (*eis ti*) machen deutlich, dass das hebräische Wort *lama* (aram. *lema*) mit «wozu» übersetzt werden sollte (und nicht mit «warum»).

Anlässlich eines Vortrags des jüdischen Professors Pinchas Lapide, der darüber sprach, dass alles in unserem Leben einen Sinn hat und dass deshalb für einen Juden nicht das «Warum», sondern das «Wozu» wichtig ist, wurde ich in der Pause zufällig Zeuge des folgenden Gesprächs: einer der Zuhörer – ebenfalls ein Jude – fragte den Professor: «Wozu Auschwitz?» Lapide wurde ganz erregt und sagte: «Das hat nichts mit Gott zu tun –

das haben Menschen gemacht!» Der Fragesteller blieb jedoch beharrlich und meinte: «Ohne Auschwitz kein Staat Israel!» (So etwas darf nur ein Jude sagen!) Da wurde der Professor nachdenklich und sagte schliesslich: «Sie haben recht.»

Ich fragte einmal in einer therapeutischen Gruppe nach der unterschiedlichen psychischen Wirkung von der Vorstellung, dass Gott mich «verlassen» hat, also abwesend ist, und der Vorstellung, dass er ein leidvolles Geschehen «zulässt». Eine Teilnehmerin meinte: «Wenn ich mir vorstelle, dass Gott mich *verlassen* hat, dann spüre ich, wie meine Energie mich verlässt. Wenn ich mir dagegen vorstelle, dass Gott mein Leiden *zulässt*, dann wird diese Vorstellung in mir zu einer Energiequelle, und ich spüre, dass dieses *Zulassen* einen Sinn hat.»

Die Antwort auf die Frage «Wozu?» hat Jesus noch am Kreuz erhalten. Sein vorletztes Kreuzeswort (*tetelestai*, «es ist vollbracht») macht deutlich, dass er den Sinn des grausigen Geschehens erkennt, nämlich dass dieses Geschehen notwendiger Bestandteil der Ganzheit ist, zu der auch das Leiden gehört. Auch die frühe Christenheit erkannte im Kreuzesgeschehen einen tiefen Sinn. Sie sah darin *die* Heilstat Gottes schlechthin. So bezeichnet z. B. der Apostel Paulus das Kreuz Christi als Voraussetzung für die kosmische Erhöhung Christi (Phil. 2, 9: «*deshalb* erhöht ihn Gott») und als «Gotteskraft» für die Nachfolger Christi (1. Kor. 1, 18). Das Zeichen des Kreuzes und Worte wie «das Kreuz ist meine einzige Hoffnung» (*crux spes unica mea*), und «im Kreuz

ist Heil» wurden in der frühen Christenheit zu wegweisenden und heilenden Worten.

Das also sind Gedanken, die das Wort des syrischen Bischofs in mir auslöst.

Und dann geht es weiter nach Ägypten. Unser ökumenischer Ausschuss ist bei dem koptischen Bischof Samuel in Kairo zu Gast. Die Kopten bilden zwar nur ein Zehntel der Bevölkerung Ägyptens, aber sie wissen, dass sie die «eentlichen» Ägypter sind (das Wort «Kopte» heisst «Ägypter») und dass die Araber «Fremde» sind, die erst später in Ägypten «eingewandert» sind. «Wir sind eine Minorität mit einem Superioritätskomplex» meint Bischof Samuel und schlürft lächelnd seinen Tee, während der ordengeschmückte Sadat aus dem Bilderrahmen an der Wand mit unbewegter Miene auf ihn herabschaut.

Dann besichtigen wir die Sankt Markus-Kathedrale. Sie ist der Mittelpunkt der Koptischen Kirche. Der Riesenbau hat 5000 Sitzplätze. (Wenn der koptische Papst Shenouda am Freitag Abend seine Bibelauslegungen hält und Fragen beantwortet, dann drängen sich bis zu 7000 Menschen in der Kathedrale!) Die Kirche wurde 1968, am 1900. Todestag des Evangelisten Markus (der als der Gründer der koptischen Kirche gilt), eingeweiht. Ehrengäste waren unter anderen der damalige ägyptische Präsident Nasser (der 1965 den Grundstein der Kathedrale gelegt hat) und sein Mitstreiter Sadat, der äthiopische Kaiser Haile Selassie und Eugene C. Blake, der damalige Generalsekretär des Oekumenischen Ra-

tes der Kirchen (OeRK). Zur Einweihung wurde die Reliquie des Markus von Venedig nach Kairo überführt und in einem Granit-Sarkophag beigesetzt.

Den Nachmittag verbringen wir mit einer Gruppe koptischer Frauen, die in den Slums von Kairo arbeiten. Um junge Mädchen in diesen Elendsvierteln vor Verwahrlosung zu schützen, hat die koptische Kirche bisher 88 Entwicklungszentren eingerichtet, die von freiwilligen Helferinnen betreut werden. An vier Tagen in der Woche ist Unterricht. Neben Lesen und Schreiben lernen die Mädchen – sie sind zwischen 14 und 24 Jahre alt – vor allem praktische Dinge, wie Kochen, Nähen, Krankenpflege usw. Die Lebensmittel für die Kochkurse werden vom OeRK gestiftet, die übrigen Mittel bringen die koptischen Helferinnen selber auf – z.T. unter grossen persönlichen Opfern.

Wir sind erstaunt über das Geschick der Mädchen. Einige machen kunstgewerbliche Arbeiten (Wandteppiche und dergleichen), wobei sie an alte ägyptische Traditionen anknüpfen. Jeden Morgen ist eine halbe Stunde lang Andacht. Dadurch werden viele der Mädchen für den christlichen Glauben gewonnen. «Die Arbeit mit den Mädchen hat unserem Leben einen neuen Sinn gegeben» meinte eine der Helferinnen, «wir wussten gar nicht, dass Helfen so froh machen kann». Soviel zu Syrien und Ägypten.

Und jetzt geht es nach Amerika.

Im Jahre 1972, bei der ersten Session des Dialogs zwischen dem Vatikan und Vertretern der weltweiten Pfingstbewegung, bei der auch Vertreter der charismatischen Erneuerung als Berater eingeladen waren, lernte ich den syrisch-orthodoxen Priester Athanasios Emmert kennen. Seine Vorfahren sind aus der Pfalz nach Pennsylvanien ausgewandert. Nach seinem Übertritt



Father Athanasios in Craheim

zur orthodoxen Kirche und seiner theologischen Ausbildung betreute Father Athanasios die orthodoxe Gemeinde in Hazleton (Pennsylvanien). Im vatikanischen Dialog vertrat Father Athanasios die charismatische Erneuerung in der orthodoxen Kirche.

Ich erzählte Athanasios von unserem ökumenischen Experiment in Schloss Craheim und fragte ihn, ob er sich vorstellen könne, in unserem Team mitzuarbeiten. Da Father Athanasios gut Deutsch sprach (mit leicht pfälzischem Akzent) konnte er sich das sehr wohl vorstellen. Nachdem «Stu» (so nannten ihn seine Freunde) wieder nach Amerika abgereist war, informierte er seine Gemeinde in Hazleton von meinem Angebot, dem

unser ökumenisches Team in Craheim unterdessen einmütig zugestimmt hatte. Stu lud mich daraufhin nach Pennsylvanien ein, um seiner Gemeinde, die von meinem Angebot keineswegs begeistert war, zu erklären, was das «Lebenszentrum für die Einheit der Christen» ist und weshalb wir Father Athanasios als Vertreter der orthodoxen Kirchen dort brauchen. Ich erinnere mich noch lebhaft an meine Ankunft in der orthodoxen Kirche in Hazleton. Mit geballten Fäusten kam die Mesmerin der Gemeinde auf mich zu und schrie mich an: «I hate you – you take Father away!» (Ich hasse Sie – Sie nehmen uns unseren «Vater» weg!) Nur schwer konnte ich die Gemeinde überzeugen, dass «Father» eine wichtige Funktion in unserem Craheim-Team habe. Und so entschied sich Father Athanasios, unserm Ruf zu folgen. Er kam nach Craheim und vervollständigte unser ökumenisches Team.

Jetzt lebten in Craheim Vertreter der orthodoxen, der katholischen, der evangelisch-landeskirchlichen und der evangelisch-freikirchlichen Abteilungen der weltweiten Christenheit. Die anglikanische («episkopalian») Kirche wurde durch unsere englische Mitarbeiterin Ruth Champness (eine ehemalige Polizistin) und durch die regelmässigen Besuche von Barbara und Morton Kelsey vertreten.

Father Athanasios knüpfte von Craheim aus Kontakte zu seinen orthodoxen Kollegen in der näheren und weiteren Umgebung von Craheim und lud sie nach Craheim ein (siehe nächste Seite).



Orthodoxe Priester in Craheim, Athanasios (2. von rechts)

Ein vertiefter Kontakt zur französisch-orthodoxen Kirche ergab sich durch Yvonne Winnaert, Leiterin des theologischen Seminars dieser Kirche, die mich zu einer Vorlesung über den ersten Korintherbrief nach Paris einlud. Ich wohnte in der Villa Notre Dame, dem Bischofssitz der französisch-orthodoxen Kirche. Yvonne Winnaert meinte nach meiner Vorlesung und den anschließenden Gesprächen: «Ihre Aussagen sind zutiefst orthodox. Sie sollten in die orthodoxe Kirche eintreten!»

Auch nach meiner Craheimer Wirksamkeit hatte ich gute Kontakte zu Vertretern der orthodoxen Kirche. So veranstaltete ich während meiner Tätigkeit in Oberhallau in Schaffhausen-Buchthalen mit Maxime Kovalevsky eine Tagung zur Einübung in orthodoxe liturgische

Gesänge. Ausserdem habe ich die ohne Noten gedruckten Texte der Abendmahlsliturgie der evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Schaffhausen aus dem Jahre 1953 mit mehrstimmigen orthodoxen Melodien versehen, so zum Beispiel das «Unser Vater», mit dem von Maxime Kovalevsky überarbeiteten Chorsatz von Rimsky-Korsakov (siehe Anhang) und das Trishagion:



Begegnung mit vier Päpsten

Während meiner ökumenischen Tätigkeit bin ich vier Päpsten persönlich begegnet – zwei amtierenden und zwei zukünftigen.

Zunächst die Begegnung mit Papst Paul VI. Es war am 26. Mai 1976 vor Beginn der letzten Session des «römisch-katholisch-pfingstlichen Dialogs». Papst Paul VI. hatte die neun Mitglieder des Core-Teams zu einer persönlichen Begegnung in seinen Palast eingeladen. Gespannt warteten wir in einem schlichten Zimmer auf das Erscheinen des Papstes. Dann öffnete sich die Tür und Paul VI. erschien mit einem heiteren Lächeln. Er erhob beide Hände und rief wiederholt: «Halleluja!»

Dann stellte sich der Papst, der eher klein war, auf ein etwa 15 cm hohes Podium und begrüßte uns mit einer Ansprache in englischer Sprache. In dieser Ansprache betonte der Papst, dass die spirituellen Ressourcen, um die es in unserem Dialog gehe, für die gesamte menschliche Familie von grosser Bedeutung und eine dringende Notwendigkeit seien. Der Papst meinte weiterhin, dass die Erfahrungen, über die wir in unserem Dialog sprechen, dazu beitragen, dass unter den Glaubenden nicht nur eine geistliche sondern auch eine sichtbare Gemeinschaft entsteht.

Und dann begrüßte der Papst jeden einzelnen von uns persönlich und überreichte jedem von uns ein kleines Buch, das er in lateinischer Sprache verfasst hat mit dem Titel «CONCILIO VITAM ALERE».

Das kleine Buch, das auf dünnem Papier gedruckt ist, umfasst auf 570 Seiten Meditationen über Texte des 2. Vatikanischen Konzils.



Der Papst überreicht Arnold sein Buch.



Der Papst segnet Arnold.

Einige von uns hatten kleine Kreuze oder sonstige Devotionalien mitgebracht, um sie vom Papst segnen zu lassen. Damit der Papst nicht jedes einzelne Schmuckstück segnen muss, haben wir die Devotionalien Kilian McDonnell in seine geöffnete Hand gegeben, damit er sie gemeinsam vom Papst segnen liesse, was der Papst dann auch tat. Gewundert hat es mich, dass auch die Pfingstler (für die der Papst noch wenige Jahre vor Beginn des Dialogs der Antichrist war!) Schmuckstücke vom Papst segnen liessen.

Und dann haben wir miteinander gebetet und der Papst hat uns noch einmal – jetzt als Gruppe – gesegnet. Anschliessend gab es ein «Gruppenbild mit Papst». Damit war die eindrückliche Begegnung mit Paul VI. beendet.



Von links: Rod Williams, Michael Harper, Arnold Bittlinger, Pierre du Prey, David du Plessis, Papst Paul VI., Basil Meeking, Justus du Plessis, John McAllister, Kilian McDonnell.

Ganz anders war meine Begegnung mit Albino Luciani, dem späteren Papst Johannes Paul I.

Es war im Juli 1975. Unser Dialog fand in Venedig statt. Dort residierte Luciani als Patriarch. Das Einheitssekretariat des Vatikans hatte den Patriarchen eingeladen, an dieser Dialogssitzung teilzunehmen. Luciani sprach fließend deutsch – aber kein Englisch. Da ich der einzige Deutschsprachige im Core-Team war, wurde ich gebeten, als Dolmetscher für den Patriarchen zu fungieren.

Ich sehe Albino Luciani noch vor mir, wie er aus dem mit dem Patriarchen-Wappen gezierten Motorboot aussteigt und an der Bootsanlegestelle von unserem Core-Team empfangen wird. Lächelnd winkt uns Luciani zu und begrüßt uns in deutscher Sprache. Ich übersetze ins Englische. Und dann sitze ich den ganzen Tag über an seiner Seite und übersetze hin und her – vom Englischen ins Deutsche und umgekehrt. In den Dialogspausen und beim Mittagessen gibt es dann Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen zwischen dem Patriarchen und seinem Dolmetscher. Dabei sagt mir Luciani, dass er viel lieber Dorfpfarrer wäre als Patriarch von Venedig. Nur widerstrebend hätte er auf dringende Bitte von Papst Paul VI. dieses manchmal recht schwierige Amt übernommen, das auch schon sein Freund Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII. innegehabt habe.

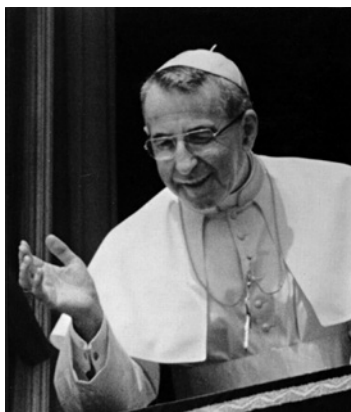
Bei den Gesprächen in unserem Core-Team hatte Luciani – selber ein durch und durch charismatischer Mensch – keinerlei Probleme mit der charismatischen

Erneuerung und den Gaben des Heiligen Geistes. Im Gegenteil, sie gehörten für ihn ganz selbstverständlich zur Kirche.

Drei Jahre später bin ich Albino Luciani erneut begegnet – diesmal allerdings nicht persönlich, sondern nur auf dem Bildschirm und in einem Gespräch mit Kardinal Suenens, Ende August 1978 bei einer Mitarbeiterkonferenz der katholisch-charismatischen Erneuerung in Rom. Als Vertreter des Weltkirchenrats war ich zu dieser Konferenz eingeladen worden. Wir saßen in einem kleinen Kreis zusammen mit Kardinal Suenens. Der Kardinal erzählte uns vom Conclave und von der Papstwahl, die gerade stattgefunden hatte. Der Kardinal sagte: «Ich bin nach dem Conclave zusammen mit Luciani, dem neu gewählten Papst, im Fahrstuhl ins Parterre gefahren und habe ihn im Lift gefragt: <Werden Sie als Papst die Charismatische Erneuerung segnen?> Verschmitzt lächelnd hat mich Luciani angeschaut und geantwortet: <Ja, ich werde die Charismatische Erneuerung segnen, denn sie ist ein Segen für unsere Kirche.> Und dann war der Fahrstuhl auch schon im Parterre angekommen. Lächelnd hat sich Luciani von mir verabschiedet.»

Einige Wochen später hatte ich ein Gespräch mit einem der führenden Ökumeniker der katholischen Kirche, der damals im Vatikan ein und aus ging und mit dem ich bis heute freundschaftlich verbunden bin. Wir sprachen über den kürzlich verstorbenen Albino Luciani, den wir beide sehr geschätzt haben, und der

als Papst Johannes Paul I. nur knapp einen Monat lang regiert hat. Tief bewegt und mit verhaltenem Unmut meinte mein Gesprächspartner: «They have killed him!»



Papst Johannes Paul I.

Nachfolger von Papst Johannes Paul I. wurde der polnische Kardinal Carol Wojtyla als Papst Johannes Paul II. Dieser Papst hat mich als Beauftragten des Weltkirchenrats für Fragen der charismatischen Erneuerung anlässlich einer Konferenz in Rom im Mai 1981 zusammen mit einigen führenden Vertretern der weltweiten charismatischen Erneuerung zu einem Mittagessen in die zum Papstpalast gehörenden vatikanischen Gärten eingeladen.

Da ich damals gerade zu ökumenischen Kontaktbesuchen in Syrien und Ägypten weilte, hat mich diese Einladung nicht erreicht. Ich wusste zwar, dass in Rom eine Weltkonferenz für Mitarbeiter der charismatischen Erneuerung stattfindet, an der ich eigentlich teilnehmen sollte, aber ich wusste nicht, dass ich zu dem kleinen Kreis der Auserwählten gehöre, die zum Mittagessen mit dem Papst in die vatikanischen Gärten eingeladen waren. Zwar hätte ich an der Konferenz (und damit auch am Mittagessen mit dem Papst) teilnehmen können, wenn ich nach den Begegnungen mit koptischen

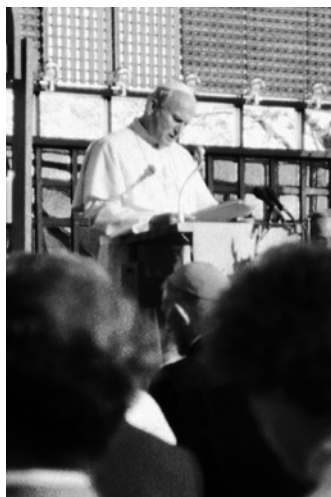
Christen in Kairo und nach einem Kurzbesuch bei den Pyramiden direkt nach Rom geflogen wäre.

Es reizte mich jedoch, noch einige Tage in Ägypten zu bleiben, um das ägyptische Museum in Kairo, die Tempel in Luxor und die Pharaonengräber im Tal der Könige zu besuchen. In diesem Interessenkonflikt siegte (ausnahmsweise!) nicht die «Pflicht», sondern mein archäologisches Interesse. Und so habe ich meine Teilnahme an der Konferenz in Rom kurzfristig abgesagt.

Was ich jedoch nicht wusste, war die Tatsache, dass jetzt mein Platz an der Mittagstafel des Papstes leer blieb. Und so mussten die Konferenzverantwortlichen in Rom kurzfristig nach einem «Ersatz» für mich suchen. Wie ich nach meiner Rückkehr erfuhr, fiel die Wahl auf Tom Roberts, einen aus Wales (England) stammenden aber seit Jahrzehnten in Frankreich wirkenden hochbetagten Evangelisten, für den die völlig unerwartete Einladung zum Papst-Mittagessen den Höhepunkt seines Lebens und Wirkens bedeutete. Die Freude von Tom Roberts, der wenig später gestorben ist, hat mich nicht nur über das verpasste Mittagessen hinweggetröstet, sondern ich freue mich noch heute, dass ich unabsichtlich Tom Roberts zu dieser Freude verholfen habe.

Papst Johannes Paul II. bin ich dann doch noch begegnet, und zwar bei seinem Besuch im Zentrum des Weltkirchenrates in Genf. Die Mitarbeiter des Oekumenischen Rates (OeRK), zu denen ich damals gehörte, und einige geladene Gäste nahmen in der OeRK-

Kapelle an einem ökumenischen Gottesdienst teil, bei dem auch Papst Johannes Paul II. mitwirkte.



Nach einer Gesprächsrunde im Saal des ökumenischen Zentrums verabschiedete sich der Papst von jedem einzelnen der Anwesenden persönlich. Als er mir die Hand gab, fiel mir auf, dass seine Hand recht stark mit einer weissen Creme eingesalbt war. Das hatte ich bisher noch bei keinem Menschen erlebt. Ob er sich wohl mit dieser Salbe vor einer Infektion schützen wollte? Trotz dieser Salbe haben wir uns freundlich angeschaut und einander Gottes Segen gewünscht.

Und schliesslich noch der vierte Papst. Joseph Ratzinger habe ich in der Oekumenischen Hochschule in Bossey kennengelernt. Ich war Assistent des griechisch-orthodoxen Professors Nikos Nissiotis, dem damaligen

Leiter der ökumenischen Hochschule. Im Wintersemester 1969/70 war Joseph Ratzinger einer unserer Gastprofessoren. Ich erinnere mich noch gut an seine lebenswürdige und bescheidene Art. Seine Vorlesung war gezeichnet von grosser Klarheit. Für Joseph Ratzinger war die charismatische Dimension der Kirche recht bedeutsam. Gerne erinnere ich mich auch an die Gespräche im Plenum und im kleinen Kreis.

Und dann ist Joseph Ratzinger Papst geworden. (Im Schaffhauser «Bock» habe ich 2005 auf Bitten der Redaktion einen Artikel zu diesem Ereignis geschrieben!)



Papst Benedikt XVI.

Ich habe mich gefreut, dass er den Namen «Benedikt» als seinen Papstnamen gewählt hat. Infolge meines Aufenthaltes in der Benediktinerabtei St. Johns in Minnesota (1971/72) und meiner freundschaftlichen Verbundenheit mit dem Benediktinerpater Kilian McDonnell und den Begegnungen mit anderen profilierten Benediktinern

(z. B. mit Abt Odilo Lechner in München) ist mir dieser älteste Mönchsorden besonders lieb und vertraut.

Gerne lese ich auch in den weisen Regeln des Hl. Benedikt. Schon manches Mal habe ich gedacht: «Wenn ich Mönch würde, würde ich Benediktiner!» Ich wurde jedoch kein Mönch. Das hat mir vor vielen Jahren

mein väterlicher Freund Alfons Rosenberg prophezeit. Als er mein von ihm erstelltes Kosmogramm betrachtete, meinte er: «Du könntest niemals Mönch werden – höchstens Abt!»

Begegnung mit einem Rabbi

Beim Oekumenischen Pfingsttreffen in Augsburg (1971) sass ich im Synagogengottesdienst neben Leo Trepp. Es war ein eindrücklicher Gottesdienst. Der Kantor hat wunderbar gesungen und dabei einen mit Wein gefüllten Becher in der ausgestreckten rechten Hand gehalten.

Nach dem Gottesdienst kam ich mit Leo Trepp ins Gespräch. Wir haben uns sofort gut verstanden und einen Spaziergang durch Augsburg gemacht. Dabei erzählte mir Leo Trepp aus seinem Leben und gab mir eine spannende Einführung in jüdisches Leben und Denken.

Er erzählte mir von seiner Jugend- und Schulzeit in der mir wohlvertrauten Stadt Mainz, von seiner Studentenzeit in Frankfurt am Main, in Berlin und in Würzburg und von seiner Tätigkeit als Landesrabbiner, die 1938 durch die «Kristallnacht» und seine anschliessende Deportation ins KZ Sachsenhausen ein jähes Ende fand. Dem englischen Oberrabbiner Hertz sei es gelungen, seine Freilassung aus dem KZ zu bewirken und ihm die Flucht nach England zu ermöglichen.

Das sei damals noch möglich gewesen, weil Hitler gehofft habe, dass England in dem von ihm geplanten Krieg neutral bleiben werde. (Ich erinnere mich noch deutlich an die grosse Überschrift auf der ersten Seite der Tageszeitungen nach dem Münchner Abkommen: «Nie wieder Krieg mit England».) Leo Trepp erzählt weiter: «Von England aus bin ich unmittelbar vor Kriegsausbruch in die USA weitergereist. Dort habe ich an der Harvard University Philosophie studiert. Anschliessend war ich Professor für Philosophie und Geisteswissenschaft in Kalifornien und habe ausserdem als Rabbi gewirkt.»

Als ich Leo Trepp fragte, wie er heute zu Deutschland stehe, meinte er: «Viele Juden, die aus Deutschland in die USA emigriert sind und deren Angehörige und Freunde in Konzentrationslagern umgekommen sind, sind heute noch so tief verletzt, dass sie es nicht übers Herz bringen, deutsch zu sprechen, obwohl es ihre Muttersprache ist. Aber sie hassen die Deutschen nicht. Denn im Unterschied zu anderen Völkern können Juden nicht hassen. Zurückhaltung gegenüber dem ehemaligen Verfolger bedeutet nicht Hass und auch nicht Rache. Wir Juden wissen, dass Gott uns unsere Schuld vergibt und deshalb vergeben wir auch den Menschen, die ihre Schuld aufrichtig bereuen. Aber für Menschen, die schweres Unrecht erlitten haben, dauert es manchmal lange, bis sie vergeben können. Nachtragen gehört jedoch nicht zum jüdischen Charakter und deshalb bemühen sich die Juden von heute, gemeinsam mit den Verfolgern von gestern an der Welt eines neuen

Morgens zu bauen. Um für dieses ›Morgen‹ einen Beitrag zu leisten, organisiere ich seit Mitte der 50er-Jahre Studentenreisen nach Deutschland. Ich bringe jüdische Studenten in Kontakt mit deutschen Studenten, damit sie sich gegenseitig kennen und verstehen lernen. Ich selber habe nach wie vor eine grosse Liebe zur deutschen Kultur und zu deutschen Menschen.»

Dann interessiere ich mich für jüdische Lehren und frage deshalb: «Glauben die Juden an ein Gericht im Jenseits und an ein ewiges Leben?» Leo Trepp antwortet: «Es gibt unter Juden unterschiedliche Auffassungen. Viele glauben nicht an eine Auferstehung der Toten oder an ein Weiterleben in der jenseitigen Welt. Sie sind vor allem am Diesseits interessiert. Für mich selber sind die Worte des Rabbi Hillel wichtig, der gemeint hat, dass Gott viel zu barmherzig ist, um schwache Menschen wegen ihrer irdischen Verfehlungen ewig zu bestrafen. Ich bin überzeugt, dass Gott *allen* Menschen gnädig sein wird.»

Ich wollte weiterhin wissen: «Und wie stehen Sie als Jude zum Christentum?» Leo Trepp meinte: «Wenn das vom Propheten Micha prophezeite Friedensreich kommen wird (*«Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spiesse zu Winzermessern machen. Es wird kein Volk wider das andere sein Schwert aufheben und sie werden nicht mehr lernen, Krieg zu führen»*), dann werden die Christen einen wesentlichen Anteil an der Erreichung dieses Zieles haben. Gleichzeitig wird aber auch die jüdische Weltanschauung unentbehrlich sein für die Erreichung dieses Ziels. Die nach der Überlieferung der

Thora schon von Noah eingeführten Urgebote werden die Grundlage dieses Friedensreiches sein, nämlich die Achtung vor menschlichem Leben, vor der Familie, vor Eigentum, vor Tieren als Geschöpfe Gottes und eine gerechte Rechtsordnung. Diese Werte sind Juden und Christen gemeinsam. Gemeinsam ist Juden und Christen aber auch das aus der Thora stammende Doppelgebot der Liebe: *«So liebe denn IHN, deinen Gott mit all deinem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Macht»* und *«Liebe deinen Nächsten – er ist dir gleich»*.

Diese Gebote sind sowohl für Juden als auch für Christen die Basis für eine Wohnung Gottes in dieser Welt und für das Bemühen allem Unrecht zu wehren und sich für die Gleichberechtigung aller Menschen einzusetzen.»

Nachdem wir noch über manche anderen Fragen gesprochen haben, begleite ich Leo Trepp zum Bahnhof. Während ich beglückt in mein Quartier zurückkehre, denke ich: «Diese Begegnung mit Leo Trepp war ein unvergesslicher Kairos – eine Sternstunde!»

Etwa vier Jahrzehnte später bin ich Leo Trepp erneut in einer «Sternstunde» begegnet, nämlich im Schweizer Fernsehen. Leo Trepp war jetzt 96 Jahre alt. Aber er war noch immer so sprühend lebendig wie vor 40 Jahren! Während des TV-Interviews habe ich ihn fotografiert:



Später bin ich noch anderen Juden begegnet. So habe ich zum Beispiel Rabbi Teichmann und den Rabbinatsassistenten Michel Bollag (beide aus Zürich) als Referenten zu Tagungen der Oekumenischen Akademie, und den Maler Dan Rubinstein zu einem Diavortrag nach Oberhallau eingeladen. Ich habe mich mit ihnen sehr gut verstanden, auch theologisch. Aber die warmerzige freundschaftliche Begegnung mit Leo Trepp bleibt mir als ein besonderes Geschenk in Erinnerung.

Gemeinsam Abendmahl feiern?

Mit den Elementen des Abendmahls, Brot und Wein, war ich schon früh vertraut. Am Tag vor einer Abendmahlsfeier stiftete eine Bäuerin ein selbstgebackenes Weissbrot und brachte es in unser Pfarrhaus. Meine Mutter hat dann dieses Brot mehrfach zerteilt und die Brotscheiben in kleine Stücke von etwa fünf Zentimetern Länge und von je zwei Zentimetern Höhe und Breite geschnitten. Die so zerkleinerten Brotstücke hat sie sorgfältig auf einem grossen, silbernen Teller aufgeschichtet und mit einem frischen, weissen Tuch bedeckt.

Wir Kinder durften dann die übrig gebliebenen Brotkrusten essen. Da in unserer Familie in der Regel nur Schwarzbrot gegessen wurde, waren diese Weissbrotkrusten für uns ein Leckerbissen.

Der Wein wurde ebenfalls gestiftet. Ein Winzer brachte vor einer Abendmahlsfeier einige Flaschen Weisswein ins Pfarrhaus (in der Gegend, in der ich aufgewachsen bin, wuchs damals nur Weisswein). Es war Ehrensache, dass für die Abendmahlsfeier ein sehr guter Wein gestiftet wird. In Weinbaugegenden wird nämlich von manchen Abendmahlsteilnehmern – vor allem

von Männern – der Abendmahlswein nicht nur getrunken, sondern auch verkostet. Ein Wein von geringer Qualität wäre sofort aufgefallen und hätte dem Stifter wenig Ehre gebracht.

Am Abendmahl durften damals nur Konfirmierte teilnehmen. Wer noch nicht konfirmiert war und wer aus sonstigen Gründen nicht am Abendmahl teilnehmen wollte oder konnte, wurde aus dem Gottesdienst «entlassen». Noch heute habe ich die Stimme meines Vaters im Ohr: «Diejenigen, die nicht gesonnen sind, am Abendmahl teilzunehmen, werden mit dem Segen Gottes entlassen. Die Abendmahlsgemeinde stimmt nach dem Segen das Abendmahlslied an.»

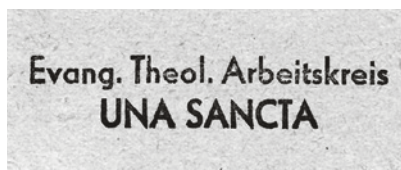
Nach meiner Konfirmation durfte ich dann am Abendmahl teilnehmen. Besonders beeindruckt hat mich die Verkündigung meines Vaters am Ende des der Abendmahlsfeier vorausgehenden Bussteils: «Und so verkündige ich euch als ein berufener Diener der Kirche Jesu Christi die Vergebung all eurer Sünden.» Dieser Satz hat sich heilend in meine Seele gesenkt und ich fühlte mich gereinigt. Wegen dieses Satzes habe ich in der Folgezeit immer wieder gerne am Abendmahl teilgenommen. Und immer wieder hat die Verkündigung der Vergebung «all meiner Sünden» ihre heilende Wirkung ausgeübt.

Aber in der auf reformierter Tradition basierenden Kirche, in der ich aufgewachsen bin, wurde in der Regel nur viermal im Jahr Abendmahl gefeiert (an Weihnachten, Karfreitag, Ostern und Pfingsten). Das war

mir zu selten. Fast hätte ich die Katholiken beneidet, die täglich zur Kommunion gehen konnten. Aber die Katholiken waren mir sehr fremd. Das hat sich jedoch geändert, als ich im Gymnasium meiner Klassenkameradin Maria, einer Katholikin, begegnet bin. Maria war anders als die Katholiken, die ich bisher kannte. Ich spürte, dass für sie ihr katholischer Glaube nicht nur Tradition und Kopfwissen war, sondern auch Sache des Herzens. Und so kamen wir ins Gespräch. Ich gab Maria eine Schrift über die «Unterscheidungslehren». In dieser Schrift war aufgezeigt, wo die Katholische Kirche in Lehre und Praxis vom wahren Glauben abgewichen ist. Maria las diese Schrift und gab sie auch ihrer Mutter, ebenfalls eine engagierten Katholikin, zu lesen. Nach einiger Zeit gab mir Maria nicht nur die mit kritischen Randbemerkungen versehene Schrift zurück, sondern sie gab mir auch ein Buch des Jesuitenpaters Laros über den katholischen Glauben. Laros war damals Leiter der «Una Sancta»-Bewegung. In diesem Buch begegnete mir eine für mich völlig neue Betrachtungsweise des katholischen Glaubens. Nun genügte mir das Gespräch mit Maria nicht mehr und ich begann einen brieflichen Kontakt mit Pater Laros. Bis heute ist mir ein Bild in Erinnerung, mit dem Laros in einem Brief das Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholiken beschreibt: «Der christliche Glaube gleicht einem kegelförmigen Berg, dessen Spitze Christus ist. Katholiken und Evangelische besteigen diesen Berg auf zwei verschiedenen Seiten. Je näher sie Christus kommen, desto näher kommen sie einander.»

Dieses Bild begleitet mich bis heute. Die Gespräche mit Maria und die Korrespondenz mit Laros öffneten meinen Blick für die ökumenische Weite des Christseins. Ich gründete einen kleinen «Evangelisch-Theologischen Arbeitskreis UNA SANCTA» und liess einen entsprechenden Stempel anfertigen:

Zu diesem Arbeitskreis gehörten einige Freunde und Bekannte. Wir trafen uns gelegentlich zu Gesprächen über den katholischen



Glauben – jetzt nicht mehr aus der Sicht «Wo haben die Evangelischen recht und wo irren die Katholiken?», sondern mit der Frage «Wie können katholische und evangelische Christen auf ihren verschiedenen Wegen näher zu Christus und damit näher zueinander kommen?»

Maria fand es gut, dass im Namen (und im Stempel!) des Arbeitskreises das Wort «evangelisch» vorkommt. Sie meinte: «Es geht der UNA SANCTA nicht um einen gemeinsamen *Weg*, sondern um ein gemeinsames *Ziel*, das wir gemeinsam vor Augen haben.»

Die Theorie genügte mir jedoch nicht, und so fuhr ich manchmal mit einem früheren Zug nach Neustadt und ging in die katholische Kirche zur Frühmesse. Es bereitete mir Freude, die lateinische Liturgie im «Schott», der in den Bänken auflag, zu verfolgen. Ich fühlte mich wohl bei dieser ruhigen feierlichen Einstimmung in den Tag. Ich wagte es jedoch nicht, an der Kommunion teil-

zunehmen. Einmal entdeckte ich auch Anna und Horst – beide aus meiner Klasse – in der Frühmesse. Sie waren erstaunt, als sie mich sahen, haben es aber in der Klasse nicht weitergesagt (Anna und Horst haben später geheiratet).

Als ich nach dem Abitur in Mainz Theologie studierte, habe ich nicht nur Vorlesungen in der evangelisch-theologischen Fakultät, sondern auch in der katholischen Fakultät besucht, u. a. bei Professor Adler, der vor Beginn seiner Vorlesungen jeweils am Katheder niederkniete und ein Gebet sprach, während die Studenten sich stehend bekreuzigten. In einem Privatgespräch erzählte ich Professor Adler, dass ich gerne die katholische Messe besuche, es jedoch schade finde, dass ich nicht kommunizieren darf. Adler meinte:

«Es gibt nach katholischer Lehre die ›Begierde-Kommunion‹, die genau so wirksam ist wie die reale Teilnahme an der Kommunion. Unter Begierde-Kommunion versteht man den Wunsch eines Christen, zu kommunizieren, obwohl dies äusserlich nicht möglich ist, weil er sich zum Beispiel in einer Gegend aufhält, wo es keine katholische Kirche und keinen Priester gibt.

Eine Begierde-Kommunion ist aber auch dann möglich, wenn ein Nicht-Katholik gerne kommunizieren möchte, es aber laut Kirchengesetz nicht darf. Wenn Sie also in der Messe den Wunsch haben, zu kommunizieren, es aber aus Loyalität gegenüber der katholischen Rechtsordnung nicht tun, dann ist Ihre ›Begierde-Kom-

munion» genauso wirksam, wie wenn Sie an der Kommunion real teilnehmen würden.»

Während meiner weiteren Studienzeit ist dann meine «katholische Welle» in den Hintergrund getreten. Ich wurde wieder ganz evangelisch-reformiert und habe mich besonders mit Calvin befasst. Teilnahme an der katholischen Eucharistie war für mich kein Thema mehr. Das änderte sich, als ich in den USA mit der katholisch-charismatischen Bewegung in Berührung kam.

Einmal nahm ich teil an einer grossen katholisch-charismatischen Konferenz mit etwa 5000 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, darunter viele Priester und einige Bischöfe, aber auch zahlreiche Nicht-Katholiken. Vor Beginn der Eucharistiefeier wies einer der Bischöfe darauf hin, dass nach katholischem Verständnis nur Katholiken an der Kommunion teilnehmen dürfen. Einer der mitzelebrierenden Priester meinte daraufhin: «Wir feiern jetzt *«The Lord's Supper»* (das *«Herren-Mahl»*). Es ist *«the Lord»*, der uns zu diesem *«Supper»* einlädt – nicht die Kirche.» Der Priester wagte zwar nicht, auch Nicht-Katholiken zu ermuntern, an der Eucharistie teilzunehmen, aber er relativierte durch seine Aussage die Anordnung des Bischofs.

Obwohl ich schon längst keine Bedenken mehr hatte, an einer katholischen Eucharistiefeier teilzunehmen, und auch schon gelegentlich daran teilgenommen habe, wollte ich – trotz der Relativierung durch den Priester – der Anordnung des Bischofs nicht zuwider handeln. Ich redete deshalb mit Jesus und sagte zu ihm: «Ich

werde jetzt nicht zu dem Priester gehen, der für die Bankreihe, in der ich sitze, zuständig ist, um von ihm die Eucharistie zu empfangen. Wenn Du willst, dass ich an der Kommunion teilnehme, dann soll der Priester zu mir kommen und mir die Hostie reichen.»

Nachdem alle kommuniziert hatten und wir stehend ein Lied sangen, schickte der Priester sich an, zum Altar zurückzukehren. Doch dann blieb er vor mir stehen – ich stand am Rande des Ganges – und fragte mich: «Haben Sie schon die Kommunion empfangen?» Ich sagte: «Nein». Daraufhin gab mir der Priester die Hostie und sagte: «The Lord's Body». Ich verneigte mich und liess die Hostie in meinem Mund zergehen. Der Priester schritt unterdessen weiter zum Altar.

Als ich wenig später als Gast im Haus von Kardinal Suenens in Mechlen weilte, erzählte ich dem Kardinal dieses Erlebnis. Suenens hat sich köstlich amüsiert. Er hat seine Hausgenossen zusammengerufen und ich musste das Erlebte nochmals erzählen. Am Abend haben wir dann in der Privatkanelle des Kardinals miteinander Abendmahl gefeiert, und er hat mir ganz selbstverständlich die Hostie und den Wein gereicht.

Das heisst nicht, dass ich wahllos an katholischen Eucharistiefiern teilnehme, sondern ich befolge die Anweisung des Apostels Paulus: «Ob ihr nun esst oder trinkt, tut alles zu Gottes Ehre – nur gebt keinen Anstoss» (1. Kor. 10,39). Wenn ich zum Beispiel weiss, dass ein Priester, der mich kennt, in innere oder äussere Schwierigkeiten kommt, wenn er mir die Hostie reicht, dann werde ich nicht bei ihm kommunizieren. Oder

wenn ich mit Menschen zusammen bin, die ein ängstliches Gewissen haben und für die es anstössig wäre, wenn ich kommunizieren würde, dann werde ich es bei der Begierde-Kommunion belassen. Wenn ich jedoch allein als Fremdling einer katholischen Messe beiwohne oder mit ökumenisch gesinnten Menschen zusammen bin, dann lasse ich mir gerne von einem katholischen Priester die Hostie reichen.

In unserem ökumenischen Zentrum Schloss Craheim war es ganz selbstverständlich, dass wir in einem ökumenischen Kreis oder – wenn wir unter uns waren – miteinander Abendmahl gefeiert haben, manchmal sogar in voller ökumenischer Gemeinschaft mit orthodoxen, katholischen, anglikanischen und evangelischen Christen.



Abendmahlsfeier in Craheim. Von rechts: Morton Kelsey (Anglikaner), Pater J. (katholisch), Athanasios (orthodox), Arnold (evangelisch)

Unabhängige Kirchen in Afrika

Es war im Januar 1973. Seit einigen Tagen weilte ich in West-Afrika. Dort wollte ich das «Christentum» kennen lernen – ganz inoffiziell.

Ich studierte die Zeitung und stellte fest, dass es in der nahen Hauptstadt verschiedene Kirchen gibt. Wenn ich über Mittag blieb, konnte ich am Sonntag drei Gottesdienste besuchen.

Zunächst ging ich in die katholische Messe. Die Kathedrale aus der Kolonialzeit war bis auf den letzten Platz gefüllt. Schwarze Menschen in bunten Gewändern. Schöne Menschen. Ich kannte die Liturgie. Ich habe sie in Rom mitgesungen und in San Francisco, in Paris und in Wien. Ich liebe die gregorianischen Melodien.

Aber hier kamen sie mir fremd vor. Ich hatte noch den Klang der Negertrommeln im Ohr, die ich gestern beim nächtlichen Tam-Tam auf dem Dorfplatz gehört hatte. Ich war noch fasziniert von den leidenschaftlichen Tänzen, mit denen die schwarzen Leiber die Rhythmen der Trommeln untermalten.

Und hier sass ich nun andachtsvoll in der neugotischen Kathedrale und sang «Dominus vobiscum –

et cum spiritu tuo». Irgendwie schien da etwas nicht zu stimmen.

Dann ging ich weiter zur evangelischen Kirche. Sie lag ebenfalls im Zentrum der Stadt, nur wenige Minuten von der Kathedrale entfernt. Ein massiver Steinbau. Errichtet von einer europäischen Missionsgesellschaft. Ich konnte mir diese Kirche gut in einer norddeutschen Stadt vorstellen. Im Innern dasselbe Bild wie in der Kathedrale: schwarze Menschen in bunten Kleidern. Schöne Menschen. Ich ging auf die Empore. Dort zog gerade der Chor ein, in schwarzen Talaren mit weissen Kragen. Der Chor sang französisch: «A Toi la Gloire, o Résuscité.» Ein weisser Pfarrer predigte in Französisch, ein Diakon übersetzte in die Eingeborenensprache. Die Menschen hörten andächtig zu. Dann sangen sie «Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren», diesmal in der Eingeborenensprache. Der französische Text stand im Gesangbuch daneben.

Unterdessen war es Mittag geworden. Ich schlenderte durch die Strassen aus hartgetretenem Lehm. Vor den niedrigen Häusern und Hütten spielten Kinder. In einem offenen Hof sass ein Schneider an einer Nähmaschine. Daneben wartete ein Afrikaner auf seine Toga. Ich suchte ein Restaurant. Ich wollte «afrikanisch» essen. Schliesslich entdeckte ich vor einer Hauswand einen kleinen Tisch. Eine freundliche Afrikanerin bot mir verschiedene Speisen an. Ich schaltete: Aha! Schnellimbiss à la Afrika. Ich wagte mich an ein «Fufu» und trank dazu Palmwein aus einer kleinen Schale, die aus einer getrockneten Melone hergestellt war. Der Palm-

wein schmeckte wie eine Mischung zwischen neuvergorenem Wein und sonstwas. Für Fufu fand ich keinen europäischen Vergleich. Wahrscheinlich könnte man sich auch an Fufu gewöhnen. Ich war nicht sicher, ob ich mich daran gewöhnen könnte.

Dann spazierte ich weiter zum «Emmanuel Tempel». Für den Gottesdienst war es noch etwas zu früh. Ich setzte mich deshalb in den Schatten einer Palme neben die «Buchhandlung». Auf einem Tisch wurden Bibeln und bunte Bücher angeboten. Die Bilder auf den Umschlägen erinnerten an amerikanische Sonntagsschul-Bilder. Nur waren die Gesichter schwarz – meistens. Ich war sehr gespannt auf den Gottesdienst im Emmanuel Tempel. Ich hatte verschiedentlich gehört, dass die «Pfingstbewegung» die Form des Christentums sei, die den Afrikanern am meisten entspricht. Schliesslich betrat ich den Kirchenraum. Ein schlichter rechteckiger Saal mit Klappstühlen – wie im Kino. Vorne ein Rednerpult und ein Taufbecken.

Zunächst ist «Sonntagsschule». Etwa fünfzig Christen verteilen sich in kleine Gruppen und werden von einem Katecheten in der Eingeborenensprache unterrichtet. Sie sitzen hintereinander auf den Klappstühlen und hören andächtig zu. Manchmal lachen sie. Offensichtlich hat der Katechet einen Scherz gemacht. Der Katechet freut sich, wenn seine Zuhörer lachen und macht noch einen Scherz. In den schwarzen Gesichtern blinken die weissen Zähne – und die Goldzähne. Dann beginnt der Gottesdienst. Es kommen noch andere Leute dazu, die nicht in der Sonntagsschule gewesen sind,

Schwarze und Weisse. Ich zähle: Insgesamt sind es 83. Ich setze mich in die letzte Bank neben eine Afrikanerin, die ihr Kind verprügelt, weil es mit den Klappstühlen ständig klapp macht, während vorne gepredigt wird.

Am Rednerpult stehen drei Männer, zwei schwarze und ein weisser. Der Weisse predigt in englisch. Der eine Schwarze übersetzt in französisch, der andere in die Eingeborenensprache – Satz für Satz. Der Weisse – unschwer als Amerikaner zu erkennen – entrollt den Heilsplan Gottes vor den Ohren der Zuhörer. Er predigt lange. Es ist heiss in der Kirche. Ich nicke ein. Als ich aufwache, predigt es immer noch. Der Amerikaner fordert jetzt seine Zuhörer auf, sich zu bekehren.

Die französische und afrikanische Übersetzung folgt wie ein Echo. Er ruft die Zuhörer, die gerettet werden wollen, nach vorne. Niemand kommt. Die Stimme des Predigers wird beschwörend.

Das Harmonium spielt leise mit Tremolo: «Just as I am ...» Niemand rührt sich. Ich habe den Eindruck, dass die meisten Gottesdienstbesucher schon bekehrt sind. Vielleicht liegt es daran. Das also ist die Pfingstgemeinde. Ich bezweifle, dass dies die künftige Religion Afrikas sein wird. Ich fahre mit dem Taxi zurück ins Hotel, mit gemischten Gefühlen.

Am nächsten Tag fahre ich zu einer Veranstaltung im Freien. Vertreter einer europäischen Missionsgesellschaft sind nach West-Afrika gekommen, um nachzusehen, was die Mission macht. Sie sind bereit, viel Geld

zu bewilligen für Aufgaben, die sie für notwendig halten. Die schwarzen Christen wissen das, vor allem die Prediger.

Sie sagen deshalb den Missionsvertretern, was sie für notwendig halten sollen, zum Beispiel die Verbesserung der Predigergehälter. Die Bosse nicken wohlwollend und meinen lachend: «Leider ist es halt doch nicht ganz so, wie es in der Bergpredigt heisst: ›Sehet die Vögel unter dem Himmel an: Sie säen nicht und sie ernten nicht, und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.›»

Dann fahren sie ins Landesinnere zu einer europäischen Missionsstation. Ich darf mitfahren. Der europäische Missionar – er ist der Chef der eingeborenen Prediger – ist ehrlich. Er kann es sich leisten. Er ist nur für sechs Jahre hier. Er meint: «Die Kirche ist hier auch nicht besser als in Europa. Nur 2 bis 5 Prozent der Christen besuchen den Gottesdienst.» Die Missionsvertreter wundern sich: «Warum?» – «Weil die eingeborenen Prediger aus Europa bezahlt werden und deshalb nichts mehr arbeiten. Sie lesen übersetzte Predigten vor, die sie selber kaum verstehen und auch nur mühsam lesen können. Sie singen jeden Sonntag dieselben vier bis fünf übersetzten Lieder und zelebrieren eine Liturgie, die nicht passt. Auch den Christen nicht, deshalb bleiben sie weg und meinen: ›Der Prediger wird bezahlt fürs Kirchengehen. Wir werden bezahlt für die Feldarbeit. Der Prediger erhält sein Geld auch, wenn wir nicht kommen.›»

Dann wird über Entwicklungshilfe geredet. Einer der schwarzen Prediger war in Europa. Er meint: «Wir brauchen eine Hühnerfarm mit zwanzigtausend Hühnern. Unsere Hühner legen ihre Eier noch immer auf die traditionelle Weise. Sie legen viel zu wenig.» Die Missionsvertreter fragen zurück: «Wie wollt ihr die Eier frisch halten? Dafür braucht ihr Strom und riesige Kühlanlagen. Wie wollt ihr die Eier verkaufen? An wen? Wie wollt ihr sie transportieren?» Darauf weiss der schwarze Prediger keine Antwort.

Der Missionar spricht von der Notwendigkeit, Brunnen zu bohren. Das leuchtet ein. Die Missionsvertreter genehmigen Geld. Viel Geld für viele Brunnen. Dann fahren sie zu einer Aussenstation. Der Missionar ist nicht zufrieden mit der Arbeit der von Europa bezahlten Prediger. Er lässt sich deshalb etwas einfallen: Laienspiel als Evangelisationsmethode.

Einige Christen schlagen die Trommel. Der Dorfplatz füllt sich allmählich. Zunächst sind die Kinder da, dann kommen die Erwachsenen in gebührendem Abstand.

Die Christen beginnen zu spielen: Ein Heide kommt auf der Wanderung zu einem Christen zu Besuch, der ihn bewirtet und dafür selber hungert. Er lässt ihn auf seiner Matte schlafen und drückt sich selber in die Ecke. Der Heide bedankt sich am nächsten Morgen bei der Matte für den Schlaf und beim Teller für das Essen. Beim Gastgeber bedankt er sich nicht.

Die schwarzen Zuhörer sind empört und bringen das auch zum Ausdruck: So geht es nicht! Der Gast-

geber hat dem Gast sein Essen überlassen und der Tölpel bedankt sich bei der Schüssel.

Der Missionar kann gut anknüpfen: So machen wir es mit Gott. Wir gebrauchen seine Gaben ganz selbstverständlich und danken ihm nicht, sondern verehren die Gaben anstelle des Gebers.

Ich komme mit dem Missionar ins Gespräch: «Seit wann evangelisieren Sie auf diese Weise?» – «Seit etwa drei Jahren.» – «Haben sich dadurch Heiden bekehrt?» – «Einige wenige.» – «Hat sich der Gottesdienstbesuch dadurch gebessert?» – «Kaum.» – «Wieviel Prozent der Christen kommen jetzt?» – «Vielleicht fünf Prozent.»

Ich sitze im Fond des Missions-PKW und fahre zurück zur Küste, ebenfalls mit gemischten Gefühlen.

Entdeckung der Unabhängigen

Ich hatte gelesen, dass es in Afrika christliche Gottesdienste geben soll, die ganz «afrikanisch» sind. Niemand kann mir jedoch Auskunft geben. Die Pfarrer der Missionskirchen zucken die Schultern: «Ja, das soll es geben. Es handelt sich aber um Sekten. Wir haben mit ihnen keinen Kontakt.» Ich gebe mich nicht zufrieden und versuche es beim Zeitungsverkäufer: «Gibt es in irgendwelchen Zeitungen irgendwelche Einladungen zu irgendwelchen afrikanischen christlichen Gottesdiensten?»

Der Zeitungsverkäufer schaut mich misstrauisch an, senkt die Stimme und fragt zurück: «Warum wollen Sie das wissen?» – «Ich interessiere mich dafür.» – «Warum?» – «Ich möchte gerne echtes afrikanisches Christentum erleben.»

In den Augen des Schwarzen beginnt es zu leuchten. Er senkt die Stimme und flüstert: «Ich kann Ihnen helfen. Ich gehöre selbst zu einer solchen Gemeinde. Kommen Sie morgen Abend um sieben Uhr an meinen Stand. Dann wird mein Bruder da sein; er wird Sie in einen solchen Gottesdienst mitnehmen.»

Als ich am Abend an den Zeitungsstand komme, wartet der Bruder schon. Wir laufen zunächst die Hauptstrasse entlang und dann in einige Nebenstrassen und schliesslich in eine Nebenstrasse, die keine Strasse mehr ist,



sondern einfach Sand. Auf beiden Seiten reihen sich die Hütten der Eingeborenen. Nun ja, es ist Trockenzeit. Der Staub lässt sich wieder abwischen. Aus den Hütten strömen weiss gekleidete Menschen.

Sie ziehen auf eine roh gezimmerte, halboffene Halle zu, die von einem geflochtenen Palmblätterzaun umgeben ist. Vor dem Eingang muss ich meine Schuhe ausziehen und sie vor den Zaun stellen neben andere Schuhe (es sind nicht viele andere, denn die meisten Menschen kommen barfuss). Dann werde ich eingelassen. Ich werde von einem schwarzen Christen durch den Vorhof in eine Eingangshalle geleitet, die durch eine Schranke von der Haupthalle getrennt ist. Sie ist gedrängt voller Menschen. Ich schalte: aha, die Taufbewerber. Der Boden der Haupthalle ist mit Matten ausgelegt. Darauf sitzen Menschen in langen weissen Gewändern; links die Frauen, rechts die Männer. Einer der Weissgekleideten tritt auf mich zu und fragt mich auf französisch: «Sind Sie Christ?» Ich sage: «Oui.» Er fragt jetzt den Bruder, mit dem ich gekommen bin: «Können Sie bezeugen, dass er Christ ist?» Der Bruder bezeugt es. Darauf ergreift der Weissgekleidete einen Palmwedel, taucht ihn in eine Schüssel mit Wasser und sprengt ihn dreimal über mich. Ich muss dabei siebenmal «Halleluja!» rufen, dann werde ich in die Gottesdiensthalle eingelassen.

Zunächst wird gebetet. Fünf «Priester», darunter ein «Bischof», stehen in weissen Talaren mit bunten Stolen vor einem weissgedeckten Tisch, auf dem ein Kreuz und viele Kerzen stehen. Die Priester beten lange und

laut in der Eingeborenensprache. Die Gemeindeglieder rufen «Amen!» und «Halleluja!» oder Worte, die ich nicht verstehe. Dann wird gesungen. Die Trommeln geben den Auftakt. Dazu ertönen die Rasseln. Sie bestehen aus Muscheln, die lose um getrocknete Kürbis-



flaschen gebunden sind. Auch das «Xylophon» fehlt nicht. Es besteht aus Metallglocken, die mit Stäben bearbeitet werden.

Ich kenne diese Instrumente vom nächtlichen Tam-Tam. Dazu singen die Christen – und wie sie singen! Die

Halle ist erfüllt von einem unerhört mitreissenden Rhythmus. Die Christen sind aufgestanden und tanzen in geordneten Reihen durch den Raum. Auch mich hält es nicht auf der Matte.

Der Boden dröhnt vom rhythmischen Stampfen. Die Luft ist erfüllt von dynamischen Gesängen. Auch die fünf Priester tanzen vor dem Altar. Ich staune: Das sind Musik, Tänze und Rhythmen des Tam-Tam. Und doch ist es anders. Ich sehe, wie die Gesichter der Weissgekleideten durchdrungen sind von einer grossen Freude, die sich in den Gesängen Raum schafft. Auch ich werde mit hineingenommen in das Gotteslob.

Dann ebbt die Musik ab. Am Eingang erscheint eine kleine Prozession. Weissgekleidete Schwarze bringen ihre Gaben: Bananen und Mais, Gemüse und Brot, dazu ein Gefäss mit Palmwein. Voraus ziehen Christen mit Palmzweigen und Blumen. Alles wird zum Altar gebracht und vor den Füßen des «Bischofs» niedergelegt – auch das Geld, das anschliessend gesammelt wird. Der Bischof dankt, und die Gemeinde stimmt mit ein und ruft «Halleluja!», diesmal im Sprechchor, sieben Mal. Dann predigt einer der Priester in der Eingeborenen-sprache.

Ein Weissgekleideter kommt auf mich zu – ich bin der einzige Weisse –, setzt sich neben mich und übersetzt die Predigt leise ins Französische. Der Priester predigt einfach, aber er predigt voller Temperament. Die Christen stimmen ihm kräftig zu mit «Amen!» und «Halleluja!» und mit anderen, für mich unverständlichen Ausrufen. Der Prediger kreist um den einen Satz: «Vertraue auf Gott und tue Gutes, dann wird er sich um dich kümmern.» Der Priester belegt seine Aussagen mit Beispielen aus dem Alltag seiner Zuhörer. Jeder scheint ihn zu verstehen: «Ja, so ist es!»

Dann wird wieder gesungen und getanzt. Die Rhythmen werden wilder. Einige geraten in Ekstase und stossen seltsame Schreie aus.

Ich frage meinen Dolmetscher, was das bedeutet. Er erklärt: «Die haben Visionen.» Dann werden Kranke heringebracht, gestützt und getragen von den anderen. Ich frage einen der Träger, was mit diesen Kranken ge-



schiebt. Der schaut mich höchst verwundert an, so als hätte ich etwas ganz Dummes gefragt, und antwortet, als wäre seine Antwort die selbstverständlichste Sache der Welt: «Die werden geheilt!»

Dann wird wieder gebetet, gesungen und getanzt. Nach dem Abebben der Musik rufen die Gläubigen in alle vier Himmelsrichtungen – der ganze Gemeindeblock dreht sich dabei um die eigene Achse – jeweils ein siebenfaches «Halleluja!».

Dann werden die Taufbewerber, die immer noch im Vorraum sitzen und dem Gottesdienst zugeschaut haben, nach Hause geschickt. Der «Bischof» feiert jetzt mit den Gläubigen das Abendmahl. Er nimmt von den Gaben, die vor dem Altar liegen, Brot, Palmwein und Früchte. Er betet darüber. Dann essen alle mit sichtli-

chen Wohlbehagen. Sie essen richtig und trinken auch einen ordentlichen Schluck Palmwein. Dann wird wieder gesungen und getanzt. Es ist spät geworden, als ich schliesslich mit dem «Bruder» nach Hause gehe.

Als wir einige hundert Meter von der Gottesdienststätte entfernt sind, höre ich Musik.

Ich fragte den «Bruder»: «Was ist das?» Er antwortet: «Das ist auch so ein Gottesdienst, wie wir ihn gerade gefeiert haben.» Ich bin erstaunt: «Ja, gibt es denn noch mehr solche Gemeinden in dieser Stadt?»

«O ja», meint der Bruder, «noch viele, viele!» Da werde ich froh und in mir keimt eine neue Hoffnung für das Christentum in Afrika auf.



Interview mit Prof. Kilian McDonnell OSB

Nachdem ich aus West-Afrika zurückgekehrt war, besuchte uns wenig später Professor Kilian McDonnell, einer der bekanntesten Oekumeniker der Römisch-Katholischen Kirche. Ich wollte gerne wissen, was er von den unabhängigen afrikanischen Kirchen hält und bat ihn deshalb um ein Interview. Hier ist die Tonbandaufzeichnung des Interviews:

Arnold Bittlinger: Herr Prof. McDonnell, Sie haben sich als Leiter eines Instituts für ökumenische und kulturelle Forschung eingehend mit den sog. unabhängigen afrikanischen Kirchen befasst. Worin liegt die Bedeutung dieser Kirchen?

Kilian McDonnell: Die Bedeutung der unabhängigen Kirchen wird von den traditionellen Kirchen weitgehend unterschätzt. Schon rein zahlenmässig sind sie ein bedeutender Faktor im afrikanischen Christentum. Allein in Südafrika gibt es mehr als fünftausend unabhängige kirchliche Gruppierungen. Viele Millionen afrikanischer Christen sind Mitglieder solcher unabhängiger Kirchen.

Bedeutsam ist auch die Tatsache, dass viele dieser Gemeinschaften sich von den traditionellen christlichen Kirchen abgespalten haben, weil sie dort Dinge vermisst haben, die ihnen wesentlich sind.

Um welche Dinge handelt es sich dabei insbesondere?

Ganz allgemein gesprochen, vermissten sie eine charismatische Dynamik in fast allen Bereichen kirchlichen

Handelns. Das gilt sowohl für die Evangelisation als auch für den Sozialbereich, insbesondere aber für den Gottesdienst. Dort vermissten sie afrikanische Elemente, in denen sie sich besser ausdrücken können als in liturgischen Formen, die ihre Wurzeln im europäischen Christentum haben.

Können Sie ein Wort über die finanzielle Situation dieser Kirchen sagen?

Zunächst muss festgestellt werden, dass alle unabhängigen Kirchen selbst für ihre Auslagen aufkommen. Sie erhalten keinerlei Unterstützung von europäischen oder amerikanischen Kirchen oder von irgendwelchen anderen Organisationen. Die Art und Weise, wie das Geld beschafft wird ist jedoch recht unterschiedlich. Manche Gruppen, die Ableger traditioneller Kirchen sind, behalten Kollekten, Sammlungen und «Besteuerung» bei; andere entwickeln ganz neue Methoden der Geldbeschaffung, so z.B. die Kimbangisten, die regelrechte Wettbewerbe zwischen den verschiedenen innerkirchlichen Organisationen veranstalten, wobei diejenige Gruppe als Sieger hervorgeht, die die höchste Geldsumme aufbringt.

Es ist allgemein bekannt, dass die «traditionellen» Kirchen in Afrika stark auf die Unterstützung aus Europa und den USA angewiesen sind. Können die unabhängigen Kirchen tatsächlich ihren gesamten Geldbedarf allein aufbringen?

Ja, das können sie tatsächlich. Die unabhängigen Kirchen haben in der Regel keine finanziellen Probleme.

Man muss allerdings bedenken, dass viele dieser Kirchen keine Gebäude zu unterhalten haben, sondern ihre Gottesdienste entweder im Freien oder in gemieteten Räumen abhalten. Sie verstehen sich dabei als Nachfolger Jesu, der auch keinen Ort hatte, auf den er sein Haupt legen konnte. Selbst wo Kirchengebäude üblich sind, werden sie von der Gemeinde in Eigenleistung erbaut und unterhalten. In der Regel sind auch die Pastoren oder Gemeindeleiter berufstätig und erhalten von der Gemeinde kein oder nur ein sehr geringes Entgelt.

Es wird immer wieder behauptet, dass viele dieser unabhängigen Kirchen synkretistisch seien, d. h. sie übernehmen Elemente aus anderen Religionen. Was meinen Sie dazu?

Man muss hier sehr vorsichtig sein und genau fragen, was bei einer solchen Behauptung unter «Synkretismus» verstanden wird. In der Regel wird dieses Wort im negativen Sinn gebraucht. Synkretismus kann jedoch gut oder schlecht sein. Es muss deshalb in jedem Einzelfall geprüft werden, welchen Stellenwert Elemente, die aus anderen Religionen stammen, im Gesamtgefüge des Glaubens und Lebens der betreffenden Kirche haben. Ganz allgemein kann man sagen, dass nicht-christliche Elemente in den unabhängigen Kirchen keine entscheidende Rolle spielen. Es handelt sich also um christliche Kirchen.

Können Sie etwas zum Sozial-Engagement der unabhängigen Kirchen sagen?

Man braucht diese Kirchen nicht aufzufordern, etwas für die Armen und Unterprivilegierten zu tun, Ihre Glieder kommen aus diesen Bevölkerungsschichten und sind auf gegenseitige Hilfe angewiesen. So ist es ganz selbstverständlich, dass sich einer um den anderen nach Kräften kümmert und dass die Gemeinde als Ganze dort hilft, wo Hilfe notwendig ist.

Die Konferenz der afrikanischen Kirchen hat die europäischen Kirchen aufgefordert, für eine bestimmte Zeit ihre Unterstützung einzustellen, damit auch die traditionellen, d.h. die «abhängigen», Kirchen selbstständig werden können. Was halten Sie von einem solchen «Moratorium»?

Ich denke, es ist ein sehr guter Vorschlag, und zwar geht es dabei nicht nur um finanzielle Unabhängigkeit der afrikanischen Kirchen, sondern vielmehr um ihre psychologische Selbstfindung. Natürlich gibt es auch Gegenstimmen. So hat mir kürzlich ein afrikanischer Kardinal gesagt, dass die katholische Kirche in Afrika ohne europäische Hilfe nicht existieren könne.

Gibt es noch andere Möglichkeiten, wie die europäischen Kirchen mit dazu beitragen können, dass auch die «abhängigen» afrikanischen Kirchen sich selbst finden und wirklich afrikanisch werden?

Es wäre falsch, wenn die europäischen und amerikanischen Kirchen nur danach fragen würden, wie sie den Afrikanern helfen können. Ich meine es geht hier um eine gegenseitige Hilfe. Die westlichen Kirchen könnten den Afrikanern helfen, Zentren zu errichten, in denen

Afrikaner eine eigenständige, afrikanische Theologie entwickeln, die nicht geprägt ist von aristotelisch-scholastischen Kategorien. Diese Zentren müssten jedoch von Afrikanern verwaltet und kontrolliert werden.

Auf der anderen Seite könnten die europäische Kirchen auch ihre Studenten zu solchen Zentren schicken, damit sie von afrikanischen Christen lernen können. Die europäischen Studenten sollten dabei vor allem über die Bedeutung einer solchen «eingeborenen» Theologie und Praxis nachdenken. Es wäre zu hoffen, dass sie dann auch in ihrer eigenen Kultur Elemente entdecken, die bisher im kirchlichen Leben und in der traditionellen Theologie nicht integriert waren, Elemente, die dazu beitragen könnten, dass die Kirchen «erdhafter» und das heisst «menschlicher» werden.

Bei den Kimbangisten

Zu den eindrucklichsten Erlebnissen während meiner Tätigkeit beim Weltkirchenrat gehört eine Begegnung mit dem Märtyrer Simon Kimbangu – natürlich nicht leibhaftig, aber dennoch real. Mit einer kleinen ökumenischen Delegation besuchte ich das spirituelle Zentrum der «Kimbangisten» in N’Kamba, mitten im Buschland des Bas-Zaïre. Mittelpunkt dieses Zentrums ist das Mausoleum des Simon Kimbangu, der nach 30-jähriger qualvoller Gefangenschaft 1951 die Erde verlassen hat. Sein Leib ruht in einem Sarkophag in dem eigens für

ihn erbauten Mausoleum. Als ich das Mausoleum betrat, spürte ich starke Schwingungen in der Luft. Es war mir, als wäre der Raum elektrisch geladen. Ich spürte, wie diese Schwingungen meinen Körper heilend durchströmten.

Neben mir kauerte eine Frau auf dem Boden direkt vor dem Sarkophag. Sie schien völlig geistesabwesend zu sein. Ich wusste, dass jene Frau die Gabe der Visionen hat. Sie konnte Dinge sehen, die dem natürlichen Auge verborgen sind. Und so wartete ich, nachdem ich das Mausoleum verlassen hatte, auf jene Frau, die erst nach geraumer Zeit aus dem Mausoleum herauskam.

Ich fragte sie, ob sie etwas gesehen habe. Sie sagte: «Ich sah den Sarkophag des Simon Kimbangu als Nahtstelle zwischen der diesseitigen und der jenseitigen Welt. Ich sah, wie die Linien der diesseitigen Welt sich zunehmend perspektivisch verkleinernd auf den Sarkophag des Simon Kimbangu zuliefen und wie dieselben Linien vom Sarkophag ausgehend in umgekehrter Perspektive sich zunehmend vergrößernd in die jenseitige Wirklichkeit liefen. Dabei handelte es sich in beiden Bereichen um dieselbe Realität, die jedoch innerhalb der jenseitigen Linien ungleich schöner und vollkommener ist als in den Linien des Diesseits.»

Wer war dieser Simon Kimbangu? Und wer sind die Kimbangisten? Gerne wollte ich mich mit einem Augenzeugen unterhalten, der Simon Kimbangu noch persönlich gekannt und die Anfänge der Kimbangisten-Kirche wenigstens teilweise miterlebt hat. Ich wurde

mit einem alten Kimbangisten bekannt gemacht, der gerne bereit war, mir einiges zu erzählen. Ich habe mitgeschrieben und diese Mitschrift vor einigen Tagen (nach mehr als 30 Jahren!) zu meinem grossen Erstaunen in einem riesigen völlig ungeordneten Aktenstapel wieder entdeckt. Und so kann ich diesen Bericht des alten Kimbangisten so wiedergeben, wie ich ihn damals mitgeschrieben habe. Der alte Afrikaner erzählte:

Simon Kimbangu ist 1889 geboren. Er hat sich im Alter von 26 Jahren zu Christus bekehrt und sich zusammen mit seiner Frau taufen lassen. Im Jahre 1918 hörte er eines Nachts eine Stimme, die zu ihm sprach: «Ich bin Jesus Christus. Ich habe dich erwählt, von mir Zeugnis abzulegen.» Simon wehrte sich zunächst gegen diesen Auftrag, indem er sagte, dass er nur ein einfacher Landarbeiter und nicht gebildet sei. Aber in der nächsten Nacht und in den folgenden Nächten hörte er immer wieder diese Stimme. Aber Simon weigerte sich weiterhin, dem Ruf der Stimmen zu folgen. Er floh deshalb in das etwa fünf Tagesreisen entfernte Léopoldsville (das heutige «Kinshasa») und war dort als Hilfsarbeiter tätig. Aber auch dort erreichte ihn die Stimme Christi, und so ist er schliesslich wieder nach N’Kamba zurückgekehrt.

Mittellos kehrte er in sein Dorf und zu seiner Familie zurück. Aber kaum war er zu Hause, hörte er wieder die Stimme: «Simon, Simon, weide meine Schafe!» Simon wehrte sich zwar nicht mehr gegen diese Stimme, aber er unternahm auch nichts. Erst am 6. April 1921 fühlte er sich gedrängt, ins Nachbardorf zu gehen, wo eine sterbenskranke Frau lag, der keine Ärzte und keine Medizin helfen konnten. Er ist in

ihre Hütte gegangen, hat der Frau die Hände aufgelegt und gesagt: «Im Namen Jesu stehe auf und wandle!» Und diese Frau ist aufgestanden und war gesund. Dies war die erste Heilung, die Christus durch Simon Kimbangu vollbracht hat. Der 6. April 1921 gilt deshalb als Gründungstag der Kimbangisten-Kirche. Über diese Heilung haben die Menschen gestaunt und sind zusammengelaufen. Man hat ihm andere Kranke gebracht – Blinde, Lahme, Taube, Stumme. Und sie wurden geheilt. Ja, man hat sogar Tote zu ihm gebracht, und sie wurden auferweckt. Einige der Geheilten und Auferweckten leben heute noch.

Simon hat dann Mitarbeiter berufen, meistens junge Menschen, und es entstand eine grosse Bewegung. Die Spitäler haben sich geleert, weil die Angehörigen ihre Kranken zu Simon gebracht haben. Die Kirchen sind leer geworden, weil die Menschen aus ihren Kirchen fortgelaufen sind, um Simon Kimbangu predigen zu hören. Aber er hat die Kranken nicht nur geheilt, er hat nicht nur gepredigt, sondern er hat die Menschen immer wieder zurückgeschickt in ihre Kirchen, damit sie dort Zeugnis für Jesus Christus ablegen.

Es mag unglaublich klingen, und jedem, der das hört, erscheint es unwahrscheinlich. Aber das alles liegt ja noch gar nicht so lange zurück und es gibt noch viele Augenzeugen, die von diesen Ereignissen erzählen. Es gibt aber auch Dokumente aus dem Jahre 1921, die zum Teil im Archiv der belgischen Regierung in Brüssel und zum Teil im Zentralheiligtum der Kimbangisten aufbewahrt werden.

Die Bewegung hatte im damaligen Kongo ein solches Ausmass angenommen, dass sich die belgische Regierung bedroht fühlte. Der Gouverneur ist höchst persönlich nach N’Kamba

gekommen und hat die Heilungen mitbeobachtet. Er ist jedoch kein Glaubender geworden, sondern er hat gesagt: «Dieser Mann ist gefährlich, und diese Bewegung muss mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.» Und sie haben Simon Kimbangu nach nur sechs Monaten Wirkungszeit gefangen genommen und haben ihn ohne Verhör zum Tode verurteilt. Zwei seiner Freunde haben sich dann leidenschaftlich für ihn eingesetzt. Sie sind bis zum belgischen König nach Brüssel vorgedrungen und haben erreicht, dass er zu 120 Peitschenhieben und zu lebenslangem Gefängnis «begnadigt» wurde. 120 Peitschenhiebe überleben nur wenige Menschen. Selbst die Römer hatten die Höchstzahl der Peitschenschläge auf 40 festgesetzt (sogar «40 weniger 1», damit ja kein Schlag zuviel erfolgt, wenn der «Schlagende» sich verzählen sollte!).

Simon hat unter unendlichen Schmerzen diese 120 Peitschenhiebe erduldet und wurde dann zunächst in eine Gefängniszelle von 120 mal 80 cm eingesperrt, in der er nicht einmal liegen konnte, er war nur angelehnt, jahrelang. Insgesamt ist Simon Kimbangu 30 Jahre lang in Gefangenschaft geblieben, bis er 1951 erschöpft gestorben ist. Alle Anhänger des S. K. («EsKa», so nennen die Kimbangisten Simon Kimbangu) wurden verfolgt. 37 000 Familien sind über ganz Zaïre zerstreut worden, das sind mehr als 200 000 Menschen.

Diese Verfolgungen gingen weiter bis 1961, in diesem Jahr versammelten sich 10 000 Kimbangisten vor dem Palast des belgischen Gouverneurs, unter dem Zaïre unabhängig geworden ist. Sie haben zum Gouverneur gesagt: Jetzt höre endlich auf mit dieser Verfolgerei, die nun schon 40 Jahre lang dauert. Wenn du uns weiter verfolgen willst, dann schlachte uns hier auf diesem Platz. Wir gehen nicht weg, bis

du uns entweder tötest oder versprichst, dass wir unsere Religion frei ausüben können. Das hat es dann ausgelöst, dass am 6. April 1961 die Kimbangisten als eine christliche Kirche anerkannt worden sind.

Und nun hat sich gezeigt, dass die Deportierten über das ganze Land zerstreut waren. Obwohl die meisten der Deportierten unter unendlichen Qualen, die sie erdulden mussten, gestorben sind (von den 200 000 Kimbangisten sind nur noch etwa 20 000 übrig geblieben), waren die Deportierten ein Same, der ausgestreut worden ist. Ihre Lieder und Gebete haben sich in ganz Zaïre und darüber hinaus verbreitet und haben bis heute eine grosse Wirkung. Heute gehören etwa vier Millionen Menschen in Zaïre zu unserer Kirche und etwa eine Million ausserhalb von Zaïre. 1969 wurden die Kimbangisten Mitglied im Oekumenischen Rat der Kirchen.



Soweit der Bericht des alten Kimbangisten. Weitere Einzelheiten über die Anfänge der Kimbangistenkirche erfuhr ich von «Mama Mikala» (siehe links), die die kurze Wirkungszeit des Simon

Kimbangu und seine Wunder (einschliesslich Totenauferweckungen) als 15-Jährige persönlich miterlebt hat und anschliessend von ihrem 15. bis zu ihrem 55. Lebensjahr, also 40 Jahre lang (1921–1961), um ihres Glaubens willen im Gefängnis sass.

Während Mama Mikala schlicht und bescheiden von ihren Erlebnissen erzählte, strahlte aus ihrem leid-durchfurchten Gesicht ein tiefer innerer Friede.

Von Bena-Silu, dem «Directeur du Cabinet», erfuhr ich weitere Details. Den promovierten Physiker Bena-Silu kannte ich schon von früheren ökumenischen Begegnungen. Für mich war er der «Aussenminister» der Kimbangisten, der diese Kirche regelmässig bei ökumenischen Konsultationen und sonstigen Zusammenkünften vertrat. Als ich Bena-Silu von meinen Erlebnissen im Mausoleum und von der Vision jener Frau erzählte, sagte er: «Der Leib des Simon Kimbangu ist bis heute unverwest und unversehrt – trotz des langen Transports des Leichnams nach N’Kamba durch die Hitze (ohne jede Kühlung oder sonstige Vorsichtsmassnahmen). Am Mausoleum des S. K. geschehen viele Heilungen – manchmal schon durch Berührung der Aussenwände des Mausoleums». (Das Innere des Mausoleums ist nur selten und nur bei besonderer Gelegenheit für Besucher zugänglich).

Vielleicht erscheint uns eine solche Totenverehrung recht seltsam. Vielleicht wehrt sich unser Verstand dagegen. Vielleicht vermuten wir dahinter Reste eines afrikanischen Ahnenkultes. Die Schweizer Theologieprofessorin Marie-Louise Martin schreibt in ihrem Buch «Kirche ohne Weisse»:

«Es gibt Ethnologen, die rasch bereit sind, in allen Äusserungen einer unabhängigen afrikanischen Kirche Spuren der nicht-christlichen Religion zu finden. Sie stellen jedoch selten die Frage, inwieweit das Alte eine

Umwandlung erfahren hat und dadurch neu geworden ist. Der Afrikaner lebt viel stärker in der Dimension, wo sich Zeit und Ewigkeit treffen. Lebende und Tote – christlich gesagt: im Glauben heimgegangene Menschen – bilden eine Einheit, die *«communio sanctorum»* – die Gemeinde der Heiligen im Himmel und auf Erden. (...)

Simon Kimbangu ist eine lebendige Wirklichkeit für die Kirche Jesu Christi. Er ist das Zeichen, auch heute noch, dass Christus sein Werk sichtbar und greifbar in Zentral-Afrika getan hat und auch weiterhin tut. Simon Kimbangu ist nicht tot, er ist auferstanden, er ist bei Gott und Christus und führt die Seinen durch Joseph Diangienda. Keine Opfergaben werden nach dem Mausoleum getragen ausser Plastikblumen. Aber hie und da kommt es vor, dass Anhänger im Gebet oder Lied sich an ihn wenden – wie Katholiken sich an Maria oder an einen Heiligen wenden mögen. Diese Parallele ist wohl die nächste, die auch das Wesen der Sache am besten ausdrückt. In Zeiten der Krise und vor wichtigen Entscheidungen ist Simon Kimbangu seinen Anhängern als Bote Gottes erschienen und hat ihnen eine konkrete Botschaft Jesu Christi überbracht und ihre Gebete vor Christus getragen. Stehen wir hier vielleicht vor einer Dimension, die uns westlichen Menschen weitgehend abhanden gekommen ist? Diese Möglichkeit müsste ernstlich erwogen werden, bevor wir hier vorschnell *«heidnisches Gedankengut»* feststellen.»

Und der Direktor der *«Basler Mission»*, Eduard Abel, schreibt: «In der Hoffnung auf Leben kommt der Kran-

ke nach N’Kamba und gesund kehrt er zurück. Was für ein Ärgernis für uns, welch guter Anlass für spöttische Witze, aber auch welche Herausforderung für erstarrte europäische Kirchen.»

Doch jetzt zurück zu den Anfängen unserer Zaïre-Reise und zu unserer Fahrt nach N’Kamba.

Nach unserer Ankunft in Kinshasa wurden wir von den Kimbangisten sehr herzlich empfangen und in ihr Tagungszentrum geleitet. Dort wurden uns unsere Zimmer zugewiesen und dann gab es eine erste Zusammenkunft, bei der uns der geistliche Leiter der Kimbangisten, Joseph Diangienda, warmherzig und liebevoll begrüßte und herzlich willkommen hiess. Diangienda ist der jüngste Sohn von Simon Kimbangu. Sein voller Titel lautet: «Le Chef Spirituel de l’Eglise Kimbanguiste Son Eminence Joseph Diangienda-Kuntima». In den nächsten Tagen folgten Besichtigungen von Einrichtungen der Kimbangisten in der näheren Umgebung von Kinshasa und immer wieder gab es Gespräche, Informationen und Diskussionen. Und dazwischen ertönte laute Musik (vor allem die von der Heilsarmee übernommene Brassband-Musik).

Als ich Bena-Silu fragte, wer diese vielen, vielen Lieder gedichtet und komponiert habe, meinte er: «Diese Lieder und Melodien werden innerlich gehört und dann «eingefangen» («captés»), d. h. schnell aufgeschrieben (etwa so wie Träume durch Aufschreiben «eingefangen» werden!). Die Übersetzung der Lieder ins Französische darf nicht «sinngemäss» geschehen, sondern

es muss wortwörtlich übersetzt werden. Oft muss man lange suchen, bis man ein französisches Wort findet mit derselben Bedeutung, Länge und demselben Rhythmus.» Und dann fügt Bena-Silu bescheiden hinzu: «Diese Aufgabe wird meistens mir übertragen, denn dafür hat mir Gott eine besondere Fähigkeit verliehen.»

Nach einigen Tagen geht es weiter nach N’Kamba, dem spirituellen Zentrum der Kimbangisten. Am frühen Morgen besteigen wir einen Omnibus. Die Luft ist feucht und heiss, Hähne krähen, Ziegen meckern, Afrikanerinnen, die um den Bus herumstehen, reden und lachen laut und fröhlich. Eine Schar von Kimbangisten begleitet, zusammen mit dem «Chef Spirituel», unsere ökumenische Delegation.

Und dann fahren wir aus Kinshasa hinaus ins Buschland. Nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen haben und ein Stück auf der Landstrasse gefahren sind, kommen einige Hütten in Sicht, ein erstes Dorf. Als der Bus sich nähert, läuft das ganze Dorf zusammen. Die Menschen bilden einen Chor, sie singen, begleitet von Pfeifen und anderen Musikinstrumenten. Sie schwenken Palmwedel in ihren Händen und andere grüne Zweige. Mir kommt der Liedvers in den Sinn: «Dein Zion streut dir Palmen und grüne Zweige hin.» Und dann hält unser Bus. Als der «Chef Spirituel» aussteigt, knien alle nieder. Diangienda geht durch die Reihen und legt segnend die Hände auf jedes Kind, das vor ihm kniet.

Dann stehen die Kinder auf und singen wieder. Diangienda hält eine kleine Ansprache mit Wechsel-



Diangienda segnet die Kinder



Die Dorfbewohner bringen uns Früchte, ein Huhn und sogar eine Ziege.

rede: Der «Chef Spirituel» fragt und die Dorfbewohner antworten. Dann singen und beten sie wieder und Diangienda erteilt den Segen. Und dann bringen die Dorfbewohner Früchte, ein Huhn und sogar eine Ziege für uns, damit wir etwas zu essen haben. Und dann fahren wir weiter.

Dann kommt das nächste Dorf in Sicht und genau dasselbe Bild, nur andere Menschen, aber ähnliche Lieder und ähnliche Musikinstrumente. Ich zähle insgesamt zwölf solcher Halte. Überall sind die Menschen zusammengeströmt. Es hat sich durch Flüsterpropaganda herumgesprochen, dass der «Chef Spirituel» kommt. Die Menschen haben Verbindung untereinander, sie reden miteinander. Was früher die Buschtrommeln waren, macht heute die persönliche Kommunikation. Sie haben Stunde um Stunde gewartet, bis unser Bus kam. Sie haben weniger auf uns als viel mehr auf ihren geistlichen Leiter gewartet, der wie ein Vater in diesem Lande ist. Dann wird es allmählich dämmrig, es wird Abend, und es beginnt zu regnen; es war der Übergang zur Regenzeit. Die Strasse wird schlechter, sie wird allmählich zu Matsch, und unser Omnisbus bleibt stecken mitten im Busch. Zum Glück begleitet uns ein Landrover, der vorausfährt und ein Lastwagen voller Afrikaner. Nun wird stundenlang gearbeitet, geschaufelt und schliesslich wird der Bus wieder flottgemacht. Alle knien nieder, mitten im Busch, und wieder singen sie und danken Gott, dass der Bus wieder flott ist. Sieben Mal ist der Bus stecken geblieben, bis wir endlich in N'Kamba ankommen. Es ist unterdessen

drei Uhr nachts. Aber auch in N’Kamba haben die Menschen stundenlang auf ihren geistlichen Leiter gewartet und empfangen ihn mit Musik und Gebet.

N’Kamba ist das Zentralheiligtum der Kimbangisten. Sie haben dort in den letzten Jahren von 1976 bis 1981 eine riesige Basilika gebaut mit 37 000 Sitzplätzen, die grösste Kirche in Afrika (diese Zahl erscheint mir ungeheuerlich, aber ich habe wiederholt gefragt und es wurde mir jeweils bestätigt, dass es tatsächlich so viele Sitzplätze sind). Am nächsten Tag werden wir in dieser Kirche von Musikchören empfangen. Es werden Ansprachen gehalten und wir werden mit der Bedeutung dieses «Tempels» vertraut gemacht. Simon Kimbangu hat schon 1921 den Bau eines solchen Heiligtums geweissagt. In einer Vision hat er deutlich einen Tempel gesehen, in dem Menschen aus allen Nationen zusammenströmen, um Gott zu loben und zu preisen. Die Erfüllung einer solchen Prophetie war im Jahre 1921 völlig unvorstellbar. Damals war Zaïre der belgische Kongo, die Schwarzen waren unterdrückt und gequält, niemand hätte geglaubt, dass diese Menschen jemals ein solches Bauwerk und eine solche Wallfahrtsstätte errichten könnten. Es hat bis 1976 gedauert, bis schliesslich die Arbeiten begonnen werden konnten – alles in freiwilliger Arbeit. Von allen Teilen des Landes sind die Kimbangisten zusammengeströmt. Es war eine lebendige Schlange von 2,5 km, vom Steinbruch bis zum Platz, wo heute der Tempel steht. Ununterbrochen sind Menschen hin- und zurückgelaufen, jeder einen grossen Stein auf dem Kopf – vier Jahre lang. Und so haben

sie Stein um Stein herangebracht und miteinander mit ihren eigenen Händen den Tempel gebaut.



Sie hatten keinen Architekten, sondern es war ein ganz einfacher Mensch, der niemals Architektur studiert hatte, der visionär das Bauwerk gesehen und beschrieben hat. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Hier stand eine fünf-schiffige Basilika, wie wir sie aus der Kunstgeschichte, vor allem aus Ravenna, kennen. Die Afrikaner hatten keine Ahnung, dass früher schon einmal solche Kirchen gebaut worden sind und dass es ein klassisches christliches Bauwerk ist, das jetzt vor ihnen steht.

Nach vierjähriger Bauzeit wurde der Tempel im Jahr unseres Besuches (1981) am 6. April eingeweiht. Und jetzt waren wir die erste ökumenische Delegation, die diesen Tempel besucht, und immer wieder wurde uns

gesagt, dass dies ein unerhörtes Ereignis für die Kimbangisten sei, weil sie jetzt verstünden, dass Simon Kimbangu recht gehabt hat, als er gesagt hat, dass Menschen aus aller Welt zu diesem Tempel kommen würden. Wir waren «Menschen aus aller Welt» – die gekommen sind. Zwar nur eine kleine Gruppe, aber die Kimbangisten sind überzeugt, dass wir nur ein Vorläufer sind von denen, die noch kommen werden.

Und dann ging es zurück nach Kinshasa. Unsere Delegation erfuhr nun weitere Einzelheiten über das Leben und Wirken der Kimbangisten. Und wieder habe ich das Staunen gelernt. Ohne jede Hilfe aus Europa oder Amerika hat sich ein einmaliges Aufbauwerk in ganz Zaïre vollzogen. In Eigenarbeit haben die Kimbangisten den Boden für die Landwirtschaft nutzbar gemacht. Sie haben viele Schulen und Spitäler gebaut, sie haben Ausbildungsstätten geschaffen für Krankenschwestern und Ärzte, und zwar jeweils so, wie es dem Land und der Bevölkerung entspricht – ohne allen westlichen Komfort. So ist für sie zum Beispiel eine Flasche Jod wichtiger als ein Röntgenapparat. Wenige wirksame Medikamente sind für sie viel wichtiger als Spitäler. Alles ist ganz einfach. Sie bauen Kirchen, und sie organisieren Selbsthilfeprogramme. Und woher kommt das Geld? Sie machen grosse Wettbewerbe. Jeden Monat versammeln sich Vertreter von Gemeinden, von Sportverbänden, von Drama- und Gesangsgruppen, von Musikern und Studenten und manche andere Gruppierungen – alle in ihren je eigenen Uniformen (sie haben schöne Uniformen!).



Sie ziehen in langen Reihen über einen grossen Platz, und alle Gruppen wetteifern miteinander, welche Gruppe oder Gemeinde das meiste Geld spendet. Obwohl diese Menschen arm sind, tragen sie unerhörte Summen zusammen. Dadurch wird dieses grosse Aufbauwerk finanziert. Die Kimbangisten haben auch ein gutes Selbstbewusstsein bei einem ganz einfachen Lebensstil. Einer der Verantwortlichen sagte unserer Delegation: Wir wehren uns gegen eure Einteilung in entwickelte und unterentwickelte Länder. Wenn wir z.B. barfuss laufen, dann ist das für uns ganz normal und nicht «unterentwickelt». Wir wollen gar keine Schuhe, weil barfuss laufen viel gesünder ist und weil uns das viel mehr entspricht. Und das gilt auch für andere Bereiche, so z.B. für die Art, wie unsere Schulen ge-

baut werden: Wir wollen gar keine Fensterscheiben in unseren Schulen, weil der Wind viel besser durchbläst, wenn die Fenster auf beiden Seiten offen sind, ausserdem werden die Fenster nicht eingeschlagen. Und vieles andere. Mir wurde deutlich, dass das ein ganz anderes Programm, ein viel wirksameres Programm ist, als es den Vorstellungen mancher Kreise in Europa oder in den USA entspricht. Man kann nicht bestreiten, dass die Kimbangisten in Zaïre enorm erfolgreich sind. Die Kimbangisten beten vor jeder Arbeit auf dem Feld, beim Hausbau, im Krankenhaus, in der Schule. Sie knien nieder, beten, loben und preisen Gott und singen bei der Arbeit. Sie arbeiten oft zwölf Stunden am Tag und kommen singend zurück. Kimbangisten sind in Zaïre die begehrtesten Arbeitskräfte, weil sie zuverlässig sind und nichts stehlen. (Stehlen ist in armen Ländern recht üblich!) Die Charismen, die bei Simon Kimbangu sichtbar geworden sind, wirken weiter durch seine drei Söhne, unter denen der jüngste der «Chef» ist. Es gibt geistliche Krankenheilungen und Prophetien und vor allem Lieder. Wie gesagt versuchen die Christen die Melodien, die sie hören, nachzusingen und aufzuschreiben. So sind Tausende «eingefangene» Lieder («chansons captés») entstanden.

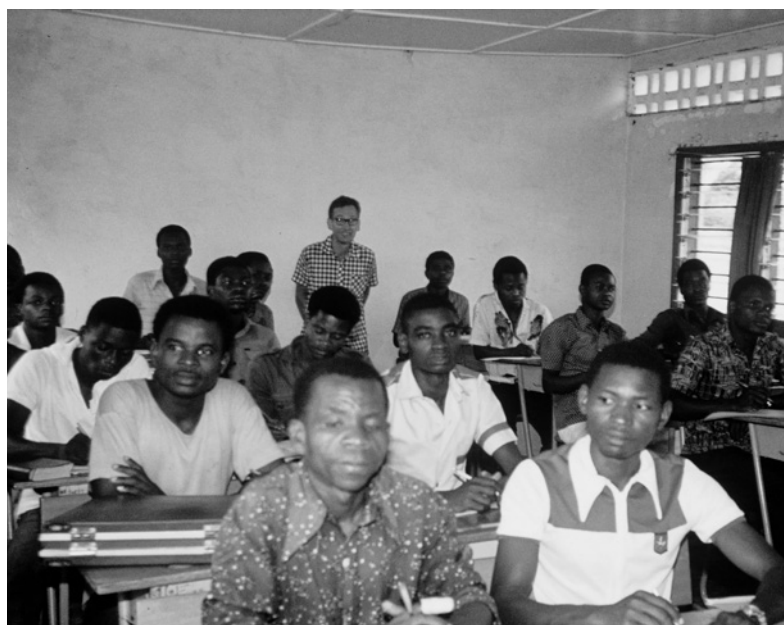
Die Kimbangisten-Kirche ist die grösste unabhängige afrikanische Kirche. Sie ist aber nicht die einzige. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind in Afrika viele verschiedene unabhängige Kirchen entstanden – viele Tausende. Man schätzt ihre Zahl auf insgesamt 50 Milli-

onen Mitglieder. Gewiss, die Kimbangisten-Kirche ist die grösste und stärkste, aber die anderen sind auch unerhört dynamisch. Sie sind über ganz Afrika zerstreut.

Aber diese Kirchen sind auch gefährdet, besonders durch den Islam. Es gibt eifrige Werber unter den Mohammedanern, die versuchen, die Führer unabhängiger Kirchen und Bewegungen mit viel Geld zu kaufen, um dann die ganze Kirche dem Islam zuzuführen, was leider in einigen wenigen Fällen auch schon gelungen ist. Es ist deshalb besonders wichtig, dass in diesen unabhängigen Kirchen Ausbildungsstätten für Prediger entstehen, die ihre Gemeinden in rechter Weise biblisch unterweisen und die geistlichen Aufbrüche in rechter Weise interpretieren, so dass sie ins Ganze des afrikanischen Lebens richtig eingeordnet werden können.

Auch hier haben die Kimbangisten einen ersten, wegweisenden Schritt getan, indem sie eine theologische Fakultät gegründet haben. Es ist die schweizer Theologin Marie-Louise Martin aus Luzern gewesen, die dieses wichtige Anliegen als erste erkannt hat. Sie leitet die von ihr gegründete theologische Fakultät der Kimbangisten und sie hat einige Lehrer an diese Fakultät berufen, unter ihnen Peter Barth, den Enkel des bedeutenden Theologen Karl Barth.

In dieser Fakultät leben die Studenten zusammen wie in einem kleinen Dorf. Sie haben Hühner und Ziegen und ihre eigenen kleinen Gärtlein. Dort leben und studieren sie. Als unsere Delegation dort war, sind gerade hundert Sack Maniok für die Studierenden angekommen. Das ist die Grundlage der Ernährung für ein



*Unterricht in der theologischen Fakultät der Kimbangisten.
Im Hintergrund stehend: Peter Barth.*

Jahr. Maniok entspricht etwa unseren Kartoffeln, nur dass man hier auch die Blätter mitverwertet. Die Blätter geben ein vorzügliches Gemüse, eine Art Spinat, aber etwas feiner und delikater im Geschmack. Maniok selber ist eine längliche Frucht, schmeckt allerdings nicht so gut wie Kartoffeln, wenigstens mir nicht, aber die Afrikaner essen sie sehr gern. Wie gesagt, diese hundert Sack Maniok sind gerade angeliefert worden, aber die Studierenden hatten kein Geld, um sie sofort zu bezahlen. Da war ich sehr froh, dass ich umgewechseltes Geld aus der Couvert-Sammlung meiner Gemeinde Oberhallau mitgenommen habe. Damit konnte ein Vier-

tel der gesamten Maniok-Verpflegung bezahlt werden. Es herrschte grosse Freude unter den Studenten, die mich baten, die Oberhallauer herzlich zu grüssen und ihnen für diese grossartige Hilfe zu danken. (Diesen Dank und Gruss habe ich nach meiner Rückkehr aus Zaïre an die Oberhallauer weitergeleitet.)

Im Anschluss an den letzten Gottesdienst vor unserer Heimreise bestand die Möglichkeit, sich von Joseph Diangienda segnen zu lassen. Ich reihte mich ein in die Schar der afrikanischen Mitarbeiter des «Chef-Spirituel», die sich dem Oberhaupt ihrer Kirche kniend näherten.

Auch ich näherte mich auf den Knien dem Chef-Spirituel. Joseph Diangienda legte seine Hände auf meinen Kopf und sagte einige Sätze in der Eingeborenensprache, die ich nicht verstand. Doch dann schwieg er. Ich spürte, dass er sehr bewegt war. Während Diangienda seine Hände langsam von meinem Kopf nahm, schaute ich auf und sah in seinem Gesicht so etwas wie ein Erschrecken. Ich stand auf, um dem nächsten Knienden Platz zu machen. Anschliessend erzählte ich meinen Eindruck Bena-Silu und fragte ihn, ob der Chef-Spirituel während seines Schweigens eine Vision hatte, die sich in seinem erschrockenen Gesicht ausdrückte. Bena-Silu meinte: «Der Chef-Spirituel hatte mit Sicherheit eine Vision – aber er wird Ihnen nicht sagen, was er gesehen hat, sondern er hat das, was er gesehen hat, in der Stille mit Jesus besprochen. Sie werden die Auswirkungen dieses Gesprächs spüren.»

Unterdessen (2011) sind genau 30 Jahre vergangen. Noch immer sehe ich den erschrockenen Gesichtsausdruck des «Chef Spirituel» vor mir. Noch immer bewegt mich die Frage, worüber Diangienda erschrocken ist. In der Tiefe meiner Seele weiss ich die Antwort. Diangienda hat gesehen, was von aussen auf mich zukommen wird, und er hat meinen inneren Zustand gesehen. Er ist erschrocken über die Dunkelheit, die er gesehen hat. Ja, es ist manches Dunkle und Schwere von aussen auf mich zugekommen und ich habe in den vergangenen 30 Jahren mehr und mehr auch das Dunkle in mir selber kennengelernt. Bei alledem ist es mir tröstlich, dass Diangienda diese Dunkelheiten mit Jesus besprochen hat – so wie auch ich sie täglich mit meinem himmlischen Vater bespreche, wenn ich bete «und vergib mir mein Fehlverhalten, so wie auch ich denen vergebe, die sich mir gegenüber falsch verhalten haben.»

Erlebnisse in Südamerika

Oekumene in Chile

Nach Aufenthalt in Quito (Ecuador) und in Lima (Peru) fliege ich im Avianca-Flug 81 nach Santiago de Chile. Neben mir sitzt ein dicker Argentinier, der eifrig bemüht ist, diverse Waren zu verstauen, um sie sicher durch den Zoll zu bringen. Ich schaue aus dem Fenster. Je näher wir Santiago kommen, desto grossartiger (und desto weisser!) erheben sich unter uns die Anden. Gestern schwamm ich in Quito (direkt über dem Äquator!) bei tropischer Hitze im Hotel-Swimmingpool (und holte mir dabei einen deftigen Sonnenbrand) und jetzt schaue ich auf die schneebedeckten Anden. Der Anführer im Flugzeug verkündet für Santiago fast winterliche Temperaturen. Wir landen um 23 Uhr. Ich bin müde und erschöpft, nicht nur vom mangelnden Schlaf sondern auch vom Uhrzeit- und Klimawechsel. Auch der Sonnenbrand beeinträchtigt mein Wohlbefinden.

In Santiago werde ich herzlich begrüsst – *zu* herzlich! Infolge eines Missverständnisses werde ich nämlich von *zwei* Kirchenvertretern abgeholt: vom Vertreter der katholischen Kirche Juan Marie Roberto und von

Nelson Lemus Zambrano, dem Vertreter der pentecostalen Iglesia de la Trinidad. In eloquentem Spanisch streiten sich die beiden, wer mich mitnehmen darf. Da Nelson schon ein detailliertes Programm für den morgigen Sonntag – einschliesslich Radioansprache – organisiert hat, einigen sich die beiden, dass ich am Sonntag (der unterdessen bereits angebrochen ist!) Gast der Iglesia de la Trinidad sein werde und am Montag Gast der katholischen Kirche und Gastredner bei einer grossen katholisch-charismatischen Konferenz. Und so geschah es auch.

Nach kurzem Schlaf werde ich am Sonntagmorgen um 7 Uhr von Nelson in meinem Quartier abgeholt und zum Radiostudio gebracht, wo ich von 8 bis 9 Uhr eine Ansprache über einen Bibeltext halten soll. Da ich erst bei meiner Ankunft in Santiago – also vor wenigen Stunden – erfahren habe, dass ich im Radio sprechen soll, rede ich in deutscher Sprache frei über das mir wohl vertraute Gleichnis Jesu vom Vater mit den beiden Söhnen. Nelson übersetzt Satz für Satz ins Spanische.

*Nelson (links)
und Arnold
bei der Radio-
Ansprache*



Bei meiner Ansprache schildere ich Lukas als «Maler», der das Gleichnis Jesu in vier Bildern vor unsere Augen malt. Erstes Bild: Der Auszug des jüngeren Sohnes aus dem Vaterhaus. Zweites Bild: Der Ausgewanderte sitzt im Elend. Drittes Bild: Die Heimkehr des Gescheiterten. Viertes Bild: Das Festmahl im Vaterhaus.

Und dann verbringe ich den restlichen Sonntag als Gast der Iglesia de la Trinidad. Bei herrlichem Vorfrühlingswetter machen wir einen Gemeindeausflug ans Meer, mit Picknick, Spielen, Gesprächen und einem Open-Air-Gottesdienst – eingebettet in eine grossartige Szenerie: vor uns der tiefblaue Stille Ozean, hinter uns die riesige verschneite Kordillierenkette und rings um uns die ersten zaghaft blühenden Bäume.

Die Gemeinde besteht vorwiegend aus jüngeren Menschen, die ihr eigenes Programm gestalten mit Tennis- und Volleyballspiel, mit Sackhüpfen, Drachensteigen und Fussball. Die Erwachsenen schauen zu oder bilden kleine Gesprächskreise. Und dann gibt es einen charismatischen Gottesdienst, der jedes Rockfestival in den Schatten stellt: hinreissende Musik von einer Jugendband auf hohem künstlerischem Niveau, «ekstatische» Tänze, an denen sich jeder beteiligen kann. Die Tanzenden werden abgeschirmt durch einen Kreis von Männern, eine Vorsichtsmassnahme, die mir recht überflüssig vorkommt, da die Tanzenden – wie es mir scheint – von einer inneren Ordnung gehalten werden. Dazwischen lebendige mehrstimmige Gesänge und eine Predigt, die ich halten soll. Ich spreche anhand eines Textes aus dem zweiten Korintherbrief über «die

Schönheit der ewigen Welt». Anschliessend wird gebetet. Wer es wünscht, kann sich segnen lassen.

Als sich die Sonne allmählich neigt und das Meer in prächtiges Gold verwandelt, fahren wir nach Santiago zurück. Ein unvergesslicher Tag, der heute noch vor meinem inneren Auge steht und in meiner Seele nachklingt.

Den nächsten Tag verbringe ich – wie vereinbart – als Gast der katholischen Kirche. Die charismatische Erneuerung in der katholischen Kirche breitet sich in Santiago vor allem unter den Ärmsten aus. Das erinnert mich an die Aussage des Apostels Paulus in seinem 1. Korintherbrief: *«Betrachtet eure Berufung: Nicht viele Mächtige, nicht viele Menschen vornehmer Geburt sind berufen, sondern was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, damit er die Weisen zunichte mache. Und was vor der Welt schwach ist, hat Er erwählt, damit Er die Starken zuschanden mache, und was vor der Welt verachtet ist, hat Gott erwählt, und das was nichts gilt, damit Er das, was gilt, zunichte mache und sich niemand vor Gott rühmen kann.»*

Von Signor Aldunate, dem Koordinator der katholischen Charismatiker erfahre ich, dass die Erneuerung in Chile weitgehend in den Linien des deutschen Theologen Heribert Mühlen verläuft und das bedeutet, dass die Katholiken fest in ihrer Kirche verankert sind und sich gerade deshalb für ökumenische Erfahrungen öffnen im Sinne der von Heribert Mühlen (in Craheim!) verfassten «Oekumene-Erklärung».

Der Text dieser Oekumene-Erklärung lautet:

Es gibt verschiedene Gnadengaben – aber es ist derselbe Geist (1. Kor. 12,4). Diese Aussage gilt auch gleichnishaft von den Kirchen, die jetzt durch menschliche Schuld getrennt sind.

1. Selbstfindung

Jede Kirche hat eine bestimmte spirituelle Tradition und in keiner der Kirchen sind alle Gnadengaben voll verwirklicht. Deshalb muss jede Kirche sich fragen, welche besondere unaufgebbare Berufung sie von ihrem geschichtlichen Ursprung her hat.

2. Öffnung

Jede Kirche sollte fähig werden, auch die Gnadengaben der anderen Kirchen dankbar anzuerkennen und sich von ihnen bereichern zu lassen. Dies führt zum selbstkritischen Fragen, ob sie die ihr eigenen Gnadengaben verabsolutiert hat und inwiefern sie so mitschuldig ist an der Spaltung der einen Kirche Christi. Die charismatische Offenheit für alle Gaben des Heiligen Geistes kann auf diese Weise fruchtbar werden für die Zukunft der Kirche.

3. Annahme

Jede Kirche muss sich fragen, was sie von ihrer unaufgebbaren Berufung her von den anderen Kirchen – unter Umständen kritisch – übernehmen kann. Diese Bereitschaft zur Rezeption müsste bis an die Grenze des Möglichen geschehen, denn alle Gnadengaben werden geschenkt «zum allgemeinen Nutzen» (1. Kor. 12,7).

Wir bitten den Herrn der Kirche, dass der Dialog zwischen den Kirchen zur Konvergenz und zum Konsens führt. Wir wissen, dass dies nicht durch menschliche Anstrengung oder guten Willen erreicht werden kann, sondern nur durch ein Eingreifen des wiederkommenden Christus (Mk. 10,27; Phil. 1,6).

Während der Konferenz unterhalte ich mich mit den Anwesenden über ihre persönlichen Erfahrungen.

Besonders bewegt hat mich das Gespräch mit einer Frau, die in der katholischen Vicaria arbeitet und die mir unter Tränen erzählt, dass ihr Sohn – wie viele andere, die dem Pinochet-Regime kritisch gegenüber stehen – spurlos verschwunden ist.

In der katholisch-charismatischen Konferenz am Nachmittag, bei der ich von meiner Tätigkeit im Weltkirchenrat erzähle, berichtet ein Brasilianer von beeindruckenden sozialen Einsätzen der «Charismatiker» in Brasilien, vor allem in Belo Horizonte. Diese Charismatiker seien von der Puebla beeinflusst, in der auch Dom Helder Camara mitarbeitet.

Da Belo Horizonte auf meiner Reiseroute liegt, bin ich gespannt, die dortigen «Charismatiker» und ihr soziales Engagement kennen zu lernen.

Am 18. September ist der chilenische Nationalfeiertag – 1979 ist es der 169. Anniversario de la Independencia de Chile. Dieser Tag wird alljährlich mit einem «Te Deum ecumenica oficial» in der Kathedrale gefeiert.

Die Strassen sind weitläufig abgesperrt. Überall marschieren Soldaten in fantastischen Uniformen, die zum Teil an preussische Uniformen des 19. Jahrhunderts (Abbildung) und zum Teil an deutsche Uniformen der Dreissigerjahre des 20. Jahrhunderts erinnern.

Die Soldaten stellen sich um 9 Uhr vor der Kathedrale auf und müssen dort bis 12 Uhr stehen bleiben.



Und dann versammeln sich die Repräsentanten der verschiedenen Kirchen: der Vertreter der katholischen Kirche, Raúl Kardinal Silva Henríquez, der pentekostale Bischof Victor Labbé (die Pentekostalen sind nach den Katholiken die zweitgrösste Kirche in Chile), der Bischof der anglikanischen Kirche Brian Skinner, der Vertreter der lutherischen Kirche Pfarrer Stephan Schaller, der Vertreter der presbyterianischen Kirche Pfarrer Gonzalo Berríos, der Vertreter der orthodoxen Kirche, Padre Antonio Arriogada und der Vertreter der jüdischen Gemeinde Oberrabbiner Dr. Angel Kreiman. Ich habe eifrig fotografiert (siehe nächste Seite).

Als Vertreter des Staates erscheinen neben den Kabinettsmitgliedern (unter ihnen die hübsche Justizministerin) auch die Botschafter der verschiedenen Staaten



Der Kardinal und der Chor



*Der Rabbi (mit Manuskript),
links daneben der Pfingstler-
Bischof*



*Links: der evangelische
Pfarrer Stephan Schaller*

und – last but not least – der Staatspräsident Augusto Pinochet.



Zweiter von rechts: Augusto Pinochet (mit Schärpe)

Und dann beginnt nach einem genau festgelegten Programm die eindrucksvolle «Te Deum»-Feier, die mit der bekannten Musik von Joseph Haydn (Melodie der deutschen Nationalhymne!) feierlich eröffnet wird. Da die meisten Vertreter der Kirchen in Opposition zum diktatorischen Regime Pinochets stehen, ist die Atmosphäre in der Kathedrale elektrisch geladen – besonders als der Kardinal in wohlüberlegten, aber zwischen den Zeilen sehr deutlichen Worten bestimmte Massnahmen der Regierung anprangert. Da ich nur wenige Meter von Pinochet entfernt sitze, kann ich deutlich sehen, wie sich die Mine des Diktators und die Minen einiger

seiner Kabinettsmitglieder bei den Worten des Kardinals versteinern.

Nach dem «Te Deum», das feierlich mit dem Halleluja aus Händels Messias abgeschlossen wird, gibt es vor der Kathedrale Gespräche zwischen Vertretern der Kirchen und Regierungsmitgliedern. Ich unterhalte mich unter anderem mit der Justizministerin.



Die Justizministerin im Gespräch mit Kirchenvertretern

Pünktlich um 12 Uhr (siehe Uhr auf dem Bild rechts!) marschieren, bzw. fahren oder reiten die Soldaten wieder ab – mit einer letzten Ehrenbezeugung für Augusto Pinochet.

Den letzten Tag meines Chile-Aufenthaltes verbringe ich in der Gemeinde des pentekostalen Bischofs Labbé, dem ich schon früher bei einer ökumenischen Konferenz in Nordirland begegnet bin. Labbé erzählt mir,



dass der grosse «Erfolg» der Pentekostalen vor allem darin liege, dass die Pfarrer der pentekostalen Gemeinden genauso arm sind und genauso ärmlich wohnen wie ihre Gemeindeglieder.

Labbé führte mich dann in ein «Haus» (es war eher eine Bretterbude), in dem im einzigen Raum zwölf Personen wohnen: Eltern, Schwiegereltern, Kinder und Enkel. In der Nacht werden auf dem Boden zwei grosse Matten ausgebreitet, auf denen je sechs Personen schlafen. Trotz der Armut sind alle Bewohner dieser «Hütte» sauber angezogen, gewaschen und gekämmt. Vor Schulbeginn erhalten die Schulkinder – sie kommen barfuss in die Schule – eine Tasse Milch und ein Brötchen mit Butter. Die Kinder warten diszipliniert, bis alle etwas haben. Erst dann wird gebetet und die Kinder können mit dem (von der Basler Mission finanzierten) Essen beginnen. Abgesehen von der Schulspeisung sind die pentekostalen Gemeinden von Spenden-

geldern unabhängig. Sie machen alles selber. Sie bauen ihre Hütten und ihre Gottesdiensträume selber und finanzieren ihre Pfarrer, die – wie gesagt – genauso arm sind wie sie selber.

Nach der Schulspeisung unterhalte ich mich mit Bischof Labbé über die politische Situation und das «Te Deum» in der Kathedrale, bei dem Labbé ja auch mitgewirkt hat. Er erklärt mir, dass es in Chile drei Gruppen von Pfarrern und Gemeinden gibt:

Die erste Gruppe sind «Evangelikale», die von den USA beeinflusst und finanziert werden. Sie sind anti-ökumenisch und wollen dem Staat gegenüber «lieb Kind» sein. Sie haben dem Pinochet-Regime gegenüber eine devote Haltung und verlieren deshalb den Respekt des Regimes. Diese «Evangelikalen» beteiligen sich nicht am offiziellen ökumenischen «Te Deum», sondern begehen den Nationalfeiertag einen Tag vor der offiziellen Feier – ebenfalls mit Staatsvertretern.

Die zweite Gruppe besteht aus verschiedenen Kirchen, die weder besonders evangelikal noch besonders ökumenisch sind. Diese Kirchen kümmern sich nicht um Politik sondern sind zufrieden, wenn der Staat sie in Ruhe lässt. Nach der Ansicht von Labbé gehört zu diesen Kirchen auch die «Iglesia de la Trinidad».

Die dritte Gruppe – Bischof Labbé ist ihr Sprecher – sind die ökumenisch gesinnten Pfarrer und Kirchen, zu denen auch der katholische Kardinal und die übrigen am ökumenischen «Te Deum» beteiligten Kirchen gehören. Labbé meint: «Wir nehmen klare Stellung zu falschen Entscheidungen des Staates und wahren die

Würde der Kirche. Deshalb respektiert uns der Staat und fragt uns gelegentlich um Rat.

Ein Kurzbesuch in Argentinien

Es war Anfang März 1977. Am Rande einer Konferenz in Murrhardt (Württemberg) kam ich nach fast dreissig Jahren wieder einmal mit meinem einstigen Hochschullehrer Ernst Käsemann (Mainz 1948/49) ins Gespräch. Aus Freude über dieses Gespräch schickte ich ihm und seiner Frau anschliessend per Fleurop einen schönen Blumenstrauss. Darauf erhielt ich folgenden Brief:

Prof. D. Ernst Käsemann

7400 Tübingen-Lustnau
Eduard-Hofer-Strasse 13
Telefon 5334

28.3.1977.

Lieber Herr Max! Es sehr mich unsere Begegnung in Murrhardt freuen, so sehr bedauere ich, dass ein ausführlicher Besuch nicht möglich war. Ich hätte gern über Ihre Tätigkeit mehr erfahren und über vieles auch mit Ihnen gesprochen.

Der Blumenstrauß hat meine Frau wie mich sehr, auch wenn wir ihn nur zum Frühstück bei der Tischdecke aus Spanien verpackten, wohin mich zum ersten Male die Universität in Madrid einladen hatte. Die vollen und roten Granada und Salamanca. Die Schaffung neuer Teller in Argentinien war mir ein lieber Reiz.

Wir kämpfen nun um ihr Leben.

Herzliche Grüsse und viele Wünsche!

Herzlich
Herrn Käsemann.

Nachdem ich mich bisher mit der seit einem Jahr bestehenden politischen Situation in Argentinien nicht näher befasst hatte, bewirkte Käsemanns Satz «Die Verhaftung unserer Tochter in Argentinien zwang uns zu eiliger Rückkehr. Wir kämpfen um ihr Leben», dass ich mich für die Vorgänge in Argentinien zu interessieren begann. Und so erfuhr ich, dass der argentinische General Jorge Rafael Videla, der im März 1976 die Regierungsgewalt übernommen hatte, die Absicht habe, die argentinische Gesellschaft zu «erneuern», d. h. zu konservativen Werten zu bekehren. Diese «Bekehrung» geschehe mit äusserster Brutalität. Später erfuhr ich, dass Videla viele Tausende missliebiger Personen – vor allem «Linke» – verhaften, foltern und ermorden liess. Mehr als dreissigtausend Menschen sind spurlos verschwunden. Viele von ihnen wurden nach Gefangenschaft und Folterung betäubt und bei lebendigem Leib aus Flugzeugen ins offene Meer geworfen und sind dort elend ertrunken. Erst viel später habe ich erfahren, dass auch Elisabeth Käsemann damals ermordet wurde.

Während ich dieses Kapitel schreibe, lese ich in der Süddeutschen Zeitung (2011/Nr. 83), dass der Prozess gegen die Mörder von Elisabeth Käsemann unterdessen begonnen hat. Die Süddeutsche schreibt:

Ihre Häsher kamen in der Nacht zum 9. März 1977. Elisabeth Käsemann wurde mit Klebeband oder Kapuze vor den Augen in mehrere Lager gebracht, festgekettet, geschlagen, mit Stromschlägen gefoltert, verhört, vergewaltigt. «Enfer-

meria», Krankenzimmer, hiessen die Folterzimmer in El Vesubio, die Gefangenen nannten es «die Hölle». Käsemanns britische Freundin Diana Austin, die später freigelassen wurde, hörte ihre Schreie in der Zelle nebenan. Für die Todeschwadronen war das blonde Pfarrerskind aus Alemania eine Terroristin, die man aushorchen und dann vernichten musste. Die Mitgefangene Elena Alfaro sah Elisabeth Käsemann das letzte Mal im Kerker El Vesubio, abgemagert und geprügelt. «Mich verfolgen die schrecklichen Bilder bis heute», sagt sie, die heute im Pariser Exil lebt.

Am 24. Mai 1977 wurden Elisabeth Käsemann und 16 andere Häftlinge aus El Vesubio in Monte Grande niedergemetzelt. Es seien «Subversive im Gefecht gefallen», darunter eine Isabel Kaserman, teilte Diktator Jorge Videla mit. Dass es sich um Elisabeth Käsemann handelte, wurde erst am 6. Juni 1977 offiziell – nach dem Länderspiel, das die deutsche Fussball-Elf 3:1 in Buenos Aires gewann. Die Autopsie in Tübingen bewies dann: vier Schüsse von hinten, ein Genickschuss. Eine Hinrichtung.

Während am 9. März 1977 Elisabeth Käsemann in Argentinien verhaftet und gefoltert wurde, lagen meine Blumen langsam welkend vor ihrem Elternhaus.

Noch bevor ich Einzelheiten über diese Gräueltaten erfahren hatte, wurde ich im Juli 1977 zu einer Konsultation des World Council of Churches (WCC) nach Genf eingeladen. Die WCC-Abteilung «Erneuerung und Gemeindeleben» wollte mich als «Consultant» für charismatische Spiritualität und Gemeindeerneuerung

in ihre Abteilung berufen. Und so sollte ich jetzt den Hauptamtlichen des WCC und den Delegierten aus aller Welt sagen, was ich unter charismatischer Erneuerung verstehe und wie ich mir meinen Dienst im WCC vorstelle.

Ich redete frei von der Leber weg und machte keinen Hehl aus meiner Überzeugung, dass eine Kirche nur dann wirklich christliche Kirche ist, wenn sie «charismatisch», d.h. vom Geist Gottes erfüllt ist. Und dass es deshalb die Aufgabe des Weltkirchenrats sei, sich nicht nur mit dogmatischen, konfessionellen und sozialen Fragen zu befassen (so wichtig diese Fragen sind), sondern auch mit den Charismen der einzelnen Gemeindeglieder und mit dem sich daraus ergebenden organisch-charismatischen Gemeindeaufbau.

Die Reaktionen auf meine Ausführungen waren recht unterschiedlich. Kritisch reagierten vor allem Theologen aus Westeuropa, interessiert waren orthodoxe Delegierte, zustimmend und sehr interessiert waren Delegierte aus Afrika und Lateinamerika. Besonders Beatriz, eine katholische Professorin aus Argentinien, war sehr bewegt. Sie bat mich, mit ihr zusammen für ihren Onkel zu beten, der in Argentinien von der Militärregierung verhaftet worden war und von dem sie seither keinerlei Nachricht mehr erhalten habe. Und so haben wir miteinander gebetet. Anschliessend hat mich Beatriz eingeladen, sie in Argentinien zu besuchen.

Zwei Jahre später, im Herbst 1979, war es dann soweit. Ich habe Beatriz die Ankunftszeit meines Fluges und die Anschrift meines Hotels in Buenos Aires mitge-

teilt. Beatriz hat mich daraufhin wissen lassen, dass sie mich am Flughafen abholen werde.

Die AR 201 der Aerolinas Argentinas flog pünktlich um 12.45 Uhr in Santiago de Chile ab – ich hatte einen schönen Fensterplatz in dem fast leeren Flugzeug – und landete ebenso pünktlich um 15.15 in Buenos Aires. Als erster passierte ich die Zoll- und Passkontrolle und wartete dann am vereinbarten Treffpunkt auf Beatriz – vergeblich. Nachdem ich etwa 40 Minuten gewartet hatte, fuhr ich mit Bus und Taxi ins Hotel, wo ich nach etwa eineinhalbstündiger Fahrt um 17.25 Uhr eintraf. An der Rezeption wurde mir ein Zettel mit folgender Nachricht übergeben:

19/9-14:00 Mr. Arnold Bittencier,
We are very sorry not to have
met you at the Air port. Phone
us please before 5:00 P.M. TO
DAY. Phone 631-0350. WE'LL BE
AT YOUR HOTEL AT 8:30 P.M. BEATRIZ

Obwohl «5.00 p.m.» bereits vorbei war, versuchte ich, Beatriz telefonisch zu erreichen – vergeblich. Und so hoffte ich auf «20.30 Uhr» – diesmal nicht vergeblich. Um 20.15 Uhr traf Beatriz im Hotel ein und fuhr mit mir in ihrem Auto zu einer Versammlung in einem Ge-

meindesaal neben einer katholischen Kirche. Dort sollte ich über die weltweite charismatische Erneuerung berichten. Während der Autofahrt sagte mir Beatriz, dass sie damit rechne, dass unter den Zuhörern auch Spitzel der Militärregierung sein werden. Sie habe mich deshalb – einer inneren Warnung folgend – nicht am stark bewachten Flughafen abgeholt. Ich solle in meinem Vortrag – nach Möglichkeit – keine politisch brisanten Themen anschneiden, durch die nicht nur sie, sondern auch meine Zuhörer in Gefahr geraten könnten.

Und so berichtete ich halt mit angezogener Handbremse und vermied es, auf brisante Themen einzugehen. Ich muss gestehen, dass ich mich dabei nicht sonderlich wohlfühlte. Wie kann man z.B. über «Prophetie» reden, ohne auf die politische Relevanz dieser Geistesgabe einzugehen!

Ganz anders war die Atmosphäre in der Wohnung von Beatriz, wo sich anschliessend etwa zehn Verantwortliche der katholisch-charismatischen Erneuerung trafen. Dort waren wir «unter uns» und konnten offen reden. Und so erfuhr ich von der bedrückenden Situation in Argentinien und von den Gräueltaten Videlas und seiner Schergen. Wir breiteten diese Nöte vor Gott aus und liessen Gottes Geist zu uns reden. Gegen Schluss der Versammlung fragte mich eine der Anwesenden, ob ich ein «Wort» für Argentinien hätte. In diesem Augenblick sah ich vor meinem inneren Auge über Argentinien einen dichten Nebel, in dem innen ein helles Licht leuchtete. Dieses Licht versuchte vergeblich, den

Nebel zu durchdringen – zu dicht lag der Nebel über diesem Land. Als wir anschliessend über diese «Vision» sprachen, wurde uns deutlich, dass es gilt, nicht ohnmächtig auf den Nebel zu starren, sondern darauf zu vertrauen, dass das göttliche Licht den dichten Nebel schliesslich doch noch durchdringt.

Mitternacht war längst vorüber, als wir auseinander gingen. Bedrückt, aber auch ein wenig zuversichtlich kehrte ich in mein Hotel zurück.

Mehr als dreissig Jahre sind seither vergangen. Unterdessen ist der eindrückliche Erlebnisbericht von Victoria Donda «Mein Name ist Victoria» erschienen. Ein aufwühlendes Buch, das nicht nur die Verbrechen der Militärregierung beschreibt, sondern auch das Licht, das allmählich durch den Nebel bricht.

Von Beatriz habe ich – trotz verschiedener Nachforschungen – nichts mehr gehört.

Begegnungen in Brasilien

Mein nächstes Reiseziel war Brasilien. Mein mir bisher noch nicht persönlich bekannter brasilianischer Reisebegleiter und Dolmetscher Paul Moran hatte mich wissen lassen, dass er mich in Argentinien abholen werde. Dann würden wir gemeinsam nach Porto Alegre fliegen. In meinem Hotel erreichte mich jedoch folgendes Telegramm:

		EMPRESA NACIONAL DE CORREOS Y TELEGRAFOS TELEGRAMA 19/4	
INTERNACIONAL ST1259 TBA207<=<CASCABEL/PR 18/16 20 1235<			
Recibido por: <i>Mrs</i>	Hora recepción: <i>17-</i>	Fecha: <i>20/9/29</i>	
CATEGORIA _____		DES: DR ARNOLD BITTLINGER HOTEL INTERNACIONAL <	
DOMICILIO _____		DES _____	
==CANNOT ENTER ARGENTINA PLAESE PHONE CASCABEL 23-8405 BRASIL<			PAUL MORAN<

Zu deutsch: «Ich kann nicht in Argentinien einreisen (...)
Paul Moran».

São Paulo

«Cannot enter Argentina» hat Paul Moran telegraphiert. Das heisst also, dass ich allein nach Brasilien fliegen muss – in der Hoffnung, Paul in Porto Alegre zu treffen. Doch zunächst versuchte ich ihn mehrfach telefonisch zu erreichen – vergeblich. Die Verbindung wollte einfach nicht klappen. Ohne Vereinbarung eines neuen Treffpunktes wollte ich nicht losfliegen. Nach etwa zwei Stunden klappte es schliesslich mit der Telefonverbindung. Jetzt war es jedoch zu spät für den Flug nach Porto Alegre, und so mussten wir umdisponieren. Paul schlug mir vor, direkt nach São Paulo zu fliegen. Ich liess mein Flugticket umschreiben und kam nach einem unruhigen VASP-Flug pünktlich in São Paulo an. Mit Hilfe von Paul Moran, der am vereinbarten Treffpunkt auf mich wartete, telefonierte ich Manoel

de Mello, der mich daraufhin zu einem Gespräch und zu einem Gottesdienst einlud.

Wer ist Manoel de Mello? Er ist der bekannteste Evangelist Brasiliens, der durch seine hervorragende Rednergabe Unzählige in seinen Bann zieht. Er ist der Gründer und Leiter der grössten unabhängigen brasilianischen Kirche «Brasil para Cristo» («Brasilien für Christus») und Mitglied im Zentralausschuss des OeRK. Und wie begann seine Erfolgsgeschichte? Dank einem leicht transportablen Lautsprechersystem und einigen Top-Musikern gelang es ihm in Parks und auf Plätzen riesige Menschenmengen anzuziehen. Aufsehererregende Krankenheilungen waren bei diesen Veranstaltungen keine Seltenheit. Seine morgendlichen Radiosendungen hören schätzungsweise fünf Millionen Menschen.

Manoel de Mello hat die grösste Kirche in São Paulo gebaut, eine einfache Hallenkirche mit fünftausend Sitzplätzen. In meinem etwa einstündigen Gespräch fragte ich de Mello, wie er sich dieses schnelle Wachstum seiner Kirche erkläre. De Mello meinte: «Natürlich spielen die täglichen Radiosendungen und die Versammlungen eine gewisse Rolle, aber der nachhaltige Erfolg für das Wachstum unserer Kirche liegt woanders. Während sich die traditionellen katholischen und evangelischen Kirchen vor allem an die privilegierte Mittel- und Oberschicht der Bevölkerung wenden, wenden wir uns an die Armen. Auch unsere Prediger kommen aus den unterprivilegierten Schichten und fühlen sich so mit ihren Gemeindegliedern beson-

ders verbunden. Sie kennen die Sorgen und die Nöte der Armen.»

Nach unserem Gespräch, das in der Sakristei der Kirche stattfand, begaben wir uns in den grossen Kirchenraum. In dieser «Kirche» waren vorne grosse Wasserbecken mit sieben Springbrunnen angebracht, deren Wasserstrahl etwa vier Meter hoch strahlt und von unten her in wechselnden Farben prachtvoll erleuchtet wird – ein märchenhafter Anblick.

Als ich zusammen mit de Mello die Kirche betrat, probte der Chor – in bunte Gewänder gekleidet – das «Halleluja» aus Händels Messias. Und dann strömten die Menschen in die Kirche. Die sieben «Pastoren» – ebenfalls in bunte Talare gekleidet – begaben sich in feierlicher Prozession unter Musikklangen auf die Bühne zu ihren Sitzen hinter den Springbrunnen.

In dem mit Instrumentalmusik und mit Liedern aufgelockerten Gottesdienst konnten sich die Gemeindeglieder mit eigenen Beiträgen beteiligen. Dabei wurden die Springbrunnen abgeschaltet. Und dann predigte de Mello unerhört plastisch und wortgewaltig. Die Zuhörer hingen an seinen Lippen. Es gab keinerlei Anzeichen von Langeweile oder Ermüdung, dagegen zahlreiche Beifallsbekundungen durch Lachen, Klatschen und durch Zwischenrufe wie «Gloria a Deus» und «Halleluja». Gegen Ende des Gottesdienstes wurden die Springbrunnen wieder eingeschaltet, und so verliessen die Menschen die Kirche mit diesem prachtvollen Eindruck.

Für die Armen, die aus ihren armseligen Wohnungen und Hütten kommen, ist ein solcher Gottesdienst ein Stück Paradies, eine Märchenwelt, in die sie immer wieder gerne eintauchen. Gewiss, die Märchenwelt allein genügt nicht. Deshalb gibt es in de Mellos Kirche auch ein grossartiges Hilfsprogramm, aber es gibt eben auch diese märchenhafte Verklärung des Alltags – als Vorgeschnack des Paradieses mitten im Elend.

Während ich diese Zeilen schreibe, übertragen die Fernsehsender weltweit aus London die Hochzeit von Kate Middleton und Prinz William. Dass schätzungsweise mehr als zwei Milliarden Menschen diese Bilder anschauen, macht deutlich, dass die Sehnsucht nach einer heilen Welt nicht nur in den Mitgliedern von de Mellos Kirche in São Paulo lebt, sondern in uns allen. Es ist die Sehnsucht nach dem Paradies.

In de Mellos Kirche gab es nach dem Gottesdienst im Freien vor der Kirche Mate-Tee, das brasilianische Nationalgetränk, und Gebäck. Man hatte mir gesagt, dass in Brasilien der Mate-Tee «schwarz, heiss und süss» sein müsse, und das war er auch (Bevor ich mit der Niederschrift dieses Kapitels begann, hatte ich mir «zufällig» eine Kanne Mate-Tee zubereitet, und so trinke ich jetzt während des Schreibens – ich schreibe immer noch von Hand – eine Tasse Mate-Tee – schwarz, heiss und süss).

Da in São Paulo für den nächsten Tag eine Begegnung mit Vertretern der katholisch-charismatischen Erneuerung vorgesehen war, war ich Gast bei einem wohlhabenden katholischen Ehepaar, das in einem schönen

Einfamilienhaus in einem vornehmen Stadtteil von São Paulo wohnte. Der Garten des Hauses war von einer hohen Mauer umgeben, die mit Glasscherben bestückt war.

Im Gartenbereich vor dem Haus wurden Paul Moran und ich nach unserer Rückkehr aus de Mellos Kirche von Peter Smith, dem Hausherrn, und von einem kleinen laut bellenden Hund freundlich empfangen. Mitternacht war längst vorüber. Herr Smith erklärte uns, dass der kleine Hund gut dressiert sei und sehr genau zwischen den Gästen des Hauses, die vom Hausherrn begrüsst werden, und zwischen Einbrechern unterscheiden könne. Herr Smith liess uns dann durch ein Fenster in den hinteren Gartenteil schauen. Dort stand ein grosser, gefährlich aussehender Hund, der eigentliche Wächter des Hauses. Herr Smith erklärte: «Sobald nachts die Haustür geschlossen ist, öffne ich eine Luke zum hinteren Gartenteil. Wenn dann ein Einbrecher versucht, über die Mauer zu steigen, beginnt der kleine Hund zu bellen und weckt dadurch den grossen Hund, der den Einbrecher mit Sicherheit nicht heil davonkommen lässt.»

Nachdem uns Frau Smith in unser Schlafzimmer geführt hatte, meinte sie, dass wir uns am nächsten Morgen ausschlafen und in Ruhe frühstücken sollten. Das haben wir dann auch getan. Während wir uns – nach gutem Schlaf und köstlicher Dusche – zum reich gedeckten Frühstückstisch begaben, waren Herr und Frau Smith bereits in der katholischen Frühmesse. Das Hausmädchen kümmerte sich um uns. Anschliessend telefo-

nierte Paul der Organisatorin unseres Tagesprogramms, Frau Orglmeister.

Und dann folgt ein übervoller Tag: Zunächst eine sehr dynamische katholisch-charismatische Veranstaltung mit guter Musik-Band, zündenden Reden, kraftvollen Beiträgen der Teilnehmer und dazwischen traditionelle katholische Liturgie-Elemente und eine Eucharistie-Feier. Anschliessend gab es ein Gespräch mit den Verantwortlichen der katholisch-charismatischen Erneuerung. Dabei erfahre ich, dass es in São Paulo etwa 3000 charismatische Prayer-Meetings gibt.

Am Nachmittag gab es eine Begegnung mit dem Kardinal und eine Besprechung im Pauliner-Verlag, der meine beiden Bücher «Dons & Graças» («Gnadengaben») und «Dons & Ministérios» («Die Ordnung der Dienste») in portugiesischer Sprache herausgegeben hat. Ausser dem Verlagsleiter waren noch Fr. G. S. Gorgulho und Ana Flora Anderson, zwei katholische Autoren, anwesend. Sie publizieren ihre Bücher jeweils gemeinsam und werden deshalb «The Two» genannt. Ihre Bücher erscheinen in derselben Taschenbuchreihe wie meine beiden Bücher. Es gab deshalb ein interessantes Gespräch unter Autoren, wobei «The Two» meinten, dass die charismatische Erneuerung in den traditionellen Kirchen zwar sehr dynamisch und gut organisiert, jedoch – im Unterschied zur de Mello-Kirche – zu wenig sozial und – im Unterschied zu den Freiheitskämpfern in Nicaragua – zu wenig politisch sei.

Am Abend gab es dann noch einen eindrucksvollen charismatischen Gottesdienst in einer freien evangeli-

schen Gemeinde, der sich von einem katholisch-charismatischen Gebetstreffen nur durch das Fehlen traditionell-liturgischer Elemente unterschied. Am nächsten Tag ging es weiter nach Belo Horizonte.

In Belo Horizonte

In Belo Horizonte war ich mit Dr. Gama, einem erfolgreichen Geschäftsmann, verabredet. Er gehörte zum Leitungsteam der katholisch-charismatischen Erneuerung. Er holte mich am Flugplatz ab und wir fuhren zusammen in die Stadt. Nachdem er sein Auto auf einem von hohen Palmen umstandenen Parkplatz abgestellt hatte, gingen wir zu Fuss zum «Hospital», einem ehemaligen Fabrikgebäude. Dr. Gama erklärte:

«In diesem Gebäude waren bis vor wenigen Jahren an Krebs erkrankte Menschen aus den Armenvierteln untergebracht. Die Zustände in diesem Haus waren katastrophal. Die Kranken lagen in grossen Räumen auf zerschlissenen Matratzen ohne jede medizinische Betreuung. Die Medikamente, die von den städtischen Behörden für diese Kranken gratis zur Verfügung gestellt wurden, erreichten nur selten ihr Ziel. Sie wurden unterwegs verschachert.

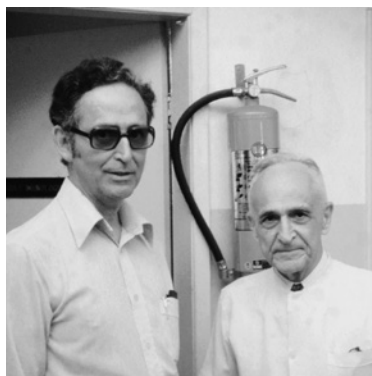
Und so war das «Hospital» erfüllt von den Schmerzensschreien der Kranken, um die sich kaum jemand kümmerte, und die in ihren Schmerzen elend zugrunde gingen.

Nachdem die Frau eines angesehenen Medizinprofessors, Angehörige des Leitungsteams der katholischen Charismatiker, von diesen Zuständen erfahren hatte, besuchte sie dieses ‹Hospital› und war entsetzt. Es war ihr klar: ‹Hier muss etwas geschehen.› Sie besprach sich mit Freunden und Bekannten, die wie sie selber zur katholisch-charismatischen Erneuerung gehörten. Sie fragten sich, was hier zu tun sei. Gemeinsam beschlossen sie, die Stadtverwaltung von Belo Horizonte zu bitten, ihnen die Betreuung des Krebs-‹Hospital› zu übertragen. Da sie selber und zahlreiche ihrer Bekannten gute Beziehungen zu den Verantwortlichen der Stadtverwaltung hatten, haben die zuständigen Behörden ihre Bitte erhört. Das war im Jahre 1972.

Unterdessen sind sieben Jahre vergangen. Grosse Veränderungen haben sich ereignet. Die ‹Charismatiker› haben die Räume der Fabrik total renoviert und saniert. Dank ihrer Beziehungen ist es ihnen gelungen, den führenden Krebs-Spezialisten der Universität von Belo Horizonte, der kurz vor seiner Pensionierung stand, zu überzeugen, dass ein Dienst in diesem Krebs-Spital eine lohnende ‹Ruhestands-Aufgabe› für ihn sei.

Fünf weitere Ärzte schlossen sich dem Professor als seine Assistenten an. Die Fabrikräume wurden unterteilt, Operationsräume wurden in einem neu erstellten Nebenbau (‹Hospital Mario Penna›) eingerichtet und mit dem Nötigsten ausgestattet. Eine Krankenpflege-Schule wurde eröffnet. Eine kompetente Krankenschwester wurde als Leiterin gewonnen.»

Ich bin zusammen mit Dr. Gama und dem Onkologen durch die Räume des Spitals gegangen – einfache Räume mit 10 bis 12 Betten, die sauber und gepflegt waren.



*Dr. Gama
und der Onkologe*



*Der Onkologe besucht einen
Patienten.*

Jeden Morgen kommt ein ökumenisch-charismatisches Team ins Spital, um die Kranken zu besuchen. Sie beten mit den Kranken und erzählen ihnen von Jesus. Nicht selten geschieht es, dass Kranke gesund werden. «Wegen der guten medizinischen Betreuung», meint lächelnd der Professor «und wegen der Gebete» ergänzt einer seiner Assistenten.

In den vergangenen sieben Jahren haben die «Charismatiker» nicht nur das Spital renoviert, sondern auch in der näheren und weiteren Umgebung des Spitals 70 Einrichtungen geschaffen für Vorsorge-Untersuchungen und für die Nachbetreuung. Ich fragte: «Und wer finanziert das Ganze?» Dr. Gama, der Organisator des



*Die Pflegeleiterin
(rechts) mit
Pflegerinnen*



Der «Nebenbau»

gesamten Unternehmens, antwortete: «Die Charismatiker!» Viele gehören zur Oberschicht von Belo Horizonte und verdienen sehr gut. Diese Christen haben sich für einen einfachen Lebensstil entschieden und sparen enorme Summen für den Aufbau und den Unterhalt dieser Krebsklinik und ihrer Filialen. Kürzlich haben wir beschlossen, ein neues, grösseres und moderneres Spital zu bauen, in dem 30% der Patienten ihren Aufenthalt und die medizinische Betreuung selber bezahlen, um damit die 70% Arme, die nichts zahlen können, mitzufinanzieren. Dr. Gama meint: «Es wird nicht schwierig sein, die 30% gut zahlender Patienten zu finden, denn eine Behandlung durch unsere Top-Spezialisten ist sehr begehrt.»

*Bei Dom Helder Camara
und bei Schwester Alexandrina in Recife*

Und dann ging es weiter nach Recife. Sr. Lucida Schmieder OSB, die in Deutschland zum Leitungsteam der katholischen Charismatiker gehört, hatte mir ein Quartier im Gästehaus der Benediktinerinnen vermittelt. Am Tag nach meiner Ankunft in Recife bin ich um fünf Uhr aufgestanden und mit der Oberin der Benediktinerinnen zur Frühmesse gefahren, die Dom Helder Camara in seiner Privatkannele zelebrierte. Die Messe begann um sechs Uhr. Zusammen mit der Oberin sass ich in dem schlichten, weiss gekalkten rechteckigen Raum mit einfachen Holzbänken. Hinter einem Rednerpult stand Dom Helder Camara und predigte. Und wie er predigte! Seine ganze Gestalt war eine Predigt. Von einem geheimnisvollen Lächeln umspielt strahlte sein Gesicht eine heitere Güte aus. Beim Lied nach der Messe flossen Tränen aus seinen Augen. Dom Helder weinte. Ich denke: «Ein Heiliger!» Dazu passt, dass mein Gesprächspartner in Petropolis am Vortag gesagt hatte: «Dom Helder ist ein Gauner!» und dass eine der Nonnen, mit der ich gesprochen hatte, meinte: «Dom Helder ist mir ein Rätsel – ich weiss nicht, was ich mit ihm anfangen soll.»

Ich denke: «Ja, so sind Heilige!» Für die einen sind sie ein Rätsel, für die anderen sind sie Gauner. Und wieder anderen begegnet in ihnen die Güte und die Menschenfreundlichkeit Gottes. Nach der Messe begab sich Dom Helder ins nahe gelegene Radiostudio. Seine Ra-

diopredigt wurde in den Gottesdienstraum übertragen. Eine völlig andere Predigt als die Predigt, die er gerade in seiner Privatkanelle gehalten hat. Die Radiopredigt enthielt leidenschaftliche Angriffe gegen die multinationalen Konzerne und gegen die Papierfabriken, die die Japaner mitten in den Amazonas-Regenwald gebaut hatten, um dort mit Säge-Panzern stündlich riesige Flächen Urwald mit herrlichen Urwaldbäumen zu vernichten, um daraus Zeitungspapier zu machen.

Als Dom Helder aus dem Radiostudio zurückkam, nahm er sich Zeit für ein Gespräch mit mir, dem Beauftragten des Weltkirchenrats für Fragen der Charismatischen Erneuerung. Er empfing mich in seiner Sakristei, die durch eine Tür mit der Privatkanelle verbunden ist – ein schlichter Raum mit einem kleinen quadratischen Holztisch und einigen Stühlen.

Ich hatte mir vorgenommen, Dom Helder drei Fragen zu stellen: Erste Frage: «Was halten Sie von der Charismatischen Erneuerung?» Zweite Frage: «Was halten Sie von Ernesto Cardenal und seinem politischen Engagement?» Dritte Frage: «Wie kann der Weltkirchenrat den Kirchen in Südamerika helfen?» Bereitwillig ging Dom Helder auf diese Fragen ein. Er überschüttete mich mit seinen Worten und packte mich dabei immer wieder mit seiner rechten Hand an meinem linken Arm und schüttelte ihn, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Wir sprachen französisch. Es dauerte eine Weile, bis ich mich an sein von der portugiesischen Sprachmelodie durchtränktes Französisch gewöhnt hatte. Ich fasse



*Dom Helder
und die Oberin*



Dom Helder mit Arnold

die Antworten von Dom Helder kurz zusammen: Zu meiner ersten Frage meinte der Erzbischof: «Ich bin *für* die Charismatische Erneuerung. Sie bringt der Kirche ganz neue Impulse und eine neue Lebendigkeit. Für mich ist es jedoch wichtig, dass Gebet und Sozialengagement Hand in Hand gehen. Bischöfe äussern sich manchmal vorsichtig oder kritisch zur Charismatischen Erneuerung, um diese Bewegung vor Einseitigkeiten zu bewahren.»

Zur zweiten Frage meinte Dom Helder: «Zu Ernesto Cardenal habe ich gesagt: «Ich liebe Sie persönlich und ich liebe Ihre Schriften. Ich verstehe auch Ihre Situation, aber ich liebe nicht den Gebrauch von Waffen. Krieg macht nicht frei, sondern er führt in neue Abhängigkeiten von den Supermächten USA, Russland oder China. Die Unterdrücker haben immer *mehr* Waffen als die Unterdrückten.»»

Meine dritte Frage beantwortete Dom Helder nicht direkt, sondern er redete zunächst erregt über die «Aktionäre», die mit dem Geld spekulieren, das den Armen

gestohlen wird. Er sagte: «Ich habe vor einer Aktionärsversammlung gesprochen und den Aktionären vor Augen geführt, wie ihre Gewinne entstehen und was für Auswirkungen ihre Spekulationen für die Armen haben. Es ist wichtig, dass der Weltkirchenrat immer wieder betont, dass Gott auf der Seite der Armen steht und nicht auf der Seite der Reichen und dass der Heilige Geist die Kirche nicht reich macht sondern arm. Ja, der Heilige Geist macht die Kirche wieder nackt, arm und geschlagen» – und jetzt hob Dom Helder seinen Blick nach oben und schaute verklärt zum Himmel – «mais plus belle!» (aber schöner).

Und dann erzählte mir Dom Helder von seinem Engagement für die Ärmsten und Entrechteten. Als ich meinte, dass in einer solchen Situation, wo die Geldgier und die Hartherzigkeit der Reichen so dominieren, ein Einzelner nicht viel ausrichten könne, packte mich Dom Helder am Arm, wurde ganz erregt und sagte: «Doch, ein Einzelner kann etwas ausrichten! Es gilt jedoch Dreierlei zu beachten: Erstens: Haben Sie eine Vision davon, wie es eigentlich sein sollte! Zweitens: Tun Sie bis zum Äussersten das, was Sie können, um diese Vision zu verwirklichen, und zwar an dem Platz, an den Gott Sie gestellt hat! Drittens: Überlassen Sie den Rest Gott!»

Mit diesen Worten verabschiedete mich Dom Helder mit Segenswünschen. Die Oberin geleitete mich zurück ins Kloster. Dort durfte ich zusammen mit den Schwestern zu Mittag essen. Dabei sass ich neben einer Nonne aus den USA. Wir unterhielten uns in Englisch, wobei

unser Gespräch begleitet war von einer leichten – nicht ganz «nonnenhaften» – erotischen Schwingung. Nach dem Essen begaben sich alle Schwestern in die Küche. Dort wusch jede ihren Teller und ihr Besteck und versorgte das Abgewaschene in ihrem jeweiligen Fach. Die Oberin meinte: «Bei uns geht das alles ganz einfach – wir brauchen keine grossen Spülmaschinen und kein Abwaschteam.»

Am Nachmittag begleitete mich die Oberin in einen Slum («Favela»)-Bezirk von Recife. Dort hat sich in den vergangenen Jahren ein erstaunlicher Wandel vollzogen. Eine Gruppe von katholischen Charismatikern hat diese Favela regelmässig besucht und den Bewohnern nicht nur von Jesus erzählt, sondern auch praktisch geholfen. Es war besonders die Krankenschwester Alexandrina, die von der Not der unversorgten Kranken so bewegt war, dass sie mit Hilfe von Freunden und einigen Favela-Bewohnern mitten im Elendsbezirk eine Hütte baute mit einem Raum zur Versorgung von Kranken. Der Bedarf war jedoch so gross, dass dieser Raum bald nicht mehr ausreichte, sondern dass es bald notwendig wurde, ein grösseres Haus zu bauen.

Voller Stolz führt mich Schwester Alexandrina in das einfache Holzhaus, in dem jetzt Platz für fünfzig Kranke ist. Schwester Alexandrina kümmert sich, unterstützt von Helferinnen aus dem charismatischen Gebetskreis, den ganzen Tag über um die Kranken. Für die Betreuung in der Nacht haben die Favela-Bewohner ein Selbsthilfeprogramm organisiert. Einmal in der

Woche kommt ein Arzt, der ebenfalls zum charismatischen Gebetskreis gehört, in dieses «Spital», um die Kranken kostenlos zu behandeln. Und wie werden die Kranken gepflegt? Verschmitzt erzählte mir Schwester Alexandrina, dass es ihr gelungen sei, zum Kommandeur der Kaserne in der Nähe der Favela vorzudringen und ihn zu bewegen, die «Überbleibsel» der Soldaten-Verpflegung ihrem Favela-Spital zu schenken. Schwester Alexandrina meinte lachend: «Das ist sehr gutes und nahrhaftes Essen!» Ich habe mich dann mit einigen der Kranken unterhalten (die Oberin übersetzte). Manche waren in einem erbärmlichen Zustand, aber doch dankbar für die Betreuung durch Schwester Alexandrina.

Und dann widmete sich Schwester Alexandrina wieder ihren Patienten und die Oberin zog zusammen mit mir durch einen Teil der Favela, in dem infolge des Einsatzes der Mitglieder des charismatischen Gebetskreises erstaunliche Veränderungen vor sich gegangen waren.

Es wurde mir deutlich: Dort, wo die Armen aus ihrer Verstricktheit in Alkohol, Prostitution und Kriminalität herausfinden, helfen sie sich selber am besten. Das habe ich in den unabhängigen Kirchen in Afrika erlebt, und das erlebe ich jetzt in dieser Favela von Recife. Anstelle der Bruchbuden sind dort kleine Holzhäuser und sogar einige Steinhäuser entstanden. Und wie entsteht ein solches Steinhaus? Die Holzhütte wird zunächst nicht abgerissen, sondern mit einem Steinhaus «überkleidet». Wie kann das geschehen? Wenn Slum-Bewohner etwas

verdienen, so dass sie sich Backsteine kaufen können, haben sie keinen anderen Bauplatz als den, auf dem ihre Hütte steht. Sie bauen deshalb in einem entsprechenden Abstand um die Hütte herum ein neues, festes Haus. Während der Neubau wächst, wohnen sie weiterhin in ihrer Hütte. Wenn dann das neue Haus fertig ist, brechen sie die alte Hütte ab und tragen die Bretter durch die Tür des neuen Hauses hinaus und wohnen dann ohne Übergang in diesem neuen, festen Haus. Die alte Hütte wird also buchstäblich mit dem neuen, festen Haus «überkleidet».

Als ich das sah, wurde ich an eine Stelle im 2. Korintherbrief (5,4) erinnert. Dort schreibt der Apostel Paulus, dass wir beim Verlassen unserer irdischen Wohnung nicht «entkleidet», sondern mit unserer himmlischen Behausung «überkleidet» werden. Ich denke: «Ja, so ist es. Während wir hier auf Erden leben, wächst unsichtbar unser neuer «grösserer» Leib, und wenn dann unsere irdische Hütte abgebrochen wird, d.h. wenn wir unseren irdischen Leib verlassen, dann leben wir übergangslos in einer neuen Existenz, in unserem himmlischen Haus.»

Der Dichter Hans Carossa hat es einmal so ausgedrückt: «Den kristallinen Leib im Leib lasse ich langsam Gestalt gewinnen.»

Er meint damit: Wie ein Kristall nach einem in ihm liegenden unsichtbaren Muster wächst, so wächst auch unser innerer Mensch nach einem in ihm liegenden göttlichen Plan und erfüllt mehr und mehr unsere irdische Existenz.

Diese Umwandlung geschieht nicht plötzlich, sondern es ist wie bei einer Raupe, die sich verpuppt. In der Puppe wird die Raupe allmählich abgebaut und der Schmetterling wird allmählich aufgebaut. Dieser Vorgang vollzieht sich für den Betrachter unsichtbar im Innern der Puppe. So ist das auch bei uns Menschen: In unserer irdischen, sterblichen Existenz wächst im Verborgenen unsere himmlische, ewige Existenz.

Kehren wir zurück zum Bild von der Hütte und vom festen Haus. Paulus meint: Es findet kein Umzug statt aus der zerbrechlichen Hütte heraus und ins feste Haus hinein, sondern der Einzug ins himmlische Haus erfolgt noch, während wir in unserer irdischen Hütte leben. Das meint Paulus, wenn er schreibt, dass wir nicht «entkleidet», sondern mit unserer himmlischen Behausung «überkleidet» werden.

Die Christen in den Favelas von Recife sind jedoch nicht nur am eigenen «Häuslebauen» interessiert, sondern sie tragen auch Verantwortung für den gesamten Wohnbezirk. Und so bauen sie in ihrer Favela einen Bezirk, der organischer ist als viele moderne Stadtbezirke. Er gleicht eher einem afrikanischen Dorf mit einem Dorfplatz, einem Versammlungshaus und kleinen Gassen. Dort wachsen die zahlreichen Kinder freier und natürlicher auf als in sterilen Mietkasernen.

Es wurde mir deutlich: Die Armen (wenn sie Christen geworden sind!) helfen sich am besten selbst, wenn man sie gewähren lässt. Wie schon in Afrika wurden mir auch in Lateinamerika unsere gutgemeinten westlichen Hilfsaktionen recht fragwürdig. Das scheinen

christliche Hilfswerke auch allmählich zu erkennen. So sagte mir die Oberin, dass das katholische Hilfswerk Misereor keine grossen Spitäler mehr unterstützt, sondern nur noch eine dem jeweiligen Land entsprechende einfache Ausbildung von KrankenpflegerInnen, die in die Hütten der Armen gehen und die Kranken ambulant (oder in selbst gebauten Krankenstationen à la Schwester Alexandrina) betreuen.

Dann führte mich die Oberin zu einem charismatischen Gebetstreffen in den Gottesdienstraum. In einem schlichten quadratischen Raum mit weiss gestrichenen Wänden hatten sich etwa dreissig Menschen versammelt. Sie «lagerten» – Männer und Frauen gesondert – auf dem Boden. Diese «Trennung» zwischen Männern und Frauen bedeutete keine Distanz, sondern eine organische Gruppierung. Die meisten waren barfuss. Die Frauen trugen bunte Kleider und einen leichten Schleier über den Haaren – wie es der Sitte in Lateinamerika entspricht. Die Art und Weise, wie die Menschen um eine liebevoll gestaltete Mitte herum sich auf dem Boden lagern ist viel schöner als das Sitzen auf Stühlen und Bänken, das in anderen Gebetstreffen üblich ist. Und dann wird gesungen – schön und kräftig. Dann liest eine Frau einen Abschnitt aus der Bibel und es folgen Beiträge der Einzelnen. Die Art und Weise dieses Bibelgesprächs erinnert mich an die Bibelgespräche der «Bauern von Solentiname», die Ernesto Cardenal beschreibt. In der nun folgenden Gebetsgemeinschaft wird in portugiesisch oder «in Sprachen» gebetet. Es

wechseln Lob- und Dankgebete mit Fürbitten für spezielle Anliegen und prophetischen Weisungen. Dazwischen liturgische Gesänge aus dem katholischen Gesangbuch. Es wird auch für die Regierung und für «Feinde» gebetet. Und dann wird Eucharistie gefeiert – mit Hostien, die zuvor von einem Priester geweiht worden waren. Das ist in den meisten Gebetstreffen üblich, denn in den vielen Tausenden von grossen und kleinen charismatischen Gebetstreffen in Lateinamerika sind nur selten Priester anwesend. Nach dem Gebetstreffen gibt es lockere Gespräche bei Tee und Gebäck. Mit einer Tasse Tee in der Hand nähere ich mich der «Bibliothek», die mich natürlich besonders interessiert. Auf einem Brett an der Wand stehen etwa zwanzig Paperbacks – mit spirituellen oder biblischen Themen. Ich stelle meine Teetasse auf den Boden und schmökere in diesen Büchern. Erstaunt (und erfreut!) entdecke ich unter diesen Paperbacks auch meine beiden ins Portugiesische übersetzten Bücher «Dons & Graças» und «Dons & Ministérios» mit deutlichen Spuren häufigen Gebrauchs.

Nachdem die Oberin mich vorgestellt und dabei meinen Namen genannt hat, ist das Interesse gross, den Autor der beiden wohlbekannten Bücher näher kennenzulernen. Und so werde ich aufgefordert, einiges aus meinem Leben und meiner Forschungstätigkeit zu erzählen.

Als ich spät in der Nacht zusammen mit der Oberin in mein Quartier ins Gästehaus des Klosters zurückkehre, bin ich erfüllt von diesem inhaltsreichen Tag mit seinen

Schwerpunkten Dom Helder Camara und Schwester Alexandrina. Dabei bewegt mich das Jesus-Wort, das uns Lukas überliefert (Lukas 6,20): «Selig seid ihr Armen, denn euch gehört das Reich Gottes.»

Drei Jahre später: In meiner schweizer Kirchgemeinde Oberhallau wird alljährlich ein Bazar veranstaltet, dessen Erlös jeweils für ein christliches Werk bestimmt wird, das in besonderer Weise auf Hilfe angewiesen ist. Für den Erlös des Bazars 1982 habe ich die Unterstützung der Arbeit von Schwester Alexandrina in den Slums von Recife vorgeschlagen. Wie üblich haben die Oberhallauer recht grosszügig gespendet, und ich habe den Betrag an die Oberin des Benediktinerinnenklosters in Recife weitergeleitet. Darauf erhielt ich folgenden Brief:

«Ihre Spende kam am Tage der grössten Not. Da das Holzhaus, in dem die Kranken untergebracht waren, in sehr schlechtem Zustand war, war eine Reform dringend notwendig. Wir sind Ihnen zutiefst dankbar für die grosszügige Spende. An Stelle der Holzhütte steht jetzt ein Ziegelhaus mit zwei Stockwerken: Parterre und 1. Stockwerk – alles noch im Rohbau, aber die Kranken sind schon darinnen. Der enge Raum scheint gewachsen zu sein. Der 1. Stock ist kühl und luftig. Unsere Jugendgruppe hat neuen Mut gefasst und will für die Matratzen sorgen. Die beiden jetzt dort wohnenden Schwestern erfahren täglich Gottes Hilfe. Nie haben sie Vorrat, aber im gegebenen Moment schickt Gott das Notwendige. Schwester Alexandrina ist im vergangenen Jahr durch einen Verkehrsunfall aus diesem Leben in das andere gerufen

worden. Sie hinterliess ihre zahlreichen Schützlinge erschüttert durch den Verlust ihrer grossen Wohltäterin. An ihrem Todestage trafen sich an ihrem Sarg unzählige verborgene Wohltäter. Im Triumphzug trugen sie zusammen mit den Armen ihren Leib zum Friedhof. Es war ein langer Zug, der Weg fast eine Stunde.»

Eine der beiden Schwestern, die jetzt das Werk von Schwester Alexandrina weiterführen, fügte dem Brief der Oberin handschriftlich hinzu:

«Ihre Spende war ein besonderes Gnadengeschenk in einem Moment, wo Hilfe besonders nötig war. Deshalb nochmals herzlichen Dank!»

Oekumenische Gespräche auf Weltebene

Der römisch-katholisch–pfingstliche Dialog («Vatican Dialogue»)

In den Jahren 1972 bis 1976 fand auf Weltebene ein Dialog zwischen der römisch-katholischen Kirche und der Pfingstbewegung statt. Da die Pfingstler damals noch keine Theologen hatten, die es sich zutrauten, mit den Professoren der päpstlichen Universität Gregoriana oder sonstigen katholischen Professoren in einen Dialog einzutreten, haben die Präsidenten des Dialogs Kilian McDonnell (römisch-katholisch) und David du Plessis (Pfingstler) beschlossen, Experten aus dem Kreis der Charismatischen Erneuerung als Schützenhilfe für die Pfingstler einzuladen. Und so wurde ich gebeten, zusammen mit dem Presbyterianer Rod Williams und dem Anglikaner Michael Harper im Core-Team des Dialogs mitzuarbeiten.

Das Einheitssekretariat lehnte es jedoch ab, Vertreter der katholisch-charismatischen Erneuerung einzuladen, mit der Begründung: «Wir wollen nicht mit uns selber einen Dialog führen.» Dass dann im Verlauf des

Dialogs doch noch einer der katholischen Professoren, Heribert Mühlen, «Charismatiker» wurde, war nicht vorauszusehen.

Die Vorgeschichte und die einzelnen Sessionen dieses Dialogs habe ich ausführlichen in meinem Buch «Papst und Pfingstler» beschrieben. (Restexemplare sind im Metanoia-Verlag erhältlich.) Hier handelt es sich nur um einen Überblick und um kleinere Erlebnisse am Rande des Dialogs.

Die erste Session des Dialogs fand 1972 im Seehotel Meierhof in Horgen bei Zürich statt. Noch deutlich sehe ich den Pfingstler F. P. Möller und den katholischen Professor Heribert Mühlen vor mir. Beide stehen im Hotelschwimmbad. Das Wasser reicht ihnen bis zur Brust. Es ist köstlich anzusehen, wie die beiden heftig gestikulierend im Wasser stehen und sich darüber unterhalten, ob Geistesgaben «natürlich» oder «übernatürlich» sind.

Eine weitere Erinnerung: Am letzten Abend der Horgener Session gab es ein Bankett, zu dem prominente Gäste eingeladen wurden, unter ihnen der damalige Generalsekretär des Weltkirchenrates, Eugen C. Blake. Da ich der einzige war, der sich im evangelischen Zürich auskannte, wurde ich gebeten, zwei prominente evangelische Persönlichkeiten zu nominieren, damit sie neben katholischen Würdenträgern zum Bankett eingeladen würden. Ich schlug zwei gute Bekannte vor: Jakob Schelker, Direktor des Schweizerischen Diakonievereins, und Eduard Schweizer, Professor für Neues Testament an der Universität Zürich. Beide haben

die Einladung gerne angenommen. Eduard Schweizer brachte eine Fotografie mit, die ich im Frühjahr 1949 von ihm gemacht und ihm anschliessend geschenkt hatte (das Bild ist im zweiten Teil meiner «Erinnerungen» abgedruckt). Jakob Schelker, dem in seinem langen Leben von arroganten Kirchenvertretern schon oft die kalte Schulter gezeigt worden war, war tief bewegt, dass er in diesem Bankett mit Repräsentanten der weltweiten Christenheit als einer der Ehrengäste begrüsst wurde.



*links: David du Plessis
(stehend) und E. C. Blake,
Generalsekretär des OeRK*

*unten: links Pater J. M.
Regimbal und Arnold
Bittlinger, rechts: Eduard
Schweizer (mit Hand am
Kinn) und Michael Harper*



Die zweite Session des Dialogs fand 1973 in Rom in einem Kloster oberhalb der spanischen Treppe statt. Bei dieser Sitzung durften die verheirateten Dialogteilnehmer ihre Frauen mitbringen (Ilse ist gerne mitgeflogen), für die während der Dialogsitzungen ein Sonderprogramm organisiert wurde. An der zweiten Session nahm auch Kardinal Johannes Willebrands, der damalige Leiter des Einheitssekretariats teil.



*Kardinal
Willebrands
begrüsst Ilse*

Zur dritten Session habe ich die Dialogteilnehmer nach Schloss Craheim eingeladen. Father Athanasios («Stu»), der damals in Craheim arbeitete, war für die Betreuung der Gäste verantwortlich. Ihm lag vor allem daran, dass die Dialogteilnehmer sehr gut verköstigt würden. Als Hobbykoch befasste er sich nicht nur mit dem Einkauf von Lebensmitteln, sondern auch mit der Zubereitung der Speisen. Ich sehe «Stu» heute noch vor mir, wie er aufgeregt durchs Schloss wirbelt, damit ja alles aufs Beste organisiert ist.



*Die Präsidenten
des Dialogs in
Craheim (v.links):
David du Plessis
und Kilian
McDonnell im
Gespräch mit
Basil Meeking,
dem Vertreter
des Einheits-
sekretariats*



*Bei einer
Arbeitssitzung*



TeilnehmerInnen an der dritten Session in Craheim

Die vierte Session fand in Venedig statt. An dieser Session hat Kardinal Albino Luciani, damals Patriarch von Venedig (später Papst Johannes Paul I.) teilgenommen. Darüber habe ich im Kapitel «Begegnung mit vier Päpsten» (ab Seite 88) berichtet.

Vor Beginn der fünften und letzten Session hatten wir Mitglieder des Core-Teams eine Begegnung mit Papst Paul VI. Darüber habe ich ebenfalls im Kapitel «Begegnung mit vier Päpsten» berichtet (ab Seite 85).

Nach zwei Referaten zum Thema «Prayer and Praise» befasste sich die fünfte Session hauptsächlich mit der Abfassung und Verabschiedung des Schlussreports und des Presseberichts.

Der Dialog war für alle, die daran teilgenommen haben, das Erleben einer starken geistlichen Gemeinschaft mit manchmal sehr unterschiedlich geprägten Menschen. Uns begleitet der Schlusssatz der Ansprache von Papst Paul VI. (der für alle ökumenischen Begegnungen gilt!): «Let us continue to walk together in the paths of understanding and growing Christian love, listening with docility and care to what the spirit is saying today and ready to move into the future with joy and trust.» («Lasst uns weiterhin miteinander wandern auf dem Pfad des Verstehens und wachsender christlicher Liebe, indem wir mit Bereitschaft zu lernen, mit Sorgfalt und mit Nächstenliebe auf das hören, was der Geist uns heute sagt und lasst uns bereit sein in die Zukunft zu schreiten mit Freude und Vertrauen.»)

Eine ökumenische Konsultation über die Bedeutung der Charismatischen Erneuerung («Bossey Consultation»)

Während der 5. Vollversammlung des OeRK 1975 in Nairobi wurde angeregt, *«der OeRK möge in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Informationszentren der Charismatischen Gemeindeerneuerung einen möglichst umfassenden Überblick über die Charismatische Erneuerung innerhalb der Mitgliedskirchen und innerhalb der katholischen Kirche erstellen»*. (Vgl. Anhang, Bericht über die 5. Vollversammlung, § II, 1.)

Um diesen «Überblick» zu erstellen, wurde ich im Juli 1977 vom OeRK als Beauftragter für Fragen der Charismatischen Erneuerung nach Genf berufen. Um eine erste Grundlage für einen solchen Überblick zu erhalten, habe ich Philip Potter, den damaligen Generalsekretär des OeRK gebeten, die Mitgliedskirchen zu bitten, einen Bericht über die Aktivitäten der «Charismatiker» in ihren Kirchen an den OeRK zu schicken.

Ich wollte aber auch einen persönlichen Eindruck vom charismatischen Aufbruch in den verschiedenen Kirchen gewinnen. Ich bin deshalb selber durch die ganze Welt gereist und habe zu den verschiedenen charismatischen Gruppierungen und Gemeinden Kontakt aufgenommen.

Bei der 5. Vollversammlung in Nairobi wurde weiterhin angeregt: *«Der Oekumenische Rat möge Studententagungen veranstalten, bei denen kompetente Theologen aus Mitglieds-*

kirchen über die theologische Bedeutung dieses Geistesaufbruchs nachdenken und eine theologische Basis für die Charismatische Gemeinde-Erneuerung erarbeiten. Vertreter der Katholisch-Charismatischen Gemeinde-Erneuerung sollten hierbei als Berater zugezogen werden.» (Vgl. Anhang, Bericht über die 5. Vollversammlung § II, 2).

Um diesen Auftrag zu erfüllen, hat die OeRK-Unter-einheit «Renewal and Congregational life» («Erneuerung und Gemeindeleben») bei ihrem Meeting, das in Stony Point, NY, USA vom 29. August bis 5. September 1978 stattfand, beschlossen, im März 1980 eine Konsultation über die Bedeutung der Charismatischen Erneuerung für die Kirchen abzuhalten. Das offizielle Protokoll lautet:

«One of the topics of this meeting was to discuss on spirituality and the charismatic renewal. This discussion opened with a paper by Arnold Bittlinger on the theme <Charismatic Renewal – an opportunity for the church?> It ended with a resolution to hold a consultation in March 1980 on the significance of the charismatic renewal for the churches.»

*von links: David Gill,
Arnold, Sr. Evangeline*





Gottesdienst im Freien in Stony Point

Vorgeschichte und Verlauf dieser Konsultation habe ich im Berichtsband «The Church is Charismatic» eingehend und detailliert beschrieben. Ich will deshalb hier lediglich die Geschichte dieser Konsultation mit einigen Bildern und Randbemerkungen begleiten.

Da David Gill, Direktor der Untereinheit «Renewal and Congregational Life» (RCL) schon bald nach dem Meeting in Stony Point zum Präsidenten der australischen «Uniting Church» gewählt wurde und deshalb den OeRK in Genf verliess, lag die Hauptverantwortung für die Vorbereitung und Durchführung dieser Konsultation bei mir.

Meine Tätigkeit im Office der RCL-Untereinheit begann mit einem «Fauxpas». Auf dem Schreibtisch von David Gill, an dem ich jetzt sass, stand ein Kalender, bei dem täglich die Seiten umgeschlagen wurden, damit der jeweilige Wochentag zuoberst aufliegt. Als ich mich etwa 14 Tage nach David Gills Abreise an den Schreib-

tisch setzte, zeigte der Kalender den Tag, an dem David Gill zu letzten Mal an diesem Schreibtisch sass. David Gills Sekretärin hatte dieses Datum absichtlich stehen lassen zur Erinnerung an den von ihr sehr verehrten (unverheirateten) Chef. Als ich jetzt an «seinem» Schreibtisch sass, habe ich ohne grosse Überlegung die Kalenderblätter umgeschlagen und das aktuelle Datum aufgeschlagen. In diesem Augenblick kam David Gills ehemalige Sekretärin, die jetzt für mich zuständig war, zur Tür herein. Da diese Sekretärin dunkelhäutig ist, konnte ich nicht sehen, ob sie erbleichte, aber ich spürte, dass sie erstarrte und dass sich ihre Mine verhärtete. Ganz offensichtlich habe ich einen «Fauxpas» begangen. Ich sass jetzt nicht nur an dem Platz, an dem bis vor kurzem ihr geliebter Chef sass, sondern ich habe auch die durch den Kalender dokumentierte Erinnerung an seinen letzten Arbeitstag gedankenlos ausgelöscht.

Nachdem ich merkte, was ich angerichtet hatte, versuchte ich, besonders freundlich zu meiner neuen Sekretärin zu sein. Ich habe jedoch den Eindruck, dass sie mir diesen Fauxpas letztlich nie verziehen hat.

Nun galt es also, die Konsultation vorzubereiten. Dabei dachte ich an ein Wort des ersten Generalsekretärs des OeRK, Willem Visser t’Hooft, der einmal gesagt hat: «Ich habe keinen Respekt vor einem, der für zehn arbeitet, sondern vor einem, der zehn für sich arbeiten lässt.» Dieses Wort, das mich schon durch mein bisheriges Berufsleben begleitet hat, wurde jetzt besonders aktuell.

Es war mir klar, dass ich die Aufgabe, die vor mir lag, allein nicht bewältigen kann. Und so hielt ich Ausschau nach Menschen, die nicht nur gute Theologen waren, sondern auch organisatorische Fähigkeiten hatten. Spontan kamen mir zwei Namen in den Sinn: Lukas Vischer und Walter Hollenweger. Zu meiner Freude



Willem Visser t'Hooft

haben beide zugesagt, im Dezember 1978 bei einer Planungskonferenz mitzuarbeiten. Als Tagungsort für diese Konferenz kam mir Schloss Schwanberg in den Sinn. Dieses Zentrum der Schwesternschaft «Casteller Ring» war mir wohl vertraut. Wir haben dort schon mehrere Tagungen durchgeführt – begleitet vom Stundengebet der Schwesternschaft. Ausser Lukas und Walter habe ich noch einige andere Frauen und Männer, die Erfahrung mit der Charismatischen Erneuerung hatten, eingeladen.

Auf dem Schwanberg ging es vor allem darum, Thematik und Programm der für März 1980 vorgesehenen Konsultation vorzubereiten. Die Gespräche wurden eingeleitet durch ein Referat von Christoph Ziemer aus der DDR und zusammengefasst durch das von Walter Hollenweger redigierte «Schwanberg Paper» mit dem Titel «Towards a Church Renewed and United in the Spirit» (beide Texte in: «The Church is Charismatic»).



Bei der Planungskonferenz auf dem Schwanberg.

Von links: Erhard Grieser, WCC-Sekretärin, Lukas Vischer

Und jetzt ging es darum, Teilnehmer und Referenten für die für März 1980 vorgesehene Konsultation zu finden und einzuladen. Bei den Teilnehmern war es uns wichtig, dass nicht nur möglichst viele Länder und Kirchen vertreten sind, sondern auch unterschiedliche Frömmigkeitsstile. Und so haben wir beschlossen, nicht nur Theologen aus den traditionellen evangelischen, katholischen und orthodoxen Kirchen einzuladen, sondern auch Repräsentanten der unabhängigen afrikanischen Kirchen. Darüber hinaus hat Walter Hollenweger vorgeschlagen, einen afro-europäischen Chor aus Birmingham einzuladen als bereicherndes Element für Gottesdienst und für Gesangs-Einlagen bei verkopften Sitzungen.

Auch bei den Referenten ging es uns um eine möglichst breite Vielfalt. Zu meinem Erstaunen und zu meiner Freude war dem OeRK-Generalsekretär Philip Potter unsere Konsultation so wichtig, dass er nicht nur bereit war, ein grundlegendes Referat und eine bibliische Einführung zu halten sondern dass er auch bei der gesamten Tagung von Anfang bis zum Ende mit dabei sein wollte. Als ich Potter gegenüber mein Erstaunen über sein grosses Interesse an der Thematik und am Stil unserer Konsultation zum Ausdruck brachte, meinte er lachend: «This consultation is coming home for me!»

Dann ging es darum, einen geeigneten Tagungsort zu finden. Zunächst dachten wir an die Karibikinsel Trinidad. Und so bin ich Anfang September 1979 nach Trinidad geflogen. Von Zürich aus ging es mit dem British Airways-Flug 707 nach London, dort übernachtete ich im riesigen Skyway-Hotel. Am nächsten Morgen flog ich weiter mit Flug 747 in Richtung Port of Spain in Trinidad. Wegen eines Maschinenschadens mussten wir in Barbados zwischenlanden, obwohl diese Insel gar nicht auf unserer Flugroute lag. Sie war jedoch die einzige Karibikinsel, auf der entsprechende Reparaturwerkstätten waren. Beim Aussteigen fragte ich einen der Piloten im Cockpit, was los sei. Er meinte lakonisch: «Nothing works anymore!» («es ist nichts mehr intakt»).

In Barbados mussten wir viele Stunden lang warten, bis das Flugzeug repariert war. Beim Wiedereinsteigen fragte ich die Stewardess, ob jetzt alles in Ordnung sei. Sie meinte: «I hope so.» Und so flogen wir wei-

ter nach Trinidad, wo wir gegen 3 Uhr früh ankamen. Dass unser Maschinenschaden doch nicht ganz harmlos war, erfuhr ich aus den Morgennachrichten, wo berichtet wurde, dass unser Flugzeug in Barbados notlanden musste, weil die Gefahr eines Absturzes bestand (kurz vorher war ein ähnliches Flugzeug abgestürzt).

Um nicht gar zu sehr von der Konsultationsvorbereitung abzuweichen, will ich jetzt nicht weiter auf meine Erlebnisse auf der Insel Trinidad eingehen. Nach gründlicher Besichtigung des für die Konsultation vorgesehenen Tagungsheimes hatte ich den Eindruck, dass dieses Haus für unsere Konsultation aus mancherlei Gründen nicht geeignet ist. Und so flog ich weiter. Nach einem Zwischenhalt in Venezuela und nach Kontaktbesuchen und Feldforschung in Kolumbien, Ecuador, Chile und Argentinien landete ich in Brasilien, wo ich in Belo Horizonte ein weiteres Tagungshaus besichtigte. Dieses Haus war zwar besser geeignet als das Haus in Trinidad, aber doch nicht so optimal, wie ich es mir vorgestellt hatte.

Von Brasilien aus habe ich dem Planungsteam in Genf meine Eindrücke mitgeteilt. Daraufhin haben wir beschlossen, die Konsultation nicht in Lateinamerika, sondern im Studienzentrum des OeRK in Bossey bei Genf durchzuführen.

Nach meiner Rückkehr aus Südamerika trafen wir uns im Dezember 1979 zu einer zweiten Vorbereitungskonferenz im Nidelbad bei Zürich.



*Im Nidelbad:
von links Peter
Hocken, Walter
Hollenweger,
Evelyn Appiah,
Peter Felber,
Arnold B.*

Bei dieser Sitzung ging es um die detaillierte praktische Vorbereitung der Konferenztage.

Schon vor unserer Konferenz im Nidelbad waren die Antworten auf den Brief des OeRK-Generalsekretärs eingetroffen – 64 längere oder kürzere Berichte aus aller Welt und von vielen Konfessionen. Diese Berichte landeten auf meinem Schreibtisch in Genf. Es war mir klar, dass ich diese Fülle von zum Teil recht anspruchsvollen Berichten nicht allein auswerten konnte. Und so hielt ich wieder Ausschau nach einem kompetenten Helfer und wurde fündig.

Mein junger Nachbarkollege Peter Felber, damals Pfarrer in Beggingen im Kanton Schaffhausen, hatte als Student bei einigen ökumenischen Konferenzen als «Steward» mitgewirkt. Für ihn war der Kontakt mit der weltweiten ökumenischen Bewegung das entscheidende Ereignis seines Lebens. Und so war Peter gerne bereit, bei unserer ökumenischen Konsultation mitzuarbeiten. Ich brachte ihm das ganze Bündel der Antworten auf Potters Brief in sein Pfarrhaus in Beggingen.

Ich sehe Peter heute noch vor mir, wie er in seinem Arbeitszimmer die Berichte auf dem Boden ausbreitete. Und dann begann das gemeinsame Studieren der Inhalte und das Sortieren. Gemeinsam haben wir überlegt, wie wir diese zum Teil recht unterschiedlichen Meinungen und Erfahrungen, die vor uns ausgebreitet lagen, so ordnen können, dass daraus ein für die Konsultationsteilnehmer lesbarer Überblick entsteht. Da es viele Wiederholungen und Überschneidungen gab, schien es uns wenig sinnvoll, die Antworten nach ihrer Herkunft aus den verschiedenen Kirchen und Kontinenten zu ordnen. Und so entschieden wir uns für eine nach Themen geordnete Übersicht.

Zusammen mit Peter Felber erstellte ich als Arbeitspapier für die Konsultations-TeilnehmerInnen eine 27-seitige Übersicht über die «Church reactions» (abgedruckt im Berichtsband «The Church is Charismatic»).

Die Bossey-Konsultation

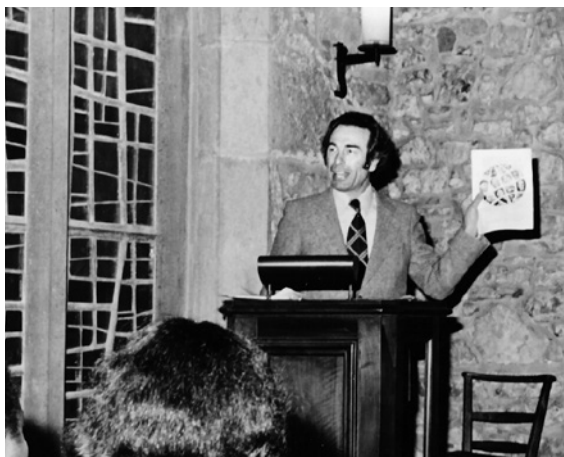
Und jetzt zur Konsultation, die vom 8. bis 13. März 1980 im Oekumenischen Studienzentrum Bossey bei Genf stattfand.

Da mir sehr daran lag, das Konsultationsthema «Towards a Church renewed and united in the Holy Spirit» auf eine solide biblische Grundlage zu stellen, habe ich den englischen Neutestamentler James Dunn gebeten, ein ausführliches Arbeitspapier über «Modelle christli-

cher Gemeinschaft im Neuen Testament» auszuarbeiten und bei der Konsultation zu erläutern.

Da alle Referate und Beschlüsse im Konsultations-Berichtsband «The church is charismatic» abgedruckt sind, beschränke ich mich hier auf einen kurzen Überblick über den Konsultationsverlauf.

Die Konsultation begann am Samstag, 8. März 1980, mit einer Andacht über den Leitvers des Tages «Ich werde meinen Geist ausgießen auf alles Fleisch» (Joel 2,28; Apg. 2,17). Auf dem Hintergrund dieses Leitverses erläuterte ich das Anliegen der vor uns liegenden Konsultation:



*Arnold B.
bei der
Eröffnungs-
andacht*

Nach der Andacht hielt Philip Potter ein Grundsatzreferat über die Bedeutung der charismatischen Dimension in der Geschichte und im Gesamtkonzept des Weltkirchenrats. Er betonte, dass die ökumenische Bewegung von Anfang an eine «charismatische Erneuer-



Philip Potter beim Referat

erung» gewesen ist («the whole ecumenical movement has been in fact a charismatic renewal») und dass der heutige weltweite charismatische Aufbruch dem Weltkirchenrat ein neues Selbstverständnis verleiht und für ihn eine Hilfe ist auf

dem Weg zum Ziel der Einheit des Gottesvolkes und der gesamten Menschheit und zwar zu einer «Einheit in Vielfalt» («... the aim which is the unity of Gods people and the unity of all the people of the world – diversity in unity»).

Der zweite Tag stand unter dem Leitvers «Nicht durch Macht und nicht durch Kraft, sondern durch meinen Geist, sagt der Gott der Heerscharen» (Sach. 4,6).

Als Experte für «narrative Theologie» erzählte Walter Hollenweger am Vormittag, wie Mister Chips eine charismatische Versammlung in Birmingham erlebt hat. Am Nachmittag diskutierten wir in Gruppengesprächen über die beiden Referate von Philip Potter und Walter Hollenweger.

Unter der Überschrift «What the Spirit is doing in our day – a world survey» moderierte ich einen Berichtabend mit Lichtbildern über den weltweiten charismatischen Aufbruch.



Gruppensitzung: links im weissen Pulli Erzbischof Bill Burnett, Vertreter der charismatischen Erneuerung in der anglikanischen Kirche; rechts: Rod Williams und Sr. Evangeline

Der dritte Tag, der unter dem Leitvers stand «Es gibt verschiedene Gnadengaben aber nur einen Geist» (1. Kor. 12,4) begann mit einem von Philip Potter eingeleiteten Bibelstudium über 1. Korinther 12,1–13 und einer von James Dunn eingeleiteten Plenumsdiskussion über sein Referat «Models of christian community in the New Testament», das den KonsultationsteilnehmerInnen vorher zugeschickt worden war.

Am Nachmittag gab es eine Aussprache über die weltweite charismatische Erneuerung und über die «Church reactions» auf diese Aufbrüche.

Am Abend moderierte Walter Hollenweger die Berichte der Mitglieder des Afro-Europäischen Chors.



Afro-Europäischer Chor

Der vierte Tag stand unter dem Leitvers «Der Geist Gottes kam über die Boten des Saul und sie prophezeiten» (1. Sam. 19, 20). Das Bibelstudium über 1. Sam. 19, 18–24 und 1. Kön. 22, 15–40 wurde von Prof. Rod Williams, einem führenden Vertreter der charismatischen Erneuerung in der presbyterianischen Kirche, eingeleitet.

Dann folgte eine Aussprache über das «Paper» meines Begginger Kollegen Peter Felber über «The plea for sharing in the search for a church renewed and united in the Spirit» (abgedruckt im Berichtband).

Nachdem wir am Nachmittag in kleinen Gruppen an ersten Entwürfen für ein Konsultations-Protokoll gearbeitet hatten, folgten am Abend Berichte von Konsultations-Teilnehmern über charismatische Aufbrüche in Afrika, Papua Neu Guinea, Europa und Nordamerika. Ich selber habe über meine Erlebnisse in Lateinamerika berichtet.

Der fünfte Tag, der unter dem Leitvers «Sie legten ihnen ihre Hände auf und sie empfangen den Heiligen Geist (Apg. 8,17)» stand, begann mit einer ökumenischen Abendmahlsfeier, die vom anglikanischen Erzbischof von Capstadt, Bill Burnett, geleitet wurde. Der Erzbischof bekannte am Beginn der Eucharistiefeier seinen Groll gegen manche «Oekumeniker», die ihm vorwerfen, dass er in Südafrika nicht deutlich genug Stellung gegen die Rassen-Diskriminierung beziehe (während die Glieder seiner eigenen Kirche ihn zur Mässigung mahnen!). Er bat Gott um Vergebung für diesen Groll. Daraufhin ging Philip Potter nach vorn zum Altar und umarmte (als Schwarzer!) den weissen Erzbischof.



Nach der Eucharistie folgte ein vom russisch-orthodoxen Theologen Andrew Walker eingeleitetes Bibelstudium über Apostelgeschichte 8,1–17. Dann folgten den ganzen Tag über (bis in die Nacht hinein) Sitzungen zur Ausarbeitung des Schluss-Reports.

Die Konsultation endete am sechsten Tag nach dem Frühstück. Dieser Tag stand unter dem Leitvers «Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen (2. Kor. 13,14)».

Im Anschluss an die Konsultation habe ich Vorgesichte und Verlauf der Konsultation eingehend und detailliert beschrieben im Berichtsband «The Church is Charismatic – The World Council of Churches and the Charismatic Renewal» (erschieden 1981 beim WCC in Genf). Das Interesse an diesem Berichtband war weltweit so gross, dass das Buch schon kurz nach seinem Erscheinen vergriffen war. Es wurde 1982 neu aufgelegt.

Michael Green, ein – auch von evangelikalen Christen, die dem Weltkirchenrat und der charismatischen Erneuerung kritisch gegenüberstehen – hochgeschätzter Autor, schreibt zu diesem Berichtsband in «The Church Times»:

«This must surely rank as one of the most exhilarating and amazing documents ever to have emerged from the World Council of Churches ... Here is a very valuable evaluation of the strengths and weaknesses of the charismatic movement both from within and without, and one cannot but commend the WCC for grasping so prickly a nettle and handling it so well.» («Dies muss sicherlich als eines der anregendsten und erstaunlichsten Dokumente betrachtet werden, das der Weltkirchenrat jemals hervorgebracht hat. Hier ist eine sehr wertvolle Evaluation der Stärken und Schwächen der sowohl von innerhalb als auch von ausserhalb betrachteten charismatischen Bewegung. Man kann den WCC nur loben, dass er ein so heikles und schwieriges Thema angepackt und so gut behandelt hat.»)

Erstaunliche Heilungen

Es war während der Weltkonferenz der Katholisch-Charismatischen Erneuerung in Rom. Gerade hatte der Papst im Petersdom eine Messe zelebriert. Und jetzt verteilte eine grosse Schar von jungen Helferinnen und Helfern die vom Papst geweihten Hostien an die vielen Tausend Konferenzteilnehmer, die den Petersdom füllten! Sie sassen nicht nur in den Bänken, sondern auch in kleinen Gruppen auf dem Boden zum gemeinsamen Bibellesen, zu Gesprächen und zu Gebeten – zum Teil mit Handauflegung für unterschiedliche Anliegen, auch für Heilung von Krankheiten. Und dazwischen die Helferinnen und Helfer, die die Hostien austeilten, an jeden, der wollte. Niemand fragte nach der Konfession, obwohl klar war, dass auch viele Nichtkatholiken an der Konferenz teilnehmen.



Szenen aus dem Petersdom

Beim Mittagessen sass ich neben Christoph Schönborn, damals Professor in Fribourg (jetzt Kardinal in Wien), der mir sagte, dass er in der Charismatischen Erneuerung eine grosse Chance für die Erneuerung der katholischen Kirche sehe.

Angeregt unterhielt ich mich mit Schönborn über die ökumenische Relevanz des charismatischen Aufbruchs. Wir waren uns beide einig, dass ein echtes Miteinander der verschiedenen Konfessionen nur auf Grund einer geistlich-charismatischen Erneuerung der Kirche möglich ist.

Mir gegenüber sass ein Weinbrand-Fabrikant aus Cognac (sein Name ist als eine bedeutende Weinbrand-Marke bekannt!), der – ebenso wie Professor Schönborn – in der Charismatischen Erneuerung engagiert ist. Mit ihm unterhielt ich mich über die Produktion von Weinbrand. Er erzählte mir, dass er in seinem Beruf ständig «Cognac» degustieren musste und dadurch zum Alkoholiker geworden sei. Durch das Gebet der «Charismatiker» sei er jedoch von seiner Alkoholabhängigkeit geheilt worden. Jetzt trinke er – trotz seines Namens – keinen Tropfen Alkohol mehr.

Erzbischof Milingo

Da ich mich besonders für «geistliche Krankenheilungen» interessierte, habe ich mich gleich zu Beginn der Konferenz nach dem afrikanischen Erzbischof Emma-

nuel Milingo erkundigt. Ich hatte von den erstaunlichen Heilungen dieses Afrikaners gehört. Gerne wollte ich mich einmal persönlich mit ihm unterhalten. Das war aber gar nicht so einfach. Niemand konnte mir sagen, wo er zu finden ist. In seinem römischen Büro fand ich ihn nicht. Mir wurde lediglich gesagt: «Vielleicht kommt er zur Konferenz – vielleicht auch nicht.» Und wie kann ich ihn erkennen? «Vielleicht kommt er in seiner Bischofsrobe – vielleicht auch nicht», lautete die Antwort.

Ich hinterliess eine Nachricht für Milingo, dass ich gerne mit ihm reden möchte und ging dann zur Konferenz. Dort hielt ich Ausschau nach Afrikanern mit und ohne Bischofsrobe. Schliesslich fragte ich einen Afrikaner: «Are you Bishop Milingo?» Ein breites Lachen, das eine blendend weisse Zahnreihe sichtbar werden liess, begleitete die Antwort: «Nein, ich bin es leider nicht:» Ich fragte noch einige andere und schliesslich – es war am letzten Tag der Konferenz – sagte mir einer der Gefragten: «Dort kommt er!»



Umringt von einer Schar von Menschen kam ein Afrikaner die Treppe herab – im Bischofsgewand. Ich kämpfte mich zu Milingo durch und sagte ihm mein Anliegen. Er hatte meine Nachricht erhalten und war bereit, mit mir zu reden. Dies war jedoch mit Schwierig-

keiten verbunden. Die Menschen klebten geradezu an Milingo, küssten seine Hand und redeten auf ihn ein. Schliesslich wurde ich ungeduldig und sagte: «Your Eminency, unsere Zeit ist knapp. Könnten Sie nicht diesen Menschen sagen, dass Sie jetzt ein Gespräch mit mir haben?» Milingo schaute mich mit grossen Augen an und sagte: «Diese Menschen haben für mich gebetet, als ich in grosser Not war; ihren Gebeten habe ich es zu verdanken, dass ich alles überstanden habe. Diese Menschen haben ein Anrecht auf meine Zeit!» Da schämte ich mich und wartete, bis wir an einen ruhigeren Ort vorgedrungen waren.

Dort bat ich den Bischof, mir einiges von seinen Heilungen zu erzählen. Nur zögernd ging er darauf ein. Er meinte: «Heilung ist kein Spezialthema, es gehört zum normalen christlichen Handeln, wie Gottesdienst, Predigt und Gebet. Auch dürfen die Theorie und die Theologie nicht über der Heilung stehen. Zuerst geschieht das heilende Handeln Gottes, und dann kommt unsere Theologie. Sie muss sich dem Handeln Gottes unterordnen – so wie es bei Petrus in Apostelgeschichte 10 war.»

Dann wollte ich wissen, wie er überhaupt dazu gekommen sei, Kranke zu heilen. Zögernd berichtete Milingo: «Es war im Jahre 1974. Ich besuchte eines Abends ein zwölfjähriges Mädchen, das im Sterben lag. Es hatte Leukämie. Das Universitätsspital hatte das Mädchen aufgegeben und es nach Hause geschickt. Die Eltern versuchten es dann mit Privatärzten, aber die konnten auch nicht helfen und gaben es auf als hoffnungslosen

Fall. Dann wandten sich die Eltern an mich und baten mich, mit dem Mädchen zu beten. Als ich das Mädchen besuchte, konnten seine Eltern ihm nichts anderes geben als ein Bett, in dem es auf den Tod warten konnte.

Grace, so hiess das Mädchen, konnte nichts mehr essen, und wenn sie doch irgend etwas zu sich nahm, erbrach sie es sofort wieder. Ich trat an ihr Bett. Sie hatte weisse Lippen und weisse Hände und war in einem äusserst bedauerlichen Zustand. Ich hatte noch niemals versucht, über einer solchen Krankheit zu beten und habe Gott mein ganzes Unvermögen und meine Unerfahrenheit gesagt. Dann nahm ich ihre beiden Hände und bat Gott, dass er ihr wieder Blut geben möchte. Und während ich betete, habe ich ihre Handflächen leicht gedrückt um zu sehen, ob sich irgendwelche Anzeichen von Blut zeigen würden. Allmählich bemerkte ich, dass das Blut kam, und schliesslich war das auch sichtbar zu erkennen. Dann betete ich für die schwachen Zellen und dass sie ausgerüstet würden mit all dem, was für eine menschliche Blutzelle notwendig ist.

Als ich die Familie verliess, versprach ich, wieder zu kommen, sagte aber den Eltern, dass sie ihr Tee mit Honig geben sollten. Ich wartete so lange, bis sie den Tee mit Honig brachten, um zu sehen, ob sie dieses Getränk sofort wieder erbrechen würde. Sie hat alles getrunken, ohne zu erbrechen. Und so habe ich die Familie verlassen mit einer leichten Hoffnung. Aber ich hatte keine Ahnung, wie das zustande kommen sollte. Ich konnte nur sagen: «Gott, wenn du willst, ich stehe zu deiner Verfügung.»

In mir waren zwei widerstreitende Gefühle: Auf der einen Seite hatte ich das Verlangen, Gott zu bewegen, seinen Sinn zu ändern; auf der andern Seite sagte eine Stimme in mir: «Wer bin ich denn, dass ich mich in Gottes Pläne einmische?» Und schliesslich kam ich zu der Haltung: «Ich bin nicht Gott. Er hat Grace gemacht. Ich werde tun, was ich kann, und es dabei belassen.»

Am nächsten Abend kam ich dann wieder in dieses Haus, um Grace zu besuchen. Zu meiner grossen Überraschung hörte ich, dass sie nicht ein einziges Mal erbrochen hätte und dass sie fähig war, ein ganz klein wenig zu essen. Sie konnte natürlich nicht viel essen, da in der Zwischenzeit ihr Magen völlig geschrumpft war und erst ganz allmählich wieder seine normale Grösse entwickeln musste.»

Als Milingo das erzählte, dachte ich: Ja, das kenne ich gut von unseren Fastentagen. Da kann man auch nach der Beendigung des Fastens nur ganz wenig essen, weil der Magen geschrumpft ist.

Der Bischof erzählte weiter: «Grace musste nun gefüttert werden wie ein kleines Baby, bis sie wieder normal essen konnte. Ich sagte der Familie, dass sie ihr sieben Tage lang nur Tee und Honig geben sollten, was sie dann auch taten. Das Blut wurde nun allmählich immer deutlicher auf den Lippen und in den Händen sichtbar. Sie gewann an Kraft und konnte schliesslich sogar wieder in die Schule gehen. Anschliessend hat Grace auch noch die Höhere Schule besucht und ihre Abschlussprüfung bestanden. Sie ist heute kerngesund.»

Soweit der Bericht von Erzbischof Milingo. Ich bedankte mich bei Milingo, dass er mir ein Stück seiner kostbaren Zeit geschenkt hat.

«Helga» – eine Heilung nach Jakobus 5

In einem persönlichen Gespräch erzählte mir Helga:

«Ich hatte Multiple Sklerose im letzten Stadium. Ich lag in einer Klinik und konnte mich nicht mehr bewegen. Infolge der Krankheit war ich erblindet. Der medizinische Befund war eindeutig: Es geht zu Ende.

In dieser Situation erinnerte ich mich an einen Vers aus dem Jakobusbrief, den ich früher einmal gelesen hatte, und in dem vom Gebet für Kranke die Rede war. Ich bat eine Freundin, die mich gerade besuchte, diesen Vers in meinem Neuen Testament aufzuschlagen. Die Freundin blätterte im Jakobusbrief und fand im 5. Kapitel die Verse 14 bis 16. Sie las diese Verse:

«Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl im Namen des Kyrios (d. h. im Namen des Christus). Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Kyrios wird ihn aufrichten; und wenn er Sünde getan hat, wird ihm vergeben werden. Bekennt einander seine Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet.»

Nachdem meine Freundin diesen Text gelesen hat, überlegte ich: Nachdem bisher nichts geholfen hatte – warum nicht ausprobieren, was hier steht?

Und so liess ich den ›Ältesten‹ meiner Gemeinde ausrichten, dass sie kommen möchten, um mit mir zu beten. Und da standen sie nun, die Ältesten. Es erfass- te sie ein tiefes Mitgefühl, und es war ihnen klar, dass sie mir diesen letzten Wunsch nicht abschlagen konn- ten. Sie lasen deshalb miteinander jene Stelle aus dem Jakobusbrief und stutzten. Hier war nicht nur vom Beten die Rede, sondern auch vom Sündenbekennen: ›Bekennet einer dem anderen seine Sünden und be- tet füreinander, dass ihr gesund werdet.‹ Anscheinend war das Sündenbekenntnis Voraussetzung für das Ge- bet mit der Kranken. Wenn sie das vorher gewusst hätten!

Aber jetzt gab es kein Ausweichen mehr. Es folgte ein langes Schweigen. Und in dieses Schweigen hin- ein begann Gott zu reden. Er legte bei jedem einzelnen den Finger auf Dinge, die in seinem Leben nicht in Ord- nung waren, und die er noch nie vor einem anderen Menschen ausgesprochen hatte. Gott redete in dieser Weise auch zu mir.

Und dann begann einer zu sprechen und sagte den anderen, was Gott ihm gezeigt hatte, und dann redete der nächste und der übernächste, einer nach dem an- deren. Am Schluss beichtete auch ich. Während dieses Sündenbekenntnisses geschah etwas Seltsames. Es war, wie wenn das Krankenzimmer mehr und mehr von Licht und Wärme erfüllt würde. Es war, wie wenn eine ganz neue Liebe unter den Anwesenden, die nun nicht mehr durch Masken voneinander getrennt waren, ent- stand.

Und als die Ältesten dann für mich beteten und mich mit Öl salbten, spürte ich, wie ein Energiestrom durch meinen Leib ging. Meine Augen öffneten sich und meine Glieder erstarkten. Ich bat die Anwesenden, mir das Korsett und die Gelenkstützen abzunehmen. Dann setzte ich meine Füße auf den Boden, wagte einige zaghafte Schritte, dann ging ich in den Gang, begann zu laufen – die Treppe hinunter, die Treppe wieder hinauf – und war vollkommen geheilt. Die Ältesten staunten, Tränen standen in ihren Augen und sie begannen, Gott zu loben und zu danken.»

Soweit der Bericht von Helga, den ich auf Tonband aufgenommen habe. Ich kenne die Ältesten persönlich, die damals mit Helga gebetet haben. Es sind gestandene Unternehmer und Geschäftsleute.

Dieses Ereignis liegt viele Jahre zurück. In den Jahren nach ihrer Heilung bin ich Helga oft begegnet. Sie war jeweils gesund und glücklich. Sie hat unterdessen eine Krankenpflegeausbildung absolviert und betreut MS-Kranke, deren Leiden sie so gut nachempfinden kann.

Zwei unbeabsichtigte Heilungen

Traugott Schelker, Diakon im Schweizerischen Diakonieverein, mit dem ich gelegentlich zusammengearbeitet habe, erzählte mir folgendes Erlebnis:

«Ich wurde vor einigen Jahren zur Nachtwache an ein Krankenbett gerufen. Ich dachte, das ist jetzt deine Arbeit, da musst du die ganze Nacht wachen und habe mir nichts anderes vorgenommen, als diesen armen Kranken zu betreuen. Er hatte Speiseröhrenkrebs und konnte kaum mehr einen Schluck Wasser hinunterbringen.

Ich bin am Bett gesessen und habe meine Hand auf ihn gelegt, einfach aus innerer Anteilnahme, und dann sagte er plötzlich: «Es geht so eine Ruhe von Ihnen aus.» Ich habe gedacht: Ja, das ist nichts Besonderes, das haben wir Kinder auch erlebt; wenn die Mutter uns die Hand hielt, dann waren wir auch ruhig, wenn wir krank waren. Nicht wahr, das ist ganz natürlich. Und dann gingen wieder Stunden vorbei.

Plötzlich sagte der Patient: «Wissen Sie, es geht auch eine Kraft von Ihnen aus. Holen Sie mir ein Glas Wasser, ich habe so Durst.» Zu meinem Erstaunen ging das Wasser den Hals runter, in einem Zug. Etwas später sagte er: «Holen Sie mir doch ein weiches Ei.» Sag ich: «Sie können doch das nicht essen, Sie bringen es ja nicht runter.» Aber ich habe ihm das Ei präpariert und er konnte es essen. Am Morgen sagte er: «Servieren Sie mir einen Café complet.» Ich hab's getan, und er hat zwei oder drei Stück Brot mit Butter und Confitüre gegessen sowie Kaffee getrunken und war geheilt.

Was habe ich getan? Nichts. Nicht einmal gebetet. Erst hintendrein ist mir das aufgegangen: Da hat nun Gott gewirkt, ohne mein Dazutun.»

Eine solche «unbeabsichtigte» Heilung habe auch ich erlebt: Als junger Pfarrer wurde ich einmal in meiner damaligen Gemeinde Ludwigshafen zu einer sterbenden Frau gerufen, um ihr das Abendmahl zu reichen. Ich tat dies in der gewohnten Art und Weise und verabschiedete mich in der Erwartung, dass die Kranke einige Stunden später sterben würde. In den nächsten Tagen wartete ich jedoch vergeblich auf die Mitteilung des Beerdigungstermins. Als ich mich dann nach Ablauf einer Woche nach der Sterbenden erkundigen wollte, sass Frau Frank, so hiess die Frau, munter und gesund in ihrem Lehnstuhl. Als sie mein Erstaunen bemerkte, antwortete sie mir fröhlich: «Herr Pfarrer, als Sie mir neulich das Abendmahl gegeben haben, bin ich gesund geworden – das Abendmahl hat mich gesund gemacht!» Für mich, der ich aus reformierter Tradition stamme, war diese Aussage sehr verwunderlich. Nach meiner damaligen Theologie konnte ich den Gesundheitszustand der Frau in keiner Weise mit dem Abendmahl in Verbindung bringen, sondern meinte, dass irgendwelche unvorhergesehenen medizinischen Fakten die Genesung bewirkt hätten. Aber vergessen habe ich dieses kleine Erlebnis doch nicht. Es wurde immer wieder als Frage in mir wach. Heute, nachdem ich im Gespräch mit orthodoxen und katholischen Theologen manches neu sehen gelernt habe, denke ich ein wenig anders über jenes Erlebnis.

Aber damals war es wie bei Traugott: Weder Frau Frank noch ich haben an eine Heilung «geglaubt», sondern Gott hat einfach gehandelt – ohne mein Zutun.

Heilungen in Korea

Und jetzt noch ein Erlebnis aus Ostasien: Im August 1983 war ich in Seoul/Korea verabredet mit Myeong Whan Takte, dem Direktor des «International Religion Resarch Institut», einem Experten für Schamanismus. Auf meine Frage nach «geistlicher Krankenheilung» erzählte er mir von einer Frau, die bei Krebskranken Karzynome schmerzlos mit der Hand aus dem Körper der Kranken holt. Tausende seien so schon von ihr geheilt worden. Diese Frau sei 37 Jahre alt. Ihr Name sei Kim Kyei Wha. Ob ich Interesse hätte, diese Frau kennen zu lernen? Natürlich hatte ich Interesse. Und so fuhr ich zusammen mit Myeong und einer katholischen Krankenschwester durch die hektischen Strassen der Grossstadt.

Allmählich wurde der Verkehr ruhiger und die Häuser wurden kleiner. Schliesslich hielten wir in einer ärmlichen Vorstadtgegend vor einem Haus, das von vielen Menschen umlagert war. Wir bahnten uns den Weg ins Innere. In einem zu einem Saal umgebauten Erdgeschoss sass eine kleine Frau mit einem dunklen Lockenkopf und freundlichem Gesicht: Frau Kim. Gerne wollte ich Näheres über ihren Heilungsdienst erfahren. Mein Begleiter, der Frau Kim gut kannte, übersetzte ihr mein Anliegen, und schon drangen von allen Seiten Menschen auf mich ein und erzählten mir gestikulierend, wie sie durch Frau Kim geheilt worden sind. Viele zeigten mir Gläser, in denen sich Gewebeteile befanden.

Sie erzählten mir, dass Frau Kim diese kranken Zellen mit blossen Händen und ohne Narkose und Desinfektion aus ihrem Körper entfernt habe. Während diese sich überschlagenden Berichte auf mein Ohr eindrangen, sah ich, wie Frau Kim heilte. Ich stellte stauend fest: Das ist anders als alles, was ich bisher gesehen habe.

Als es dämmrig geworden war, lud mich Kim zum Abendessen in ihre Wohnung ein. Jetzt hatte sie endlich ein wenig Zeit, meine Fragen zu beantworten. Frau Kim begann zu erzählen, und meine Dolmetscherin übersetzte:

«Ursprünglich war ich eine buddhistische Nonne. Dann lernte ich meinen Mann kennen und bin unter seinem Einfluss Christin geworden. Vor drei Jahren kam es dann zu einer grossen Wende in meinem Leben. Mein kleiner Sohn hat sich damals mit kochendem Wasser verbrüht und ist gestorben. Ich war darüber so verzweifelt, dass ich nicht mehr weiterleben wollte. Als ich mich anschickte, Suizid zu begehen, hörte ich eine Stimme, die mir ganz deutlich sagte, dass ich zum Heilungsdienst berufen sei. Ich wusste: Es war die Stimme Jesu. Zunächst wehrte ich mich gegen diesen Ruf, denn ich hatte keinerlei Ausbildung und keine Erfahrung im Heilen. Aber schliesslich konnte ich mich nicht mehr weiter widersetzen. Und so begann ich, kranke Menschen, die ohne mein Zutun auf mich zukamen, intuitiv mit Akupunktur zu behandeln. Ich spürte eine Kraft, die meine Hände leitete, so dass ich die Nadeln an den

richtigen Stellen einsteckte – und die Menschen wurden gesund.

Das sprach sich herum. Und es dauerte nicht lange, da war mein Haus Tag für Tag von kranken Menschen umlagert. Als es täglich mehr als 600 wurden, konnte ich nicht mehr mit Akupunktur arbeiten, weil diese Methode zu viel Zeit beanspruchte. Und so habe ich die Menschen einfach berührt – und sie wurden gesund. Schliesslich schickten mir die Ärzte aus den umliegenden Spitälern die Kranken, denen sie nicht mehr helfen konnten, vor allem Krebskranke. Nun entdeckte ich, dass von meinen Händen eine Strahlkraft ausging, die den Körper der Kranken öffnet, so dass ich die Krebszellen herausnehmen kann. Und zwar geschieht dies folgendermassen: Ich halte meine rechte Hand im Abstand von etwa zehn Zentimetern über die kranke Stelle. Es entsteht dann – wie von einem Laserstrahl – eine schnittförmige «Brandwunde», etwa wie bei einer Verbrennung dritten Grades. Die Kranken haben jedoch dabei keine Schmerzen. Durch diese Schnittwunde kann ich mit der Hand in den Körper hineingreifen und die Krebszellen, zu denen meine Finger «automatisch» hingeleitet werden, herausholen. Ich brauche dabei meine Hände nicht zu desinfizieren – das macht das Feuer des Heiligen Geistes.»

Frau Kim sagte auf meine Frage, dass die meisten Wunden in sehr kurzer Zeit verheilen, und zwar mit Hilfe einer weissen Salbe, die sie selbst zubereite. Dabei zeigte sie auf einen grossen Topf, der auf ihrem Herd stand und in dem gerade die Salbe kochte. Das Rezept

dieser Salbe wollte sie mir jedoch nicht verraten. Sie meinte: «Die Zusammensetzung hat mir der Heilige Geist gezeigt. Das ist ein Geheimnis, das ich für mich behalten muss.»

Frau Kim nimmt für ihren Heilungsdienst keinerlei Bezahlung. Spenden, die sie reichliche erhält, verwendet sie ausschliesslich für bedürftige Patienten. Für den Unterhalt ihrer fünfköpfigen Familie kommt Herr Kim auf. Er ist Vorarbeiter in einem Dienstleistungsbetrieb und wirkte auf mich sehr nüchtern. Ich fragte ihn, was er von der Tätigkeit seiner Frau halte. Er sagte: «Meine Frau meint, dass sie das tun müsse – ich habe nichts dagegen.»

Frau Kim hält einen genauen Zeitplan ein. Sie heilt von Montag bis Freitag. Sie eröffnet ihre Heilungsdienste jeweils mit einer evangelistischen Wortverkündigung, die von 12 bis 13 Uhr dauert und die Funktion hat, auf die heilende Kraft Gottes hinzuweisen. Von 13 bis 17 Uhr übt sie dann ihren Heilungsdienst aus. Frau Kim meinte: «Mehr als 90 Prozent der Kranken, die zu mir kommen, werden geheilt. Die restlichen Kranken, bei denen das Feuer des Heiligen Geistes nicht entsteht, schicke ich zu Ärzten oder zu anderen Heilern.»

Von ca. 17 Uhr bis 18 Uhr speist Frau Kim bedürftige Patienten, besonders Patienten, die einen weiten Heimweg haben. Dann geht sie zum Abendessen nach Hause und widmet sich ihrer Familie und eventuellen Gästen, wie ich gerade einer war. Von 22 bis 23 Uhr betet Frau Kim für ihre Patienten, von 23 bis 24 Uhr ist sie für Heilungssuchende telefonisch erreichbar. Am Vor-

mittag und am Wochenende widmet sich Frau Kim ihrem Haushalt, ihrer Familie und den Rekonvaleszenten, die in einem eigenen Hause untergebracht sind. Die Rekonvaleszenten bleiben in der Regel nicht länger als 14 Tage.

Ich fragte Frau Kim, ob es notwendig sei, dass ihre Patienten an Christus glauben, um geheilt zu werden. Sie meinte: «Das ist keineswegs notwendig. Im Gegenteil: Die Nichtchristen werden oft noch schneller gesund. Die meisten werden jedoch nach ihrer Heilung Christen!»

Und dann erzählte mir Frau Kim von ihrer Vision. Sie sagte: «Im Geist habe ich eine Villa gesehen mit grossen Räumen, in denen mehr als zweihundert Rekonvaleszenten übernachten könnten. Diese Villa liegt auf einem Hügel am Rande von Seoul in einer ruhigen Gegend. Wenn Sie wollen, können wir dorthin fahren. Natürlich wollte ich. Bevor wir aufbrachen schenkte mir Frau Kim einen schönen koreanischen Fächer, den ich bis heute in hohen Ehren halte. Und dann fuhren wir zu jener Villa, von der Frau Kim überzeugt war, dass das Healing Home bald dort einziehen könne. Von der Villa aus hatten wir einen wunderbaren Blick über das nächtlich erleuchtete Seoul. Dann brachte mich Frau Kim zurück in mein Hotel. Während der Autofahrt hatte sie eine mich betreffende Prophetie, Schwester Erna, die neben mir sass, übersetzte. Es war eine ermutigende Prophetie, die mich bis heute begleitet.

Der Besuch bei Frau Kim hat mich aufgewühlt und ich habe nach meiner Rückkehr nicht nur in Oberhallau

vor meiner Gemeinde, sondern auch in Genf vor den Mitarbeitern der «Christian Medical Comission» davon berichtet. Alle waren höchst erstaunt und betroffen und meinten: «Das sind ja ganz unglaubliche Dinge, die Sie uns da erzählen!»

Vier Jahre später, im Herbst 1987 ergab sich für mich erneut die Gelegenheit zu einem Besuch bei Frau Kim.

Es war am Samstag, 29. November 1987 (am letzten Tag des Kirchenjahres). Ein unvergesslicher Tag. Am Vormittag fuhr ich zum «Halleluja Prayer Mountain», zusammen mit dem Universitätsdozenten Dr. Yu und mit Therese, einer Frau, von der ich wusste, dass sie die Gabe der Geisterunterscheidung hat. Und dann standen wir vor der Villa, die Kim Kyei Wha vor vier Jahren in einer Vision gesehen und mir gezeigt hat. Damals hat Kim behauptet, Gott habe ihr gesagt, dass in dieser Villa und auf dem dazu gehörigen Gelände ein Heilungszentrum entstehen werde.

Unterdessen hatte sich diese Vision erfüllt. Das Heilungszentrum war entstanden und trug den Namen «Halleluja Prayer Mountain», so übersetzte meine Dolmetscherin Frau Yong den koreanischen Namen des Zentrums. Freudig begrüßte mich Kim, die sich gut an meinen Besuch vor vier Jahren erinnerte. Hunderte von Heilungssuchenden umgaben das Zentrum und schöpften Wasser aus dem Brunnen, den Kim auf dem Gelände des Zentrums hatte graben lassen. Kim sagte mir, dass Gott ihr in einer Vision die Stelle gezeigt habe, an der sie graben solle. Und so war ein Brunnen

entstanden, aus dem klares heilendes Wasser sprudelte, das Kim «heiliges Wasser» nennt. Kim verwendet dieses Wasser jetzt anstelle der Salbe, die sie früher gekocht hatte. Kim meint: «Nachdem immer mehr Kranke kamen, habe ich keine Zeit mehr gehabt, die Salbe zu kochen und so hat mir Gott das Wasser geschenkt, das genauso heilende Wirkung hat wie die Salbe.

Ich habe mir eine kleine Flasche von diesem Wasser abgefüllt und in den folgenden Jahren immer wieder daraus getrunken. Obwohl ich diese Flasche nicht besonders verschlossen habe und zuletzt nur noch ein kleiner Rest darin war, blieb das Wasser unverändert frisch.

Und dann sass ich stundenlang direkt neben Frau Kim und schaute zu, wie sie heilte. Neben mir sassen Frau Yong (sie übersetzte ins Englische) und Therese, die «Visionärin». Dr. Yu beobachtete das Geschehen in einiger Entfernung, aber auch er war tief beeindruckt von dem, was er sah.

In einer langen Reihe näherten sich die Kranken auf Knien der Bank, auf der Kim sass. Wenn dann ein Kranker oder eine Kranke direkt vor ihr kniete, hielt Kim ihre rechte Hand im Abstand von etwa 10 cm an die betreffende Stelle, an die ihre Hand intuitiv geführt wurde («vom Heiligen Geist geleitet», sagte Frau Kim). Und dann strömt aus ihrer Hand «das Feuer des Heiligen Geistes» und öffnet wie mit einem Laser-Strahl den Körper an der Stelle, an der sich der Krebs befindet. Eine Schnittwunde wird sichtbar, aber der Kranke hat keinerlei Schmerzen. Kim meint, dass das Feuer des



Heiligen Geistes, wie gesagt, eine Verbrennung dritten Grades bewirkt (siehe Bild oben links). In einem Video-film, der im Dunkeln von einer solchen Körperöffnung aufgenommen war, konnte man klar erkennen, dass Feuerstrahlen von Kims Hand ausgingen. Während Kim heilte, sah Therese in einer Vision den geöffneten

Himmel, aus dem «millionenfach gebündelte Energiestrahlen» auf Kim herab strömten.

Wenn der Körper geöffnet ist, greift Frau Kim mit blosser Hand in den Körper hinein und holt die Krebszellen heraus, die sie dann in einen bereit stehenden Eimer wirft. Kim greift oft mehrmals in den Körper hinein und holt Krebszellen heraus. «Bis alles sauber ist», meint Frau Kim.

Als ich längere Zeit zutiefst bewegt und schweigend das Heilungsgeschehen beobachtete, meinte Frau Kim: «Wenn Sie Fragen haben, dann müssen Sie *jetzt* fragen – es gibt keine andere Gelegenheit.» Aber ich hatte keine Fragen. Alles, was ich wissen wollte, sah ich leibhaftig vor mir. Ich sah, wie die verschiedenen Körperstellen geöffnet wurden, und wie Kim heilte. Es war alles so einfach und so offensichtlich, dass ich keinerlei Fragen mehr hatte. Es kam mir die Rede Jesu in den Sinn, in der er von den Freuden der ewigen Welt spricht und dann zu den Jüngern sagt: «Dann werdet ihr mich nichts mehr fragen» (Joh. 16, 23). Ja, es war die Freude der ewigen Welt, die mir im Heilungsgeschehen von Frau Kim begegnete und ich hatte keinerlei Fragen mehr. Und dabei war alles so nüchtern und nach einigen Stunden fast selbstverständlich.

Um die Mittagszeit gab es Essen. Während die meisten Anwesenden in der grossen Halle assen, wurde für meine Begleiter und mich ein gutes koreanisches Essen in einem Spezialraum serviert. Gleich nach dem Essen begab sich Kim wieder auf ihre Heilbank. Nach einiger Zeit suchte sie dann die Rekonvaleszenten auf, die in

einem grossen Raum auf Matten lagen und von Helferinnen oder von ihren Angehörigen betreut wurden. Es waren die Schwerstkranken, die grosse Wunden hatten (bis zu 20 cm Durchmesser!), die nicht sofort entlassen werden konnten, sondern einige Tage im Zentrum bleiben mussten. Der Gestank in diesem Raum war so fürchterlich, dass ich immer wieder hinaus an die frische Luft gehen musste, während sich Kim um die Rekonvaleszenten kümmerte.

Während Frau Kim am Nachmittag weiter heilte, predigte meine Dolmetscherin Frau Yong in koreanisch für die Angehörigen der Kranken und die Genesenden in einem grossen Gottesdienstraum. Sie sprach dabei vor allem über die Heilungswunder Jesu und stärkte ihre Zuhörerinnen und Zuhörer im Glauben, dass Jesus heute noch genauso heilen könne wie vor zweitausend Jahren. Dr. Yu, der fliessend Deutsch sprach – er hat in Basel studiert und promoviert – übersetzte mir ihre Predigt.

Frau Yong erzählte mir anschliessend, dass sie selber an Kehlkopfkrebs erkrankt war und dass sie von den Klinik-Ärzten, die ihr nicht mehr helfen konnten, zu Frau Kim geschickt worden sei. Frau Kim habe sie dann geheilt. Der gesamte Heilungsvorgang sei damals minutiös auf Video aufgenommen worden. Wenn ich wolle, können wir dieses Video miteinander anschauen. Natürlich wollte ich, und so haben wir uns am Abend das Video angeschaut. Wie bei den anderen Kranken hat das aus Kims Hand strahlende Feuer den Kehlkopf auf-

geschnitten, und Frau Kim hat dann – wie bei den anderen Kranken – die Krebszellen aus dem Kehlkopf heraus geholt.

Frau Yong erzählte mir, dass die Wunde erstaunlich schnell geheilt sei. Durch die Erfahrung dieser Heilung sei sie Christin geworden und studiere jetzt Theologie. So oft sie könne, würde sie jedoch Frau Kim in ihrem Heilungszentrum vor allem bei der Wortverkündigung helfen, für die Kim jetzt keine Zeit mehr habe.

Es begann schon zu dunkeln, als ich zusammen mit Dr. Yu und Therese das Heilungszentrum verliess – erfüllt und sprachlos von dem, was wir gesehen hatten. Ich dachte: «So war es bei Jesus: Er heilte sie alle.»

Was soll man dazu sagen? Ich habe «Heiler» in vielen anderen Ländern besucht – auch auf den Philippinen. Frau Kim ist anders und sie heilt anders. Sie spricht keine europäische Sprache und ist deshalb bisher vom «Heilungstourismus» verschont geblieben. Die Kranken, die zu ihr kommen, erwarten ganz selbstverständlich, dass sie gesund werden. Frau Kim erwartet es auch – und beide werden nicht enttäuscht.

Wenn ich rückblickend diese Heilungen betrachte, bewegt mich die Frage: «Welche Rolle spielt der <Glaube> bei den Heilenden und bei den Geheilten?» Meine Antwort: Er spielt eine recht unterschiedliche Rolle:

Bei Bischof Milingo «glaubte» der Heilende ein wenig, während die Kranke völlig passiv war. Bei Helga war es umgekehrt. Da glaubte die Kranke ein wenig,

während die Heilenden keinen besonderen Glauben hatten. Bei Traugott und bei Frau Frank «glaubten» weder die Heilenden noch die Kranken an eine Heilung. Sie ereignete sich einfach. Bei Frau Kim dagegen rechnen sowohl die Heilende als auch die Kranken mit einer Heilung. Sie «glauben», dass eine Heilung geschieht.

Es wurde mir deutlich: «Es kommt weder auf den Glauben des Heilenden noch auf den Glauben des Kranken an, sondern allein auf das Handeln Gottes.

Wenn ich die vielen Krankenheilungen überblicke, die ich selber miterlebt habe oder von denen mir Gesundgewordene oder Heilende berichtet haben, und wenn ich die vielen Fälle überblicke, in denen Kranke nicht gesund geworden sind, dann kommt mir ein Wort aus dem Römerbrief in den Sinn: «So liegt es nun nicht am Wollen oder Laufen des Menschen, sondern an Gottes Erbarmen.» (Röm. 9, 16) Auch der Plural in 1. Kor. 12, 9 «Gnadengaben der Heilungen» macht deutlich, dass es keine Formel und keine Technik gibt, durch die wir Gottes heilendes Handeln in den Griff bekommen können, sondern jede einzelne Heilung ist ein besonderes Gnadengeschenk Gottes.

Was bedeutet dies nun für den Dienst der Krankenheilung in der Kirche? Dass Krankenheilung nicht von Menschen oder von menschlichen Qualitäten abhängig ist, verleiht uns eine grosse Freiheit. Wir können getrost mit den Kranken beten, im Vertrauen darauf, dass Gott irgendwie wirken wird. So machen wir es schliess-

lich auch bei der Wortverkündigung und bei der Eucharistie. Auch dort erfahren wir nur gelegentlich, was das verkündigte Wort oder der Empfang von Brot und Wein bei einzelnen Menschen bewirkt. Und doch predigen wir unbekümmert weiter und feiern Abendmahl – im Vertrauen darauf, dass Gott handelt.

Bei den Indianern

Der erste Indianer, dem ich begegnet bin, war Winnetou. Es war nach den Weihnachtsferien im Januar 1941. Ich war damals 12 Jahre alt. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den alten dunkelbraunen Schrank links hinten in unserem Klassenzimmer. Etwa hundert Bücher standen in diesem Schrank, den unser Klassenlehrer einmal pro Woche öffnete – zur Ausleihe. Da mein Vater als ehemaliger Landesjugendpfarrer sehr viele Jugendbücher besaß, hatte ich bisher noch nie ein Buch ausgeliehen. Heute war es jedoch anders. Heute wollte ich mir einen «Karl May» ausleihen. Warum? Mein Banknachbar Karl Humm hatte mich neugierig gemacht. Er war ein Winnetou-Fan und hatte mir schon manches Mal vom edlen Winnetou und vom Schurken Sanders erzählt. Und jetzt zeigte er mir seinen neuesten «Karl May», den er als Weihnachtsgeschenk erhalten hatte. Es war der «Ölprinz». Das Buch hatte einen dunkelgrünen Einband und ein farbiges Titelbild. Fast feierlich schlug Karl das Buch auf und sagte, dass er sich freue, im «Ölprinz» erneut Winnetou zu begegnen.

Nachdem Karl mich neugierig gemacht hatte, wollte auch ich den Winnetou persönlich kennenlernen. Ich stellte mich deshalb in die Reihe der Buchinteressenten vor dem Bücherschrank auf und erhielt ein stark

zerlesenes, dickes Buch mit alterssschrägem, geflicktem Rücken. Der Titel war kaum noch zu lesen: «Winnetou Teil 1». Als ich nach Hause kam und das Buch auspackte, runzelte mein Vater die Stirn und meinte: «Soso – ein <Karl May>!». Da er den Titel noch gar nicht sehen konnte, fragte ich: «Woher weisst du das?» Mein Vater sagte: «Die sehen alle gleich aus!» Und dann ermahnte er mich: «Zuerst kommen die Hausaufgaben – und dann erst kommt der <Winnetou>!» Und so begann ich zu lesen – auch nachts mit der Taschenlampe unter der Bettdecke – und war fasziniert vom edlen Indianer Winnetou.

Als mein Vater merkte, dass ich mich für Indianer interessierte, meinte er: «Jetzt sollst du einmal einen <richtigen> Indianer kennenlernen.» Und er schenkte mir zu meinem Geburtstag ein Buch über den Indianerhäuptling Tecumseh, der am Anfang des 19. Jahrhunderts vergeblich versucht hat, das Vordringen der Weissen aufzuhalten. Angeregt durch Tecumseh las ich jetzt auch andere «richtige» Indianergeschichten, so zum Beispiel eine Erzählung über den Sonnentanz, die mich zutiefst aufwühlte und mich auch heute noch in der Tiefe meiner Seele bewegt.

Obwohl ich seither noch viele andere «richtige» Indianerbücher gelesen habe und vielen «richtigen» Indianern begegnet bin, haben Karl May und sein Winnetou noch einen besonderen Platz in meiner Seele, und manchmal lese ich auch heute noch im Sommer auf dem Balkon im Liegestuhl einen «Karl May».

Der kleine Teppich und das I GING

Direkte Begegnungen mit Indianern hatte ich während meiner ersten USA-Reise im Herbst 1962. Ich besuchte damals eine alte Irokesin, die Teppiche webte. Sie schenkte mir einen kleinen roten Teppich im Format 20×20 cm. In den vier Ecken des Teppichs hatte sie weisse Adlersymbole eingewoben. Die Mitte des Teppichs bildete ein schwarzes Quadrat mit einem weissen Kern, umgeben von acht kleineren schwarzen Quadraten, ebenfalls mit einem weissen Kern.

Was mich an dem schlichten kleinen Teppich faszinierte, sind die Farben schwarz–weiss–rot, die mir aus der Alchemie als Symbole des Individuationsprozesses (Nigredo – Albedo – Rubedo) und aus der christlichen Tradition als liturgische Farben des Christus-Mysteriums (schwarz = Karfreitag, weiss = Ostern, rot = Pfingsten) vertraut sind. Bedeutsam sind auch die Zahlen 4–5–8:

Die Zahl Vier (vier Adler, vier Ecken der Quadrate) ist Symbol der irdischen Realität und der Endlichkeit. Die Zahl Fünf (der Punkt in der Mitte der Quadrate) ist die Quintessenz («in der 5 ist das Wesen»). Dreidimensional vorgestellt ist sie die Spitze einer Pyramide – Symbol der Überhöhung der Materie durch den Geist. Und schliesslich die Acht (acht kleine Quadrate). Sie ist Zahl der Unendlichkeit und der himmlischen Realität. Die vier Adler sind Symbol des Menschen, der trotz seines Erdverhaftetseins immer wieder dem Licht entgegen strebt.

Seit vielen Jahren verwende ich diesen kleinen Teppich als Unterlage für den Münzen-Wurf, wenn ich das chinesische Weisheitsbuch «I GING» befrage. Lange Zeit habe ich gedacht, dass zwischen dem I GING und der indianischen Spiritualität keine Verbindung besteht und dass ich den kleinen Irokesenteppich nur «zufällig» in Verbindung mit dem I GING benütze. Doch dann begegnete ich dem Dakota-Indianer «Bad hand». Ich fragte den Indianer, woher der Name «Bad hand» kommt. Er meinte: «Einer meiner Vorfahren wurde im Kampf an einer Hand so schwer verwundet, dass er sie nicht mehr gebrauchen konnte.» Ich erwiderte: Im Deutschen klingt «bad hand» wie «schlechte Hand» – wir sollten richtiger «wounded hand» sagen. Der Indianer war damit voll einverstanden. «Wounded hand» führt gelegentlich I GING-Seminare durch. Er erklärte mir in einem I GING-Seminar, an dem ich teilgenommen habe, die Verbundenheit zwischen der indianischen und der I GING-Spiritualität.



«Wounded hand» (Bild links) meinte: «Die Spiritualität des I GING ist zutiefst indianisch. Das Ahnen des Unbewussten wird mittels Schafgarbenstängeln oder Münzen ins Bewusstsein gerufen und kann in einem der 64 Symbole des I GING angeschaut und medi-

tiert werden.» Er meinte weiterhin, dass bei Menschen, die es gelernt haben, auf die Stimme ihres Unbewussten zu lauschen, eine der 64 Symbol-Zahlen auch ohne Schafgarben oder Münzen auftauchen kann. «Wounded hand» hat dies mit uns eingeübt. Es hat jedoch nicht bei allen Kursteilnehmern funktioniert, und so bleibe ich lieber bei meinen Münzen und meinem kleinen Indianerteppich.

Indianer und ihre Tiere

Eine weitere Begegnung mit der indianischen Kultur und Spiritualität war ein Besuch bei den Effigy Mounds im Staat Iowa. Mounds sind künstliche Hügelstrukturen, die zwischen 500 v. Chr. und 1200 n. Chr. entstanden sind. Sie wurden von den präkolumbianischen Indianern zunächst als Begräbnisstätten und später als Kultstätten angelegt, wobei die tiergestaltigen («effigy» bedeutet «figürliches Abbild») Mounds seit etwa 700 n. Chr. nachweisbar sind. Die Effigy Mounds sind zwischen 60 cm und etwas über einem Meter hoch und zwischen 10 und 40 Metern lang. Effigy Mounds begegnen uns in unterschiedlichen Tiergestalten, vor allem jedoch als Bären und Vögel, wobei Bären auch als wandernde und auf der Seite liegende Bären vorkommen können. (Die Umrisse der Mounds wurden mit Kalk eingefärbt, damit ihre Strukturen besser erkannt werden können.) Es kommen jedoch auch andere Tier-



links: Mounds in Vogelgestalt; grosses Bild: Bären-Mounds

formen vor, wie zum Beispiel Schildkröten, Eidechsen, Panther und Wildkatzen.

Für die heutigen indianischen Bewohner der Region sind die Effigy Mounds heilige Orte, die die Verbindung zwischen Mensch, Natur und jenseitiger Wirklichkeit herstellen können. Bei manchen Indianervölkern sind dieselben Tiere, die uns in den Effigy Mounds begegnen, als Totem-Tiere verbreitet.

Zusammen mit einem alten Indianer habe ich im Herbst 1962 die Effigy Mounds in Iowa besucht. Als ich auf einen riesigen Bären-Mound steigen wollte, hat mich der Indianer zurückgehalten und gesagt: «Effigy Mounds darf man nicht besteigen – sie sind heilig. Man darf sie jedoch erfurchtsvoll umschreiten. Dadurch bekommt man Anteil an der Kraft des abgebildeten Tieres.»

Weitere Begegnungen mit den Tieren der Indianer hatte ich während der Vollversammlung des Weltkirchenrates im Sommer 1983 in Vancouver (Kanada). Ich wohnte in unmittelbarer Nähe des bedeutenden Holzschnitzers Bill Reid, dessen Mutter eine Haida-Indianerin war und der nicht nur in der Mythologie des Haida-Stammes lebte, sondern auch Gestalten aus dieser Mythologie in wunderbaren Holzplastiken anfertigte. So zum Beispiel die mehr als zwei Meter hohe Holz-



plastiken «Der Rabe und die ersten Menschen». (Nach der Haida-Mythologie öffnet der Rabe eine Auster-Muschel. In ihr findet er die ersten Menschen):

Auf dem Bild rechts kriechen zwei Neugeborene wieder in die Muschel zurück. Bill Reid meint: «Denen hat es auf der Erde nicht gefallen, jetzt wollen sie schnell wieder zurück in ihre Muschel.»



So oft ich zeitlich konnte, habe ich Bill Reid besucht. Er hat sich gefreut, dass ich Interesse an seinen Figuren habe, und hat sich gerne mit mir über die Haida-Mythologie unterhalten.

Der Totempfahl

Im Tagesprogramm vom 29. Juli 1983 konnte man lesen:

Raising of the Totem Pole. Native wood-carvers from the Agassiz Mountain Prison have carved the 42 foot long Native totem pole on behalf of the Canadian Natives. The W.C.C. Presidents, the Native Elders, and representatives of the carvers, will raise the pole on campus. At the conclusion of the Assembly, it will be presented to the W.C.C. and transported to Geneva to be erected on the lawn at the Ecumenical Centre there.

Nachdem der etwa 14 Meter hohe Totempfahl auf das Gelände der Vollversammlung gebracht worden war, lag er zunächst auf der Erde (Seite 241, Bild links).

Ein Indianer-Schamane bestreute ihn unter Gebetsgesängen mit Adler-Daunen. Ich fragte den Schamanen, was der Sinn dieses Rituals sei.

Er meinte: «Es gibt nichts Zarteres als Adlerdaunen.» Da wurde mir klar: Es geht um die Vereinigung der Gegensätze. Der äusserst harte Totempfahl wird mit den überaus weichen Daunenfedern in Verbindung gebracht, das Harte und das Weiche werden somit vereinigt. Im Anschluss an die Aufrichtung des Totempfahls

schenkte mir eine Indianerin ein kleines Ledersäckchen. Darin lag eine Adlerdaune und ein Raubtierzahn. Und wieder wurde mir klar: Es geht um die Vereinigung der Gegensätze. Eine Erzählung aus dem Alten Testament kam mir in den Sinn: Jakob salbt einen Stein mit Öl (Genesis 28,18). Dadurch wird der rauhe Stein geschmeidig. Ich denke: So ist das auch in unserem Leben. Wenn in uns das Bewusste und das Unbewusste, das Männliche und das Weibliche, das Harte und das Weiche zusammenkommen, dann gewinnt unser Leben eine neue Qualität. Ich habe mir eine der auf dem Totempfahl liegendegebliebenen Adlerdaunen mitgenommen und in meinem Tagebuch auf das Bild des Totempfahls geklebt (während ich diese Zeilen schreibe, berühre ich diese zarte Daune).

Während der Aufrichtung des Totempfahls habe ich zunächst eifrig fotografiert.



Doch dann habe ich mitgeholfen beim Aufstemmen des Totempfahls und beim Seilziehen. Dabei stand ich direkt hinter Philip Potter, der kräftig mitgestemmt hat.



Nach der Aufrichtung des Totempfahls tanzten Indianerinnen und Indianer unter rhythmischen Trommelklängen und urchigen Gesängen. Es tanzten nicht nur Männer und Frauen, sondern ganz selbstverständlich auch Kinder.



Anschliessend gab es einen Potlatch. (Ein Potlatch ist ein Fest der amerikanischen Indianer der nordwestlichen Pazifikküste. Bei ihm werden Geschenke verteilt oder aus-

getauscht.) Zum Potlatch waren ausgewählte Vertreter der Indianer und der Vollversammlung eingeladen. Auch ich gehörte zu den «Auserwählten».

Wenn es im obigen Tagesprogramm heisst, dass der Totempfahl nach Genf transportiert werden soll, um auf dem Gelände des Oekumenischen Zentrums aufgerichtet zu werden, dann konnte dieser Plan nicht durchgeführt werden. Und warum nicht? Weil die Vertreter der orthodoxen Kirche dagegen waren! Sie meinten – trotz aller gegenteiligen Belehrung –, dass ein Totempfahl ein «heidnisches» Symbol sei und deshalb auf dem Gelände eines christlichen Zentrums keinen Platz habe. Nach eingehenden Beratungen wurde schliesslich beschlossen, den Totempfahl nicht in Genf aufzustellen, sondern auf dem Gelände des Oekumenischen Instituts in Bossey.

Und so geschah es. Nach einer langen Seereise kam der Totempfahl in der Schweiz an und wurde nach Bossey transportiert. Dort fand am 26. September 1984 bei strömendem Regen seine Aufrichtung statt – dieses Mal seine endgültige Aufrichtung. (Das Programm dazu siehe nächste Seite.)

«The Raising of the Totem Pole» begann mit einer kleinen Pressekonferenz mit Philip Potter und der Indianerin Alice Jeffrey. Bei dieser Pressekonferenz habe ich das WCC-Magazin «One World» vertreten. Alles schien jedoch so klar (oder so fremd?) zu sein, dass die Journalisten fast keine Fragen hatten. Und dann ging

THE RAISING OF THE TOTEM POLE

World Council of Churches - Ecumenical Institute

26 September 1984

The raising

Mrs Alice Jeffrey, presiding

Honorary rope pullers: Dr Marga Bührig, Co-President
Dr Philip Potter, General Secretary

Singers and dancers: Marquita MacLean
Monica Jeffrey

Words of acceptance and witness

Rev. Dr Philip Potter, General Secretary, WCC

Dr Marga Bührig, Co-President, WCC

Dr S.W.A. Gunn (Kwe-Kwala-Gila), Honorary Chief of the Kwaiuktl Tribe
and the Haida Tribe

Rev. Sunipa Tevi, Polynesia

A representative of the Government of Canada

M. Louis Bourguignon, Syndic of Bogis-Bossey

Rev. Dr Gordon How, Vancouver

The Potlatch

Supper will be served in the Dining Hall of the Ecumenical Institute.

Messages: Rev. Dr Philip Potter

Dr S.W.A. Gunn

Rev. Dr Gordon How, on behalf of the carvers

Rev. Dr Donald Anderson, General Secretary, Canadian
Council of Churches, on behalf of the Churches of Canada

Rev. Dr Adriaan Geense, Director of the Ecumenical Institute

Mrs Alice Jeffrey

* * * * *

es bei strömendem Regen zum Totempfahl. Alice und ihre Tochter Monika mitsamt ihrer indianischen Freundin Marquita (ich kannte die drei von Vancouver her) kleideten sich jetzt in der Bibliothek in volle indianische Pracht. Und dann begann die eigentliche «Raising»-Feier. Das obige Programm gibt – gemäss indianischem Zeitverständnis – keinerlei Uhrzeiten an. Die beiden Mädchen, die schon bei dem Totempfahl-Raising in Vancouver mitgetanzt und mitgesungen hatten, tanz-

ten drei Tänze, den Adlertanz, einen Maskentanz und den Daunentanz. Wegen des strömenden Regens konnten sich die Tänzerinnen jedoch nicht voll entfalten. Auch das Fotografieren war fast unmöglich. Trotzdem einige Kostproben:



Und dann gab es einen Potlatch, bei dem ich alten Bekannten begegnete, so neben Philip Potter auch Hansruedi Weber, Marga Bührig, Frau de Pourtelais und dem weissen (!) Ehrenhäuptling S.W.A. Gunn. Sein indianischer Name lautet Kwe-Kwala-Gila. Mit



Tanzmaske



*Alice erklärt den Pfeifentanz
(neben ihr: Philip Potter)*

ihm vereinbarte ich für den nächsten Morgen ein Interview in seinem Büro in Genf.

Nach dem Potlatch machte die Indianerin Alice mit uns einen «Pfeifentanz». Bei diesem Tanz wird nicht getrommelt, sondern gepfiffen. Nach indianischer Vorstellung geht während des Pfeifens der Geist in einen «Leader» ein, der daraufhin zu tanzen beginnt und mit ihm die ihm zugeteilte Gruppe. Ich tanze in der Gunn-Gruppe. Auch Philip Potter, der sich beim Tanzen ganz karibisch gibt, tanzt köstlich. Ich werde an den tanzenden David erinnert, von dem es bei der Einholung der Bundeslade heisst: «*David tanzte mit aller Macht vor Gott*» (2. Sam. 6, 14).

Am nächsten Morgen treffe ich mich um 8.30 Uhr mit Dr. Gunn. Wir unterhalten uns zunächst vor dem Totempfahl – der Regen hatte unterdessen aufgehört –

über die Bedeutung der Figuren auf diesem Pfahl und fahren dann nach Genf zur Welt-Gesundheitsorganisation (WHO), in der Dr. Gunn eine leitende Funktion hat.

In seinem Büro informiert mich Dr. Gunn kompetent und spannend über Schamanismus, Heilungsriten, Pow Wow und Potlatches. Er schenkt mir auch einige seiner einschlägigen Publikationen. Es war ein phantastisches Gespräch! Ich wundere mich nicht, dass dieser indianerbegeisterte Wissenschaftler von zwei Indianerstämmen (Kwaiuktl und Haida) zum Ehrenhäuptling ernannt worden ist. Gunn zeigte mir eine Adlerfeder, die er von einem Indianerhäuptling erhalten hatte (eine sehr hohe Auszeichnung!). Als ich Dr. Gunn gegenüber meine Freude und mein Erstaunen zum Ausdruck brachte, dass er sich so viel Zeit für das Gespräch mit mir nimmt, meinte er: «Ich mache nichts lieber, als mich über indianische Spiritualität und Lebensart zu unterhalten – besonders mit einem indianischen ›Kollegen‹» (obwohl ich nur «Member» eines Indianerstammes bin und nicht «Häuptling»).

Die Angst der Orthodoxen vor dem «heidnischen» Totempfahl bewirkte, dass ich mich ein wenig näher mit der Bedeutung von Totempfählen befasste. Der tragische Irrtum der frühen Indianer-Missionare bestand darin, dass sie meinten, die Figuren auf den Totempfählen seien «Götzen». Sie bestanden deshalb darauf, dass Indianer, die Christen werden wollten, diese «Götzen» umhauen und verbrennen. Oft haben die Missionare

bei der Vernichtung der Totempfähle selbst Hand angelegt.

Nun sind aber die Figuren auf den Totempfählen keine «Götzen», sondern Wappentiere – so wie der Bär für die Berner und der Schafbock für die Schaffhauser keine «Götzenbilder» sind, sondern Wappentiere, ebenso wie der Eber im Erzinger Wappen und der Adler im Wappen der Familie meiner Mutter. Die Totempfähle werden deshalb auch «Wappenpfähle» genannt.

Bei den Indianern ist das Tierbild oft das Wappen des Klans, z. B. des Bären-Klans. (Hier liegt die Verwandtschaft der Totempfähle mit den Effigy Mounds.)

Manche Wappenpfähle sind sogenannte «Frontpfähle», die vor der Fassade eines grossen Hauses stehen und Auskunft über die darin wohnenden Familien geben. Sie entsprechen somit den Namen auf unseren Briefkästen oder Hausklingeln.

Wappenpfähle können auch die Grabstätten von Verstorbenen kennzeichnen. Diese Pfähle sind in der Regel kurz und haben nur ein oder zwei Wappentiere. Sie entsprechen somit unseren Grabsteinen, auf denen ja gelegentlich auch Tiere abgebildet sind (z. B. bei Jägern).

Es gab früher auch Pfähle in Gestalt eines Menschen. Sie standen am Eingang eines Dorfes und hatten die Funktion, Besucher willkommen zu heissen – so wie es heute in manchen Gegenden gemalte Einladungsschilder tun, auf denen z. B. steht «Willkommen im Blauburgerland».

Die Errichtung eines Wappenpfahles geschah in der Regel im Rahmen eines Potlatches. (Sowohl in Vancou-

ver, als auch in Bossey war die Aufrichtung des Totempfahles mit einem Potlatch verbunden!)

Die Totempfähle wurden bei Meisterschnitzern in Auftrag gegeben und waren (zusammen mit dem Potlatch) mit enormen Kosten verbunden. Manche Familien sind dadurch regelrecht verarmt. Aber der Gewinn an Ehre war ihnen wichtiger als materieller Wohlstand.

Innere Tiere

Eine ganz andere, völlig überraschende Bedeutung erhielt der «Totempfahl» durch die Tiefenpsychologie mit ihrer Entdeckung der «inneren» Tiere. Davon soll jetzt die Rede sein.

«Heute habe ich etwas Seltsames erlebt», meinte eine etwa 30-jährige Frau, mit der ich ins Gespräch kam: «Ich habe von einem Adler geträumt, und dann bin ich aufgewacht und habe gemerkt, dass ich nicht nur von einem Adler geträumt habe, sondern dass ich ein Adler bin. Ich hatte Flügel statt Arme und Hände, ich spürte, wie die Sehnen sich strecken und wie ich die Flügel kraftvoll bewegen konnte. Mein Leib war gefiedert, und anstelle von Füßen hatte ich Krallen. Statt des Mundes spürte ich einen kräftigen, gebogenen Schnabel, und mit meinen Augen sah ich viel schärfer als gewöhnlich. Ich konnte selbst auf grosse Entfernungen Details klar erkennen. Ich war ein Adler.»

Während mir jene Frau diese Erfahrung mitteilte, dachte ich an das Buch von Otfried Preussler «Krabat», in dem der Autor erzählt, wie einige Müllersburschen in Raben verwandelt werden und dabei Ähnliches erleben wie jene Frau.

Ich dachte auch an das Märchen von den sieben Raben und an andere Märchen, in denen Menschen in Tiere verwandelt werden. Vor allem dachte ich jedoch an indianische Schamanen, denen ich begegnet bin und die ganz ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Sie haben mir diese Erfahrungen so real geschildert, dass ich zunächst nicht wusste, ob sie wirklich in Tiere verwandelt worden waren oder ob es sich um ein extrem realistisches innerseelisches Erleben handelte.

Von einer solchen Erfahrung berichtet auch der argentinische Autor Ernesto Sabato in seinem Buch «Der Tunnel». Er schreibt:

«Mein Körper gehorchte mir nicht mehr. Ich fügte mich in das, was geschehen würde, als wäre es ein Ereignis, das meine Person nichts anging. Ich begann, mich in einen Vogel zu verwandeln, in einen Vogel von Menschengrösse. Bei den Füßen fing es an. Ich sah zu, wie diese nach und nach zu Hahnenklauen oder so etwas Ähnlichem wurden. Danach zog sich die Verwandlung über meinen ganzen Körper hin, von unten nach oben, so wie Wasser in einem Becken steigt. Meine einzige Hoffnung waren jetzt meine Freunde. Als sie eintrafen, geschah etwas, das mich mit Entsetzen erfüllte. Sie bemerkten meine Verwandlung nicht. Sie behan-

delten mich wie immer, was bewies, dass ich für sie wie sonst aussah. Da sie mich für einen normalen Menschen hielten, beschloss ich zu berichten, was mit mir geschehen war. Obwohl es mein Vorsatz war, ganz ruhig über das Phänomen zu berichten, begann ich, alles mit lautem Geschrei zu erzählen. Dabei beobachtete ich zwei verblüffende Dinge: Der Satz, den ich aussprechen wollte, kam, in raues Vogelgekreisch verwandelt, heraus, ein verzweifelt und seltsames Gekreisch, vielleicht wegen des Menschlichen, das es an sich hatte. Und, was unendlich viel schlimmer war, meine Freunde hörten dieses Gekreisch nicht, so wie sie auch meinen Körper, der ja der eines grossen Vogels war, nicht gesehen haben. Im Gegenteil, sie schienen meine gewohnte Stimme zu vernehmen, die gewohnte Dinge sagte, denn in keinem Moment zeigten sie das geringste Erstaunen.»

Soweit der Bericht von Ernesto Sabato.

Tiere begegnen mir auch in meinen eigenen Träumen und in den Träumen, die mir andere Menschen erzählen. In diesen Träumen gibt es Katzen, Hunde, Frösche, Schlangen, Elefanten, Bären, Pferde, Tiger, Löwen, Skorpione, Füchse, Hasen, Fische, Vögel, Insekten, Reptilien – alles, was da krecht und fleucht.

Wenn ich selber von einem Tier träume, dann versuche ich manchmal beim Erwachen, mich in dieses Tier hineinzusetzen. Ich bin dann immer wieder erstaunt, dass es mir tatsächlich gelingt, mich als Bär oder Adler (oder auch als Wal oder Schlange) zu erleben.

Dass es sich hierbei nicht um Spielereien handelt, sondern dass diese Tiere – wie im Märchen – innere Helfer sein können, erlebte ich einmal recht eindrücklich: Ich besuchte einen Schamanenkurs, in dem es darum ging, sich unter den dumpfen Klängen einer Schamanentrommel in den Alpha-Zustand zu versetzen (d.h. in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen) und dann ein Tier zu imaginieren. Da ich von meinem Namen her schon immer eine besondere Vorliebe für Adler hatte («Ar-nold» heisst: «der die Adler beherrscht»), dachte ich, dass ich einen Adler imaginieren würde. Zu meinem Erstaunen tauchte jedoch aus meinem Innern ein grosser, behäbiger Braunbär auf. Und so war ich während des gesamten Kurses ein Bär und erlebte vor allem die träge und gemütliche Seite dieses Bären.

Dieser Zustand dauerte noch an, als ich im Anschluss an jenen Kurs eine Versammlung besuchte, bei der ich für einen ehrenvollen Vorstandsposten vorgeschlagen wurde. Meiner ehrgeizigen Adlerseite erschien dieser Posten recht erstrebenswert, aber ich lebte noch zu sehr in der trägen Bärenseite und lehnte deshalb ab. Hinterher habe ich mich geärgert. Ich war wütend auf «diese blöde Bären-Imagination», die mir den Posten im Vorstand vermässelt hatte. Doch einige Wochen später merkte ich, welchen Aufwand an Zeit und Kraft mich dieser Posten gekostet hätte. Ich war heilfroh, dass ich abgelehnt hatte. Noch heute bin ich meinem lieben, gemütlichen und bequemen Bären dankbar, dass er mich vor einer Fehlentscheidung bewahrt hat.

Tiere begegnen uns auch in den Chakrensymbolen. So der Elefant im Wurzelchakra, der Leviathan (Wasserdrache) im Polaritätschakra, der Widder im Sonnengeflechtchakra, die Antilope im Herzchakra und der (verwandelte) Elefant im Halschakra. Diese Tiere charakterisieren die psychologische Bedeutung der einzelnen Chakren. Die vier unteren Tiere verkörpern zugleich die Elemente Erde, Wasser, Feuer und Luft.

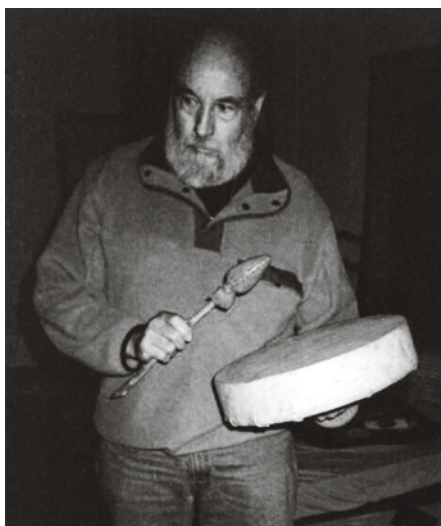
Tiere als Symbole der Elemente begegnen uns auch im «Tierkreis» der Astrologie. So verkörpert der *Stier* die Erde, der *Adler* (oder der Skorpion) das Wasser, der *Löwe* das Feuer und der *Mensch* die Luft. (Der Mensch wird also auch zu den Tieren gerechnet!)

In der Bibel sind diese Elemente-Tiere göttliche Thronwächter und Urbilder des Kosmos (Ezechiel 1, 10; Offb. 4, 7). Tiere gehören also unmittelbar zu Gott, sie haben Anteil an der Heiligkeit Gottes. Tiere begegnen uns somit in Träumen, in Imaginationen, in den Chakrensymbolen, in der Astrologie (wo das ganze Jahr als *Tier-Kreis* – griechisch: *Zodiakos* – beschrieben wird) und in den vier biblischen Tieren, die identisch sind mit den Elemente-Tieren des Tier-Kreises.

Während die Tiere der Chakrensymbole jeweils einem ganz bestimmten Chakra zugeordnet sind, also objektive Vertreter der jeweiligen Chakren sind, haben die Tiere in unseren Träumen und Imaginationen subjektiven Charakter. Es sind unsere ganz persönlichen Tiere.

Nun kam in den 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts der von Indianern abstammende Psychologieprofessor

Eligio Stephen Gallegos (siehe Bild) auf die Idee, die Chakren nicht mit den *traditionellen* Chakrentieren, sondern mit *persönlichen* Chakren-Tieren zu verbinden. Er veröffentlichte 1985 diese Idee in seinem Buch «The personal Totem Pole» (deutsch: «Indianisches Chakra-Heilen»).



Diese Idee leuchtet ein, denn in der Astrologie und bei den Chakrenfarben ist es ja ganz ähnlich. In der Astrologie gibt es neben dem Ideal-Horoskop das persönliche Horoskop. Dabei geht es darum, dass ich mich auf dem Hintergrund des Ideal-Horoskops mit meinem persönlichen Horoskop auseinandersetze – als Ausgangspunkt meines Individuationsweges. Ebenso gibt es bei den Chakrenfarben neben den Regenbogenfarben auch die persönlichen Farben, die – wenn wir sie mit den Regenbogenfarben vergleichen – Aufschluss über den jeweiligen Zustand des betreffenden Chakras geben können. In ähnlicher Weise kann ich mich auf dem Hintergrund der «Ideal»-Chakren-Tiere mit meinen persönlichen Chakren-Tieren auseinandersetzen. Wenn mir zum Beispiel im Wurzelchakra statt des Elefanten ein Vogel begegnen würde,

dann müsste ich mich fragen, wie es mit meiner Beziehung zur Erde steht und wie ich in der Realität dieser Welt verwurzelt bin.

Als ich begann, auch andere Menschen zu ermutigen, ihren persönlichen Chakren-Tieren (oder ihrem inneren «Totempfahl») zu begegnen, war ich höchst erstaunt: Alle – ohne Ausnahme – reagierten äusserst positiv auf diesen Zugang zu ihrem Unbewussten. Recht schnell merkte ich, dass wir diese Tiere gar nicht zu imaginieren brauchen, denn sie sind längst da und zeigen sich, sobald wir an ihnen interessiert sind.

Wenn wir uns über eine längere Wegstrecke mit diesen Tieren befassen, werden wir merken, dass die persönlichen Chakren-Tiere keine bedeutungslosen Phantasiegebilde sind, sondern innere Helfer, die etwas aussagen über den Zustand des seelischen Bereichs, in dem wir sie imaginieren.

Wenn uns nun eines dieser Tiere aus irgendwelchen Gründen problematisch erscheint, dann können wir uns in dieses Tier hineinversetzen. Wir können es mit den anderen persönlichen Chakren-Tieren in Verbindung bringen und dann erleben, dass Veränderung und Heilung geschieht. So berichtet Gallegos von einer Frau mit einer gepressten und verkrampften Stimme. Sie imaginierte im Halschakra eine Maus. Als jene Frau die Maus fragte, was sie brauche, sagte die Maus, dass ihr Schlupfloch zu klein sei, ob sie es grösser machen könne? Tatsächlich gelang es der Frau, in ihrer Vorstellung das Loch auszudehnen – und ihre Stimme wurde dabei voller und tiefer.

Beim Imaginieren ist es wichtig, dass wir die Tiere einfach kommen lassen – ohne die Imagination durch Wunschvorstellungen zu beeinflussen. Jedes Tier, das ohne unser Zutun kommt, ist genau das Tier, das jetzt für uns wichtig ist – auch wenn wir dies nicht sofort verstehen. Sollte einmal ein «unechtes» Tier auftauchen, dann brauchen wir keine Angst zu haben. Es verschwindet wieder, um dem «echten» Tier Platz zu machen.

Gallegos macht jedoch nicht nur den Vorschlag, einen *inneren* Totempfahl zu errichten, sondern als Nachfahre von Indianern der Nordwestküste Amerikas, der Heimat der Totempfähle, berichtet er in seinem Buch «Little Ed, sein Meister und der Totempfahl» auch vom realen Schnitzen eines persönlichen Totempfahls.

In diesem Bericht wird deutlich, wie respektvoll der Schnitzer mit dem zu fällenden Baum umgeht. So fragt der Schnitzer den ausgewählten Baum: «Schöne, gerade Zeder, ich komme, um zu fragen, ob du deinem Geist erlauben würdest, in meine Tiere einzutreten, in der Form eines Totempfahles. Ich müsste dich fällen, und ich fühle Traurigkeit darüber, aber ich würde dich immer mit grosser Achtung und grossem Respekt behandeln.» Darauf antwortete der Baum: «Die meisten meiner Wurzeln haben schon begonnen, mit dem Trinken aus der Erde aufzuhören, und die Säfte fliessen immer langsamer zu meinen Zweigen herauf. Ich habe anfangen, trocken und starr zu werden. Also bist du zu der für mich bestmöglichen Zeit gekommen. Ich werde deinen Tieren gern mein Wesen leihen.»

Daraufhin sagt der Schnitzer: «Ich danke dir, Grosser Baum. Der Totempfahl, für den du dich so grosszügig zur Verfügung stellst, wird mich immer erinnern an die Beziehung zwischen den Wesen, die in der Erde verwurzelt sind und denen, die sich bewegen, und ich gelobe, dich und deine Brüder immer mit grossem Respekt zu behandeln.»

Ein Pow Wow

Während der Versammlung in Vancouver veranstaltete der indianische Musquea-Stamm ein Pow Wow zu Ehren des Weltkirchenrates. Die Indianer tanzten in vollem Federschmuck. Anführer waren der Häuptling und sein Sohn.

Am Ende des Pow Wow veranstalteten zwei Indianermädchen mit Hilfe eines grossen Tuches (siehe Bild nächste Seite) eine Sammlung bei den anwesenden Indianern. Da ich als Vertreter des Weltkirchenrates anwesend



Der Sohn des Häuptlings



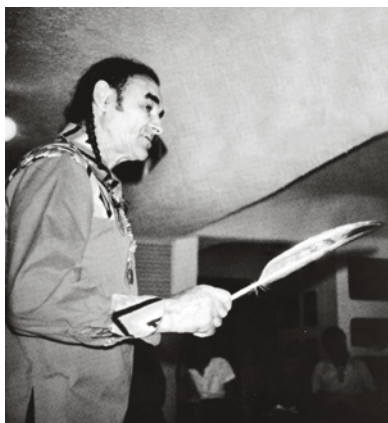
Der Häuptling mit Arnold; unten: Mädchen mit Tuch



war, wurde mir das gesammelte Geld übergeben. Ausserdem schenken mir die Indianer einen geschnitzten Bären. Das Geld habe ich an bedürftige Konferenzteilnehmer weitergeleitet, den Bären habe ich behalten.

Schamanen und spirituelle Leiter

Da ich während der Vollversammlung des Weltkirchenrates in Vancouver Kontaktperson des WCC zu den im Umfeld der Vollversammlung anwesenden Indianern



Art Solomon

war, hatte ich reichlich Gelegenheit, an indianischen Veranstaltungen teilzunehmen und spirituellen Leitern und Schamanen der Indianer persönlich zu begegnen.

So sprach ich zum Beispiel mit Art Solomon. Er meint: «Jeder Mensch braucht vier Dinge: Nahrung, Wohnung, menschliche Gemeinschaft und Verbindung zur geistlichen Welt. Jede der vier Grundrassen (weiss – schwarz – gelb – rot) muss *ihre* Aufgabe erfüllen. Diese Aufgaben dürfen nicht vermischt werden.

Uns wurde fast alles genommen, was für uns wichtig war, um mit der geistlichen Welt in Kontakt zu kommen. Nur unsere «Heilige Pfeife» ist

noch da. Sie hatte eine wesentliche Aufgabe, als die Weissen in Amerika noch keine Macht hatten, und sie



wird wieder ihre Funktion erfüllen, wenn die Weissen keine Macht mehr haben.»

Ganz anders war die Begegnung mit dem berühmten Schamanen «Rolling Thunder». Er wurde abgeschirmt



Rolling Thunder

von zwei Bodyguards, die sich bemühten, unliebsame Fragesteller von ihm fernzuhalten. Auch ich durfte zunächst nicht persönlich mit dem Schamanen reden, sondern einer der Bodyguards kam auf mich zu und fragte, was ich von Rolling Thunder wolle.

Als ich ihm sagte, dass ich Mitarbeiter des Weltkirchenrats sei und mich

für indianische Spiritualität interessiere, wurde ich vorge lassen. Rolling Thunder sagte mir, dass die nordamerikanischen Indianer noch ein grosses Wissen haben, das sie seit der Übernahme der Herrschaft durch die Weissen streng geheim gehalten haben.

Ende der sechziger Jahre habe jedoch der Ältestenrat der Indianer beschlossen, behutsam Kontakt zu den Weissen aufzunehmen, um einiges vom Wissen der Indianer weiterzugeben, weil dieses Wissen lebensnotwendig ist für eine Welt, die dabei ist, sich durch ihre materialistische Gesinnung zugrunde zu

richten. Und dann sprachen wir über dieses «Lebensnotwendige».

Rolling Thunder meinte zum Beispiel: «Es gibt für uns nur eine einzige Autorität, das ist <der Grosse Geist>. Wir gehen den Weg, den der Grosse Geist uns vorzeichnet. Und das bedeutet, dass wir mit der Natur in Einklang leben. Mit der Natur in Einklang leben heisst, dass wir auch mit der *Zeit* in Einklang leben, und das bedeutet, dass wir ganz bewusst im Augenblick leben. Der Augenblick ist die einzige Zeit, die wir haben. Wenn ein Schamane dem Grossen Geist folgt, dann kann es sein, dass er sich manchmal ungewöhnlich verhält, dass er z. B. mitten in einer Versammlung aufsteht und die Versammlung verlässt. Mit einem Schamanen kann man sich deshalb nicht für eine bestimmte Uhrzeit verabreden. Der Schamane folgt seiner inneren Uhr, und das heisst, dass er manchmal früher, manchmal später und manchmal überhaupt nicht kommt.»

Als ich Rolling Thunder nach seinen Erfahrungen mit Krankenheilungen fragte, meinte er: «Keine Macht der Welt und kein noch so hoher Geldbetrag kann die Medizinkraft des Schamanen kaufen. Der Schamane kann nicht alle Kranken heilen. Er weiss, ob er sich eines Kranken annehmen kann oder nicht. Manchmal erkennt er auch, dass ein Kranker *jetzt* nicht geheilt werden kann und dann sagt er z. B., dass er in einem halben Jahr wiederkommen soll.

Oft behandeln wir Kranke auch mit Kräutern. Kräuter sind unsere <Helfer>. Für uns gibt es kein Unkraut. Alle Pflanzen erfüllen ihren Zweck. Oft tau-

chen Kräuter gerade dort auf, wo sie gebraucht werden.»

Besonders beeindruckt hat mich die Aussage von Rolling Thunder über eine einfache Herstellung von Medizin. Er sagte: «Wenn ein Indianer krank ist, aber keine Arznei hat, dann nimmt er ein Glas Wasser und hält es der aufgehenden Sonne entgegen und zwar ab dem Augenblick, in dem der obere Rand der Sonne am Horizont auftaucht, bis zu dem Augenblick, in dem der untere Rand der Sonne zu sehen ist. Dabei spricht er ein Gebet über dem Wasserglas. Bei Sonnenaufgang ist die Kraft des Grossen Geistes – so nennen wir die Energieschwingungen – am wirksamsten. Diese Kraft kann das Wasser in Medizin verwandeln, und zwar in die Medizin, die wir gerade benötigen. Das vom Grossen Geist in Medizin verwandelte Wasser kann jedoch nicht nur Heilung bewirken, sondern auch davor bewahren, krank zu werden.»

Wenn ich an einem Ort bin, an dem ich den Sonnenaufgang gut beobachten kann, denke ich manchmal an Rolling Thunder. Und wenn ich gerade ein Wasserglas zur Verfügung habe, dann mache ich es so, wie er es beschrieben hat.

Rolling Thunder belehrt mich weiterhin: «Die Erde ist ein Organismus. Mineralien, Wasser, Luft, Pflanzen und Tiere bilden den Körper der Erde. Wir Menschen sind – wie Zellen – ein Teil dieses Körpers. Die heutige Verschmutzung der Natur breitet sich wie ein Krebsgeschwür über die ganze Erde aus. Die misshandelte Erde ist krank. Viele Probleme, die uns heute zu schaffen ma-

chen, sind natürliche Abwehrreaktionen der Erde, so wie z.B. Fieber beim Menschen eine Abwehrreaktion ist. Wie jeder lebendige Organismus hat auch die Erde das Verlangen, gesund zu werden. Wir können sie dabei unterstützen, indem wir unseren eigenen Körper mit Respekt behandeln und uns der Tatsache bewusst werden, dass wir uns selber schaden, wenn wir der Erde Schaden zufügen. Der Grosse Geist ist das Leben in allen Dingen, in allen Menschen und Tieren, in allen Pflanzen und Mineralien. Alle Dinge haben ihre eigene Bestimmung. Es geht deshalb um die Liebe zum gesamten Leben, zu uns selber, zu unserer Umwelt und zum Grossen Geist.»

Mit diesen Worten verabschiedet sich Rolling Thunder von mir. Nachdenklich kehre ich in mein Quartier zurück.

Nachdenklich hat mich auch die Begegnung mit dem Indianer-Schamanen Napoleon Krüger gemacht. Unter seiner Leitung fand ein Heilungsritual statt, zu dem ich eingeladen war. Pünktlich um 5.30 Uhr am Morgen des 1. August 1983 stand ich am «Native Arbor», dem vereinbarten Treffpunkt. Wenig später kam ein Kombi. Aus ihm stieg ein leicht hinkender Indianer vom Stamm der Salish. Er brachte Holz für das «Heilige Feuer». Ich half ihm beim Ausladen des Holzes und machte dann einige Fotos vom «Native Arbor» und vom Heiligen Feuer. Empört kam der indianische Wächter des Heiligen Feuers auf mich zu und verlangte, dass ich den Film aus meiner Kamera herausnehme, da es nicht erlaubt sei,

die heiligen Stätten der Indianer zu fotografieren. Ich wunderte mich über dieses Verbot, weil ich beim Entzünden des Feuers am ersten Tag der Konferenz ohne Weiteres fotografieren durfte (siehe Seite 323). Ich weigerte mich deshalb, meine Kamera zu öffnen. Da meinte der Wächter, dass ich ihm versprechen solle («on trust»), dem Salish-Indianer die Bilder zu schicken. Um Streit zu vermeiden, versprach ich es und notierte die Adresse des Salish-Indianers. Unterdessen war noch ein Afrikaner aus Ghana gekommen, der ebenfalls am Ritual teilnehmen wollte. Wir bestiegen das Auto des Indianers und fuhren zu dritt in das Indianer-Reservat, in dem das Ritual stattfinden sollte. In einer Waldlichtung stand ein igluartiges Zelt – eine Sweat Lodge.

Und dann kam der Schamane Napoleon Krüger. Nachdem er uns begrüsst hatte, erzählte ich ihm von meinem Erlebnis mit dem Wächter des «Heiligen Feuers». Der Schamane meinte: «Ja, das stimmt, unser Ältestenrat hat vor einiger Zeit beschlossen, dass heilige Handlungen nicht mehr fotografiert werden sollten, weil das Heilige dadurch profaniert wird. Das ist ein sehr weiser Beschluss, denn das Fotografieren schwächt unsere Erinnerungskraft. Fotografien sind *aussen*. Wir schauen sie mit unseren äusseren Augen an. Erinnerungen dagegen sind *innen*. Wir schauen sie mit unserem Herzen an. Dadurch verwandeln sie uns. Sie werden unsere heiligen Handlungen nicht verstehen, wenn Sie sie als fotografierbare *äussere* Vorgänge betrachten. Rituale wollen uns *innen* ergreifen. Diese innere Ergriffenheit

kann man nicht fotografieren. Wenn das Ritual vorüber ist, können Sie fotografieren, so viel Sie wollen.»

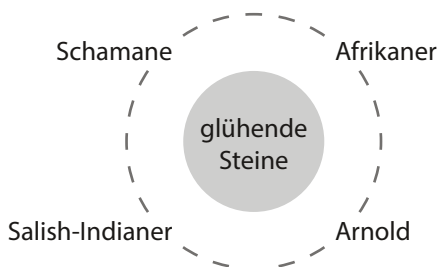
Und dann begann das Ritual. Zunächst sammelten wir grosse Steine und errichteten einen Steinhaufen von etwa einem halben Meter Höhe. Dann sammelten wir trockenes Holz, das in der Waldlichtung reichlich herumlag und schichteten es auf die Steine. Der Schamane entzündete daraufhin das Feuer und betete zum Grossen Geist, dass es gut brennen soll. Und tatsächlich brannte das Feuer erstaunlich schnell und loderte hoch auf. Das Gebet des Schamanen war eine Mischung zwischen Sprechen und Singen, wobei das Sprechen zum Teil in Worten und zum Teil in wortlosen Tönen und Ausrufen bestand.

Während das Feuer loderte – wobei von einem indianischen Wärter von Zeit zu Zeit Holz nachgelegt wurde – errichtete der Schamane zwischen dem Feuer und der Sweat Lodge einen «Altar». Er deckte die Erde mit einem grünen Tuch ab und legte darauf Adlerfedern, einen Tabaksbeutel und Tabak. Dann entzündete er ein zu einem Zopf geflochtenes Süssgras («Sweet grass»). Wir fangen den Rauch mit unseren Händen ein und machen am ganzen Körper Waschbewegungen. Der Schamane erklärt: «Das Süssgras ist selten geworden und wächst nur noch in der Prärie. Nach unserer Überlieferung reinigt der Rauch des Süssgrases unsere Körper und unsere Seele. Eine solche Reinigung ist wichtig, bevor wir in das Innere der Sweat Lodge eintreten.»

In der Mitte der Lodge befand sich ein rundes, etwa 20 cm tiefes Erdloch. Der Schamane betritt die Lodge

und legt einen Kranz von Zedern-Zweigen um das Erdloch, und dann verlässt er die Lodge und zieht seine Stammestracht an (Fellschuhe, Poncho, Stirnband). Dann holt er eine ca. 60 cm lange Heilige Pfeife («Sacred pipe»), die aus einem seltenen roten Holz besteht. Der Schamane erklärt: «Früher war die Sacred pipe aus Stein. Sie wurde mit Büffelblut rot gefärbt.»

Dann begibt sich der Schamane zum Feuer, streut Tabak hinein und hebt dabei unter ständigem Beten die sacred pipe zum Himmel, zur Erde und in die vier Himmelsrichtungen. Dann ziehen wir uns aus bis auf die Unterhose. Der Schamane stopft jetzt die Heilige Pfeife mit medizinischen Kräutern und erklärt: «Diese Kräuter helfen gegen viele Krankheiten. Mutter Erde gibt uns alles, was wir brauchen.» Dann kniet er am Altar nieder und betet. Dabei wedelt er mit einer Adlerfeder, legt Opfergaben auf den Altar und hebt die Heilige Pfeife in die vier Himmelsrichtungen. Dann begeben wir uns zu einer grossen Wassertonne, schöpfen mit den Händen Wasser aus der Tonne und waschen unseren ganzen Körper einschliesslich der Haare. Dann gehen wir in die Lodge und setzen uns in einen Kreis in folgender Reihenfolge:



Der Schamane entzündet die Heilige Pfeife und bläst den Rauch in alle Richtungen, auch über das Erdloch. Dann «wäscht» er sich mit dem Rauch der Pfeife und reicht sie dem Afrikaner. Der Ghanese raucht jedoch nicht, sondern legt sich die Pfeife abwechselnd über die beiden Schultern (der Schamane kommentiert: «Das ist genauso wirksam wie das Rauchen!») und reicht sie dann an mich weiter. Ich inhaliere den Rauch dreimal – er schmeckt verführerisch gut. Dann reiche ich die Pfeife dem Salisch-Indianer weiter. Nachdem auch er geraucht hat, reicht er sie dem Schamanen.

Dann bringt der Helfer fünf glühende Steine herein und legt sie in das Erdloch. Der Schamane erklärt: «Ein Stein für jede Himmelsrichtung und einen für den Grossen Geist.»

Und dann schliesst der Helfer den Iglu von aussen, und wir beginnen zu schwitzen. Der Schamane streut Heilkräuter auf die glühenden Steine. Sie glitzern im völlig dunklen Zelt beim Verbrennen wie viele kleine Sterne. Und dann wird es sehr, sehr heiss. Ab und zu sprengt der Schamane aus einem Topf, der neben ihm steht, mit einem Zedern-Zweig Wasser auf die glühenden Steine. Dabei wird es so heiss, dass uns der Schweiss in Strömen vom Körper rinnt.

Seit meiner Studentenzeit habe ich Erfahrung mit der Sauna. Ich habe jedoch niemals in einer Sauna eine so glühende Hitze erlebt wie jetzt in der Sweat Lodge. Beim Schwitzen singen und beten wir ununterbrochen in Urschreien, Tierlauten und mancherlei Sprachen – so wie es dem Einzelnen gerade zumute ist.

Nach einiger Zeit (ich weiss nicht, wie lange wir «zeitlos» im Iglu sassen) ruft der Schamane den Helfer und bittet ihn, das Zelt zu öffnen. Und dann gehen wir ins Freie. Wir trinken zusammen einen Becher Milch, den ich als Proviant mitgebracht hatte. Zuerst lasse ich den Schamanen trinken, und dann trinken wir drei, jeder einen kräftigen Schluck. Den Rest der Milch gebe ich wieder dem Schamanen. Er schüttet ihn ins Feuer, «als Opfer für den Grossen Geist». Dann wird eine grosse Kanne mit Wasser herumgereicht. Jeder kann trinken, soviel er will. Und dann folgt die zweite Runde in der Sweat Lodge. Der Helfer hat unterdessen die abgekühlten fünf Steine aus dem Erdloch entfernt und ersetzt sie jetzt durch acht grosse glühende Steine. Jetzt wird es schrecklich heiss in der Lodge. Als dann der Schamane noch Wasser auf die Steine giesst, brennt es wie Feuer auf meiner Haut. Die Hitze wird so unerträglich, dass ich nicht mehr aufrecht sitzen kann. Ich muss mich auf den mit Zedern-Zweigen bedeckten Boden legen.

Jetzt bittet der Salisch-Indianer den Schamanen, sein krankes Bein zu heilen. Der Schamane verbindet den Kranken und uns alle symbolisch mit dem vier Elementen Erde, Wasser, Feuer und Luft. Es war in dieser schrecklichen Hitze eine sehr reale Begegnung mit diesen vier Elementen, geradezu eine Vermählung des Einzelnen mit Feuer, Wasser, Luft und Erde. Dann stopft der Schamane eine lange Pfeife mit wohlriechenden und heilenden Kräutern. Er inhaliert tief und bläst dann den Rauch auf den Boden, hinab zur Mutter Erde, um

ihr zu danken für ihre grossen Wohltaten und Geschenke. Dann drehte er sich nach Osten, bläst den Rauch langsam und bedächtig in mehreren Stössen in diese Himmelsrichtung und sagt: «Nach Osten, wo die Sonne aufgeht.» Dann dreht er sich nach Süden, wiederholt die Zeremonie und sagt: «Nach Süden, wo das Licht wohnt.» Dann wendet er sich nach Westen, bläst den Rauch bedächtig in diese Himmelsrichtung und sagt: «Nach Westen, wo die Sonne untergeht.» Und dann dreht er sich nach Norden mit den Worten: «Nach Norden, wo die Kälte herströmt.» Die sechste Rauchwolke bläst er nach oben und dankt dem Grossen Geist für sein unergründliches Geheimnis. Dann nimmt er die Pfeife in die linke Hand, bläst den Rauch über seinen Körper. Dabei führt er mit der rechten Hand Waschbewegungen aus, so als wollte er sich mit dem Rauch völlig identifizieren. Und schliesslich bläst er den Rauch über das kranke Bein des Indianers. Der Schamane vereinigt durch diese Rauchzeremonie sich selber, den Kranken und die ganze Schöpfung im Gebet mit Gott, dem Grossen Geist.

Dann legt er die Pfeife beiseite und beginnt zu singen. Es sind richtige Urlaute. Manchmal klingt es wie ein unheimlicher Schlachtenruf, manchmal erinnern die Laute an Tierstimmen. Während des Singens macht er streichende Handbewegungen auf dem kranken Bein, von beiden Seiten auf das Knie zu.

Dann schliesst er plötzlich die Hände über dem Knie zusammen, wie wenn er ein kleines Tier gefangen hätte. Er bläst nun durch die Hände heftig nach Westen, so

als wollte er das, was er gefangen hat, durch die Zeltwand hindurch hinausblasen. Dann wiederholt er die Zeremonie, streicht jedoch diesmal über das ganze Bein und macht die Fangbewegung an der Fusssohle. Und wieder bläst er das, was er gefangen hatte, zur Zeltwand hinaus. Beim dritten Mal streicht der Schamane über den ganzen Körper und bläst das, was er gefangen hatte, ebenfalls zur Zeltwand hinaus.

Dann wird es still. Wir verharren eine Weile in der Stille. Nachdem die acht Steine sich ein wenig abgekühlt haben, fühle ich mich sehr wohl in meiner Haut. Und wieder ruft der Schamane den Helfer und bittet ihn, die Sweat Lodge zu öffnen.

Als wir das Zelt verlassen, frage ich den Salish-Indianer, ob sein Bein nun gesund sei. Er schaut mich erstaunt an, so als hätte ich eine recht überflüssige Frage gestellt, und meint: «Mein Bein? Das ist gesund. Sie haben doch selbst gesehen, wie er die Krankheit weggenommen hat!»

Später frage ich auch den Schamanen, wie sich eine solche Heilung ereigne. Er meint: «You catch it like an animal.» (Man fängt die Krankheit wie ein Tier.) Ich frage weiter, ob er dabei etwas spüre, z. B. dass er etwas in Händen halte. Darauf meint er: «Und ob, manchmal ist es so schwer, dass ich es kaum tragen kann. Es ist wichtig, dass ich die Krankheit dann zum Zelt hinausblase, sonst fällt sie auf mich zurück.»

Nachdem wir uns wieder ein wenig abgekühlt und etwas Wasser getrunken haben, folgt die dritte Runde.

Dieses Mal bringt der Helfer zwölf glühende Steine. Als ich sehe, dass sich der Schamane anschickt, auch dieses Mal Wasser über die Steine zu giessen, lege ich mich schnell auf den Boden, um die stechende Hitze zu überstehen. Und wieder singen und beten wir in allen möglichen und unmöglichen Lauten. Dazwischen gibt es Zeiten der Stille und des Horchens auf die innere Stimme. Dabei legt der Schamane Kräuter auf die glühenden Steine. Nachdem eine geraume Zeit vergangen war, spricht der Schamane ein Segenswort und ruft zum dritten Mal dem Helfer und bittet ihn, das Zelt zu öffnen.

Wie neu geboren verlassen wir die Sweat Lodge und übergiessen uns gegenseitig mit Wasser und fühlen uns dabei sauwohl. Ich frage den Schamanen, wie oft



Der geheilte Salish-Indianer

er in die Sweat Lodge gehe. Er antwortet: «Jedes Mal, wenn ich ein grosses Problem habe – wir Indianer haben heute viele grosse Probleme! – gehe ich abends in die Sweat Lodge und bleibe dort die ganze Nacht über. Meine innere Uhr sagt mir, wann die Nacht vorüber ist. Bei Sonnenaufgang gehe ich aus der Lodge. Auch in mir ist unterdessen

die Sonne aufgegangen, und ich habe eine Lösung für das Problem gefunden.»

Bevor wir die Waldlichtung verlassen, um mit dem Salish-Indianer zurückzufahren, hole ich in der Sweat Lodge noch einige der Zedern-Zweige, auf denen ich während des Rituals sass oder lag. In mein Quartier zurückgekehrt, trockne ich diese Zweige und klebe sie in mein Tagebuch ein. Dort sind sie auch heute noch (während ich diese Zeilen schreibe, berühre ich mit meiner linken Hand einen dieser Zedern-Zweige und fühle mich dabei im Geiste in die Sweat Lodge versetzt).

In die Schweiz zurückgekehrt, habe ich eine weitere Begegnung mit einem bedeutenden Indianer und zwar mit Kuskuna («Left hand»), einem vollblütigen Creek-Indianer (man muss heute das «vollblütig» besonders betonen, da sehr viele Indianer «gemischt» sind). Kuskuna stammt aus Oklahoma. Er wurde bekannt durch seine Rolle als «Chief Bromden» im Film «Einer flog über das Kuckucksnest». Kuskuna ist jedoch nicht nur Schauspieler, sondern vor allem Maler. Er hat das Indianerleben in wunderbaren Bildern festgehalten.

Ich habe Kuskuna bei einem Vortrag, den er vor einem Kreis von Psychologen in Zürich gehalten hat, kennen gelernt. Dabei hat er uns von der Lebensweise der Indianer, insbesondere von der Kindererziehung erzählt. Kuskuna hatte seinen kleinen Sohn mitgebracht. Der lief, während der Vater redete, unbekümmert zwischen den Sitzreihen der Zuhörenden hindurch. Als wir uns darüber wunderten, meinte Kuskuna:



«Wir schlagen unsere Kinder niemals. Wir erziehen unsere Kinder auch niemals mit Geboten und Verboten. Unsere Kinder dürfen überall mit dabei sein. Sie beobachten uns genau. Unsere Kinder erziehen sich selbst, indem sie uns nachahmen.» Schmunzelnd meinte Kus-kuna: «Und dadurch erziehen sie auch uns Erwachsene!»

Bei den Ojibwe-Indianern

Ich bin jedoch nicht nur berühmten Indianern begegnet, sondern auch ganz «gewöhnlichen» (wie schon 1962 der Teppichweberin und dem Indianer bei den Effigy Mounds). Solche Begegnungen gab es auch 1971/72 während meiner Forschungstätigkeit im «Institut for

Ecumenical and Cultural Research» in Minnesota. Ich habe mich damals besonders für die Ojibwe-Indianer (in der Umgangssprache oft «Chippewa» genannt) interessiert und an einem Kurs über Kultur und Lebensweise dieser Indianer teilgenommen. Dabei ging es darum, die ganz alltäglichen Tätigkeiten und die handwerklichen Fähigkeiten dieses Indianerstamms kennen zu lernen und unter sachkundiger Anleitung zu versuchen, auch selber einige dieser Gebrauchsgegenstände herzustellen.



Gebrauchsgegenstände der Ojibwe-Indianer



Besonders eindrücklich war ein Besuch im Jahre 1999 bei der «Ojibwe Nation Red Lake» im Norden von Minnesota. Red Lake ist das einzige Gebiet, aus dem die Ojibwe-Indianer nicht vertrieben worden sind. Die Chippewa nennen deshalb dieses Gebiet nicht «Reservat», sondern «Nation». In Red Lake sind die Indianer keine Fremdlinge, sondern hier sind sie in ihrer ursprünglichen Heimat mit einem eigenen Wappen, mit eigener Verwaltung, mit eigener Schule, mit eigenem Spital und sogar mit einem eigenen KFZ-Kennzeichen.

Da ich 1972 während meines ersten Aufenthaltes in Minnesota als Member in den Ojibwe-Stamm



aufgenommen worden war, interessierte ich mich besonders für diese unabhängige Ojibwe-Nation.

In der Red Lake-Schule werden die Kinder nicht nur in Englisch, sondern auch in der Ojibwe-Sprache unterrichtet. Da diese Sprache von vielen Kindern nicht mehr gesprochen wird (so wie im Elsass das Elsässische!) sind in der Schule grosse Bildtafeln angebracht, auf denen die Kinder die indianischen Bezeichnungen der abgebildeten Gegenstände spielend lernen können:



Bei meiner Ankunft in Red Lake wurde ich vom zuständigen (zur St. Johns-Abtei gehörenden) Benediktiner-Pater herzlich empfangen. Wir gingen miteinander in die Kirche, in der er die Messe las. (Selbstverständlich durfte ich kommunizieren.) Erstaunt und erfreut war ich über die Ausstattung des schlichten Kirchenraums mit indianischen Symbolen wie Adlerfedern,

Traumfänger, Sonnenrad und manches andere. Auch in seiner Predigt nahm der Priester Bezug auf indianische Überlieferungen.

Nach dem Gottesdienst gingen wir zum Mittagessen in eine indianische Familie, die uns eingeladen hatte, und dann begleitete ich den Priester bei einem Krankenbesuch. Eine Indianerin (ich schätzte sie auf Mitte 40) lag gelähmt in ihrem Bett. Sie sagte

traurig: «Ich leide an einer Krankheit, die von den Weisen eingeschleppt worden ist und gegen die wir Indianer keine Abwehrkräfte haben. Es wurde auch bisher keine wirksame Medizin gegen diese Krankheit gefunden und so muss ich halt sterben.» Und dann fotografierte ich ihre Tochter und ihre Enkelin, wobei die Tochter wollte, dass ich sie mitsamt dem Bild ihrer Eltern fotografiere.

Wenn ich auf meinem Klettgauer Meditationshügel an meine Verwandten und Freunde in der ganzen Welt denke und für sie Gottes Segen erbitte, dann denke ich regelmässig auch an diese Ojibwe-Indianerin mitsamt ihrer Familie und wünsche ihr Gottes Segen.





Als ich am späten Nachmittag noch einmal den Red Lake fotografierte, ergab es sich, dass die Sonnenstrahlen am Ufer des Sees ein Lichtzelt bildeten, das mich an die Indianer-Zelte erinnerte, die heute nur noch in Freilicht-Museen zu sehen sind.

Dieses Lichtzelt weckt in meiner Seele eine grosse Traurigkeit über eine versunkene Welt, aber zugleich auch die Ahnung, dass alles, was auf dieser Erde schön und gut war, bei Gott aufgehoben und damit unvergänglich ist.

Bevor ich Red Lake verlasse, kaufe ich mir im Indianer-Shop eine Schamanen-Trommel, die ich seither bei meinen Kursen häufig benützt habe, und eine Indianer-Mütze mit der Aufschrift «Ojibwe Nation Red Lake Mn.».



Als Pfarrer in Oberhallau

Über einige Erlebnisse in der Weinbaugemeinde Oberhallau habe ich im Kapitel «Mein Leben zwischen Reben» im ersten Teil meiner «Erinnerungen» berichtet.



Es folgen jetzt weitere Erinnerungen. Nachdem die Oberhallauer Pfarrwahlkommission mich im September 1977 einstimmig zu ihrem Pfarrer gewählt hat, war ich bestrebt, die heimelige Klettgauer Mundart zu erlernen. Da ich schon immer ein Dialekt-Fan war, bereitete

mir diese Aufgabe viel Freude. Während ich als Sohn eines elsässischen Vaters und einer pfälzischen Mutter keinerlei Schwierigkeiten hatte, den Oberhallauer Dialekt zu *verstehen*, merkte ich jedoch recht bald, dass das *Sprechen* nicht so einfach ist. Ich hielt deshalb Ausschau nach Publikationen in der Klettgauer Mundart und entdeckte schon bald die Bücher von Albert Bächtold. Ich habe mir alle Bücher dieses Klettgauer Autors gekauft und gelesen. Dabei habe ich auch altertümliche Mundartausdrücke kennengelernt, die heute nur noch selten gesprochen werden, so zum Beispiel «Moohaateri» («Mondheiterkeit = Vollmond»), oder «Gvätterleschuel» (= Kindergarten) und manche andere. Es erregte jeweils Heiterkeit, wenn ich gelegentlich solche Ausdrücke auf der Kanzel gebrauchte.

Obwohl ich sämtliche Bücher von Albert Bächtold gelesen habe, ist es mir bis heute nicht gelungen, den Oberhallauer Dialekt so zu sprechen, dass man mich für einen echten «Oberhallauer» hält. Ich habe jedoch wenigstens erreicht, dass die Oberhallauer (und sonstige Schweizer) nicht auf «Schriftdeutsch» umschalten, wenn ich mit ihnen rede. Gerne lese ich auch heute noch in den Bächtold-Büchern.

Besonders gefreut habe ich mich über eine persönliche Begegnung mit dem damals über neunzigjährigen Albert Bächtold bei seiner letzten Lesung in seinem Heimatdorf Wilchingen. Nachdem der Autor einige Passagen aus seinem letzten Buch «S'isch groote» vorgelesen hatte, ging ich mit diesem Buch auf ihn zu und fragte ihn höflich: «Dörf ich Sie um es Auto-

gramm bitte?» Bächtold schaute mich eindringlich an und sagte laut und deutlich: «Nei!» Enttäuscht schlich ich wieder auf meinen Platz zurück. Doch dann winkte Bächtold den Veranstaltungsleiter Willi Gysel



zu sich heran und fragte ihn: «Wer isch da?» Gysel, der mich gut kannte, antwortete: «Da isch de Pfarrer vo Oberhallau!» Daraufhin winkte mir Albert Bächtold und sagte: «Här mit dem Buech!» Und dann schrieb er mit seiner zittrigen Schrift seinen Namen in dieses Buch:

Alb. Bächtold

Ein zweiter Mundartdichter war Otto Uelinger aus Neunkirch. Auch seine Bücher habe ich gerne gelesen und ihn wiederholt zu Lesungen nach Oberhallau eingeladen. Mit Otto Uelinger habe ich mich sehr gut verstanden. Er hat mich eingeladen, beim Schaffhauser Lions Club mitzumachen. Da ich wegen meiner ausgedehnten Reisetätigkeit im Auftrag des Weltkirchenrates nur selten an den Clubsitzungen hätte teilnehmen können, musste ich ihm leider absagen.

Auch die Konfirmandinnen und Konfirmanden waren meine SprachlehrerInnen. So haben wir schon in ei-

ner meiner ersten Unterrichtsstunden einen biblischen Text in Klettgauer Mundart übersetzt:

Es Glichniß vom verlorene Sohn (Lukas 15,11-24)

1. Wo de Sohn vo diham furtgangen isch
11 En Maa hätt zwei Söhn gha.
12 De jünger vo ihne hätt zum Vatter g'saat:
Vatter, gimmer de Daal vom Vermöge, won ich
überchomme.
Dann hätt er si Vermöge under sie vertaalt.
13 Und nid viel spööter hätt de jünger Sohn alles
mit gnoo un isch wiit furt in ä ander Land gange,
woner si Vermöge vertoo hätt.
2. Wo de Sohn idem fremde Land gsi isch
14 Woner alles duure gloo hätt isch e grooßi
Hungersnot über da Land cho und er hätt nüüt
me z'esse gha.
15 Und er isch here gange und hätt sich anen
Bürger vo sebbem Land agchlammeret,
der hätt en uf siis Feld g'schickt go Säue hüete
16 Und er hätt welle sin Buuch mit Süü-Fueter fülle
aber neemänd hätt im gää.
3. Wo de Sohn widder haam gangen isch
17 Do hätt er sich psunne und g'saat: Min Vatter
hätt viel Taglöhner und die hänt Broot im Ueberfluß,
aber ich stirbe vor Hunger.
18 Ich will zum Vatter goo und zuen em säge:
Ich ha g'sündigtet gege Gott und gege dich!
19 Ich bi nümmen wert, din Sohn z'si,
stell mich als Taglöhner a.
20 Und er isch zum Vatter gange.
4. Wo de Sohn dihaam wider uffgnoo worden isch
Woner no wiit weg gsi isch hätt en de Vatter g'säh,
un hätt Verbarme mit em g'ha,
isch em entgege g'rennt, hätt en umarmet und hätt em
en Chuß gä.
21 Do hätt de Sohn zu nem g'saat: Vatter, ich ha
g'sündigtet gege Gott und gege dich.
Ich bin nümmen wert din Sohn z'si,
stell mich als Taglöhner a.
22 Aber de Vatter hätt zu sine Chnecht g'saat:
Holet schnell es bescht Chleid und leget's em aa,
und gebet em en Fingering und Schue.
23 und holet s'qmäschtet Chalb
und mezgets und fäschtet,
24 denn min Sohn isch toot g'si und isch widder
lebig worde, er isch verlore g'si und isch widder
g'funde worde.
Und sie händ g'fäschtet und sich g'freut.

Kontakte zu einigen Vorgängern

Schon bei meinem ersten Hausbesuch bin ich meinem Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vor-Vorgänger Theophil Glinz begegnet – natürlich nicht leibhaftig, aber in Gestalt seiner Enkelin Gertrud Tscharner, geborene Ochsner. Theophil Glinz hat von 1884 bis 1893 in Oberhallau als Pfarrer gewirkt und eine Oberhallauerin geheiratet.

Aus dieser Ehe sind zahlreiche Kinder, Enkel, Ur-enkel und Ururenkel hervorgegangen, von denen viele noch in Oberhallau leben. Gertrud Tscharner holte bei meinem Besuch aus einem Bücherregal ein Buch ihres Grossvaters. Darin lag ein vergilbter Zettel mit einem Gedicht über das Altwerden, das ich im Oberhallauer Kirchgemeindebrief vom Juni/Juli 1978 abgedruckt habe.

Einem weiteren Oberhallauer Pfarrer bin ich bei einer Beerdigung in Oberhallau persönlich begegnet, nämlich Paul Trautvetter, der von 1912 bis 1918 Pfarrer in Oberhallau war.

Trautvetter gehörte zu der von Leonard Ragaz gegründeten religiös-sozialen Vereinigung. In einem Gespräch hat mir der neunzigjährige Trautvetter von seinen Begegnungen mit Ragaz und von seiner Freundschaft mit dem Oberhallauer Lehrer Tscharner erzählt.

Kontakt hatte ich auch zu Pfarrer Werner Bieder, der von 1935 bis 1941 in Oberhallau wirkte und später Theologie-Professor in Basel wurde.

Mit meinem Vorgänger, dem gelehrten Kierkegaard-Experten David Lerch – von 1950 bis 1968 Pfarrer in Oberhallau –, war ich bis zu seinem Tode freundschaftlich verbunden.

Kontakt zum Nidelbad

Da ich seit 1964 guten Kontakt zum Nidelbad (Zentrum des Schweiz. Diakonievereins) hatte, habe ich Oberhallauer Gemeindeglieder regelmässig zu den ökumenischen Kirchentagen ins Nidelbad eingeladen. Dadurch entstand ein herzlicher Kontakt zwischen einer Oberhallauer Familie und dem Sohn des Nidelbad-Gründers, dem blinden Traugott Schelker, der regelmässig nach Oberhallau kam.

*Traugott Schelker
in Oberhallau*



Brigitte, eine meiner ehemaligen Oberhallauer Konfirmandinnen, ist im Nidelbad «hängengeblieben». Sie hat Koni Schelker, einen Enkel des Nidelbadgründers geheiratet und wirkt jetzt in der Nidelbadfiliale «Casa Emmaus» im Tessin.

Glocken, Gottesdienst und Gesang

In der ersten Zeit meiner Oberhallauer Wirksamkeit wurden unsere Glocken noch von Hand geläutet. Frau Nyffenegger, unsere Mesmerin, hat dann jeweils auf dem Pausenplatz vor der Schule Läutebuben angeworben. Manchmal habe auch ich am Strang gezogen – eine Tätigkeit, die mir aus der Kriegszeit wohl vertraut war. (Damals habe ich, wenn es keinen Strom gab, mit meiner Schwester Waldtraut in unserer Edenkobener Kirche am Glockenstrang gezogen.)



Das Läuten von Hand

Ich habe leidenschaftlich gerne gepredigt und tue das auch heute noch – allerdings nur noch

selten. Es war mir jedoch wichtig, dass der Gottesdienst nicht nur die Predigt, sondern auch noch andere Elemente enthielt, insbesondere die Musik. Ein seltener Glücksfall: Gertrud Walch, eine begabte Organistin, die schon im Alter von 14 Jahren als Organistin nach Oberhallau gekommen ist, wirkt seit Jahrzehnten in Oberhallau und bereichert die Gottesdienste mit ihrem hervorragenden Orgelspiel.

Immer wieder hat Gertrud auch andere Musiker eingeladen, ihr Orgelspiel mit Violine, Flöte oder Trom-



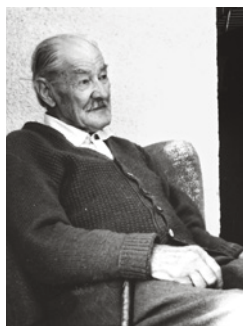
Gertrud Walch

pete zu begleiten. Manchmal bin auch ich von der Kanzel herabgestiegen und habe Gertruds Orgelspiel mit der Bratsche begleitet.

Gelegentlich habe ich auch auf der Kanzel Solo gesungen. Sehr gerne habe ich im «gemischten Chor» mitgesungen. Einige der Lieder, die wir gesungen haben, begleiten mich

bis heute, so zum Beispiel das «Oberhallauer Lied» oder das Lied «Griechischer Wein», in dem Udo Jürgens einfühlsam die Stimmung griechischer Gastarbeiter erfasst.

Regelmässig hat der Chor bei «runden» oder sehr hohen Geburtstagen der über 70-Jährigen gesungen, so z. B. auch am 5. Juni 1978 beim 96. Geburtstag unseres ältesten Gemeindegliedes, Huldreich («Huldi») Schaad.



Huldi Schaad



Der Oberhallauer Chor mit Dirigentin Gertrud Brodbeck

Abgesehen davon, dass ich leidenschaftlich gerne singe, ergaben sich durch meine Chormitgliedschaft und beim anschliessenden «Höck» im «Gmaandhuus» gute Kontakte zu den Sängerinnen und Sängern, mit denen ich bis heute durch das vertrauliche «Du» verbunden bin, was mich ehrt und freut. Als ein eher scheuer Mensch, wäre ich ohne meine Chormitgliedschaft wahrscheinlich bis heute noch mit allen Oberhallauern «per Sie».

Es war mir jedoch wichtig, dass der Gottesdienst nicht nur für das Ohr etwas bietet, sondern auch für das Auge. Und so habe ich mich Sonntag für Sonntag nicht nur über die wunderschönen Blumensträusse gefreut, die unsere Mesmerin jeweils liebevoll gestaltet hat, sondern manchmal habe ich auch versucht, die Predigt durch Bilder zu bereichern. So habe ich zum Beispiel die Grabsteinsymbole auf unserem Friedhof fotografiert und auf Poster von ca. 50×50 cm kopiert und an der Kanzel befestigt und bei meinen Predigten über die Oberhallauer Grabsteinsymbole diese Bilder erläutert. (Diese Predigten können – mitsamt den Bildern – beim Metanoia-Verlag bezogen werden; Titel: «Wenn Steine reden».)

Beim Grabsteinsymbol «Kaktus» habe ich ausserdem eine von mir fotografierte «Königin der Nacht» und eine Kopie des Spitzwegbildes «der Kakteenfreund» aufgehängt. An diesem Bild habe ich deutlich gemacht, dass wir Menschen so sehr mit der Natur verbunden sein können, dass etwas von ihrem Wesen auf uns über-

geht – so zum Beispiel die «Zuneigung» von Kaktus und Kakteenfreund:



Die «Königin der Nacht»



«Zuneigung»

Und was fällt mir noch ein, wenn ich an Oberhallau denke?

Eines Tages kam ein Moslem mit seinem etwa zehnjährigen Sohn ins Pfarrhaus und bat mich, für seinen psychosomatisch erkrankten Sohn zu beten. Er sagte: «Du Imam – bete für Sohn!» Er wollte, dass ich mit ihm in der Kirche bete. Ich war damit einverstanden, und so gingen wir miteinander in die Kirche. Dann wollte der Vater, dass ich beim Beten die rechte Hand auf seinen Sohn und die linke auf die aufgeschlagene Bibel lege. Ich sagte ihm: «Das ist aber kein Koran – das ist eine

Bibel!» Der Moslem meinte: «Is egal – Buch ist Buch!» Und so habe ich seinen Wunsch erfüllt. Ich habe in der Bibel die Stelle 1. Mose 21, 16–20 aufgeschlagen, wo erzählt wird, wie Gott sich über Abrahams Sohn Ismael erbarmt. Ich habe meine linke Hand auf diese Bibelstelle gelegt und meine rechte Hand auf den Kopf des Knaben. Und dann habe ich Gott gebeten, dass er sich über diesen Nachkommen Ismaels erbarmen möge. Sehr zufrieden hat sich der Vater bei mir bedankt und einen Geldbetrag auf die Bibel gelegt (den ich anschliessend in die Kollektienbüchse gesteckt habe).

Gerne denke ich auch an die alljährlichen Konfirmandenlager, die ich zunächst zusammen mit den Gächlinger Konfirmanden in Mannenbach am Bodensee und mit den Osterfinger Konfirmanden auf dem Hoch-Ybrig durchgeführt habe. (Jedesmal, wenn ich beim Wetterbericht im Schweizer Fernsehen das Haus auf dem Hoch-Ybrig sehe, denke ich an dieses Konfirmandenlager.)

Meistens waren wir Oberhallauer jedoch unter uns, so zum Beispiel auf dem Schwanberg bei den Schwestern vom «Casteller Ring», bei denen die Schweizerin Ruth Meili eine leitende Funktion hat. Sie hat uns mit dem Leben und den Gottesdiensten der Schwesternschaft vertraut gemacht.

Doch dann habe ich zu den «Fackelträgern» Kontakt aufgenommen und wir haben ein Segellager auf dem «Bodenseehof» bei Friedrichshafen und anschliessend – zusammen mit Ueli Zürrer – mehrere Konfirmanden-

lager im Fackelträgerzentrum in der Nähe von Rapperswil durchgeführt und einmal auch in Lausanne.



Konfirmanden im Segellager bei Friedrichshafen



Impressionen von Konfirmandenlagern

Auch die alljährlichen Altersreisen führten uns immer wieder an interessante Orte, so zum Beispiel an den Hallwilersee, auf die Insel Reichenau ins Appenzellerland, nach Freiburg im Breisgau und an viele andere schöne Orte.



*Beim
Kafi-Halt*

Wenn ich an diese Altersreisen denke, klingen in mir viele Lieder, die wir während der Carfahrten, insbesondere auf der Heimfahrt, gesungen haben. So zum Beispiel das Lied «Lueget vo Bärge und Tal»:



 Lue - get, vo Bär - gen und Tal flieht scho der

 Sun - - ne - strahl. Lue - get, uf Au - en und

 Mat - te wach - se die dun - ke - le Schat - te;

 d'Sunn uf de Bär - ge no stoht. O, _____ wie si

 d'Gletscher so rot! O, wie si d'Gletscher so rot!

Besonders klingen in mir die beiden letzten Zeilen der letzten Strophe: «Vater im Himmel, dä wacht / Sternli, liebs Sternli, guet Nacht!».

In meine Oberhallauer Zeit fielen auch zwei bedeutsame Geburtstage. Die beiden fast gleichaltrigen Reformatoren Martin Luther und Huldrych Zwingli wurden beide 500 Jahre alt – Luther am 10. Nov. 1983, Zwingli am 1. Januar 1984. Beide Reformatoren hatten einen grossen Einfluss auf Werden und Wachsen der evangelischen Kirche im Kanton Schaffhausen. Als ich überlegte, wie wir dieser beiden Reformatoren nicht nur würdig, sondern auch bleibend gedenken könnten, brachte mich die von Pfarrer Emil Ziegler (er war von 1858 bis 1884 Pfarrer in Oberhallau) im Jahre 1859 gestiftete und unterdessen recht unansehnlich gewordene Kirchenbibel auf den Gedanken, eine neue Kirchenbibel zu stiften. Um den Eindruck zu vermeiden, dass ich mir ein «Denkmal» setzen wollte, schlug ich dem Kirchenstand vor, diese Bibel gemeinsam zu stiften. Zu meiner Verwunderung waren nicht alle damit einverstanden (die meisten haben jedoch gerne und freudig gespendet!). Und so schrieb ich in die Widmung der Bibel nicht «vom Kirchenstand», sondern «von Mitgliedern des Kirchenstands».

Diese Bibel wurde zum
500. Geburtstag
von Martin Luther (1517-1586)
und
von Huldrych Zwingli (1484-1531)
von Mitgliedern des Kirchenstands
für die Kirche Oberhallau gestiftet.
Sami Tanner
Kirchgemeindepräsident

Ein weiteres wichtiges Ereignis fiel in meine Oberhallauer Zeit, nämlich der Bau des «Mehrzweckgebäudes», das Anfang April 1987 eingeweiht wurde. Als es darum ging, einen Namen für diesen schönen Neubau zu finden, wollte ich gerne, dass der Name auch die Einbindung des Hauses in die Landschaft deutlich macht. Ich habe deshalb den Namen «Lugmer-Zentrum» vorgeschlagen. Leider habe ich mich nicht durchgesetzt, und so trägt das Haus heute den recht funktionalen Namen «Mehrzweck-Gebäude». (Für mich ist es jedoch das «Lugmer Zentrum»).

In meiner Einweihungspredigt habe ich dann auch über den «Zweck» des *Mehrzweckgebäudes* nachgedacht und dem Haus gewünscht, dass es ein Ort der Entfaltung des Einzelnen, ein Ort der Begegnung mit anderen und ein Ort des Feierns werden möge. Wenn ich heute nach fast 25 Jahren auf diese drei Wünsche zurückblicke, will es mir scheinen, dass sich diese Wünsche in vielfältiger Weise erfüllen.

Und was fällt mir sonst noch ein?

Je länger ich in Oberhallau wirkte, desto öfter kam mir der Spruch in den Sinn: «Neue Besen kehren gut, aber die alten kennen die Ecken.»

In der Regel wird dieser Spruch so verstanden, dass in den «Ecken» mancherlei Unrat verborgen ist. Das ist sicherlich so, aber es gilt auch das andere: Je besser ich die Oberhallauerinnen und Oberhallauer kennenlernte, desto mehr entdeckte ich «in den Ecken» verborgene Talente und Fähigkeiten.

So hat mir z.B. Sophie Rahm, eine alte Oberhallauerin, ein Büchlein gezeigt, in das sie seit vielen Jahren Gedichte geschrieben hat – eindruckliche Gedichte, in denen ein Stück ihres Wesens und Erlebens sichtbar wird.

Eine andere Oberhallauerin erzählte mir, wie sie in Zürich in einen Autostau geraten ist und dabei ein eindruckliches Erlebnis hatte. Sie erzählte: «Während ich mit meinem Auto im Stau stand, hat mich plötzlich ein unbeschreibliches Glücksgefühl überströmt. Es war wie eine Fontäne, die aus der Tiefe meiner Seele hoch aufschliessend aus mir heraus- und über mich strömte und mich hineingenommen hat in einen Strom des Glücks. Als sich der Stau aufgelöst hatte und ich in Richtung Oberhallau gefahren bin, bin ich unterwegs in einen Waldweg abgebogen, habe angehalten und das Erlebnis, das sich in meinem Innern zu einem Gedicht geformt hatte, aufgeschrieben.» Und dann hat mir jene Oberhallauerin das Gedicht vorgelesen. Es war ein kurzes Gedicht, aber von solcher Leuchtkraft, dass mich das Bild von der Fontäne bis heute heilend berührt.

Wieder anders waren die Gedichte unserer langjährigen Oberhallauer Lehrerin Gertrud Brodbeck, die zu verschiedenen Anlässen Mundartgedichte geschrieben hat. Einige dieser Gedichte habe ich im Kirchgemeindebrief abgedruckt, so z.B. ihr Gedicht zum «Chilbi-Sunntig»:

1. *Geburtstag ischs vo üsem Gotteshus,
mer dörfed immer dri, s Johr i und us.*

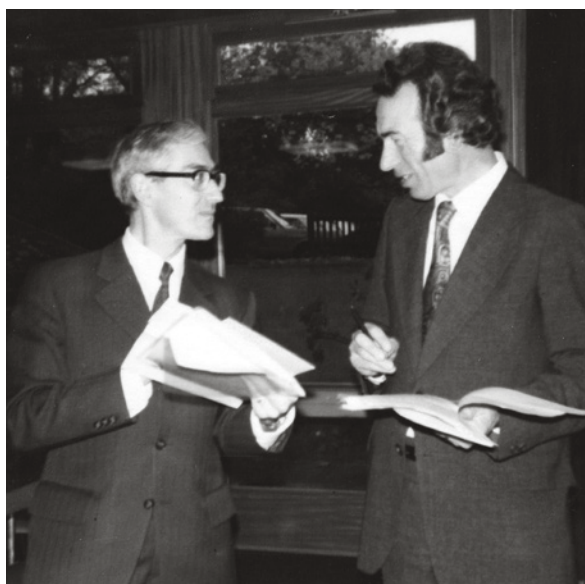
2. *Mer dörfed cho go danke und go singe,
mer dörfed Gott au üsen Chummer bringe.*
3. *Do ghöred mer a Wort Gottes als e Chraft,
wo Neus i üsem arme Läbe schafft.*
4. *Vergäbig findet mer und neue Muet,
mer gspüred, üsen Gott, dä maants nu guet.*
5. *Es Tauffest i der Chirche macht iis froh,
mer wüessed: Jo, au iis hät Gott agnoh.*
6. *Und wenns Palmsunntig isch, dänn simmer do
und bitted Gott, di Junge nie z verloh.*
7. *Mer bätted do fürs Paar am Hochzeitstag,
dass binem rechte Liebi blibe mag.*
8. *Wer chönti d Wiehnachtsfiire do vergässe,
wer Gottes Liebi i sim Sohn ermässe?*
9. *Und bi der Truurfür darfes Leid nid blibe,
denn Jesus läbt, er cha de Tod vertribe.*
10. *Bim Obedmohl ladet Jesus iis dohi
und spist iis selber rich bi Brot und Wi.*
11. *Geburtstag ischs vo üsem Gotteshus,
mer dörfed immer dri, s Jahr i und us.*

In den «Ecken» entdeckte ich jedoch nicht nur poetische Begabungen, sondern auch musikalische und fotografische Talente, einen Sternkenner und, wie bereits erwähnt, einen Kakteen-Experten.

Vom handwerklichen Können eines Oberhallauers zeugt der schöne Tisch in unserer Kirche, und von der sachkundigen Rebbergbetreuung vieler Oberhallaerinnen und Oberhallauer zeugen köstliche Weine aus Oberhallauer Rebbergen.

Im Kanton Schaffhausen habe ich mich von Anfang an sehr wohl gefühlt und dies auch durch den Aufkleber auf meinem Auto «Schaffhuuse mir g'fallsch» zum Ausdruck gebracht.

Sehr herzlich wurde ich schon bei den Vorgesprächen 1977 und bei meinem Amtsamtritt 1978 vom damaligen Kirchenratspräsidenten Christoph Buff, einem begabten Musiker, empfangen.



Arnold im Gespräch mit Christoph Buff

Auch meine Kollegen haben mich (ich war damals der einzige Nicht-Schweizer!) im Kollegenkreis herzlich aufgenommen.

Gerne habe ich auch in kirchlichen Gremien auf kantonalen Ebene mitgearbeitet, so im Pfarrkonvent, bei

den Pfarrerkursen, im Klettgauer Kapitel, in der Liberalen Fraktion und in der Spitalkommission. In der kantonalen Synode habe ich während meiner gesamten Oberhallauer Zeit mitgewirkt, zuletzt als Vize-Präsident.

Doch dann kam, nach mehr als 15 Jahren, der Abschied von Oberhallau. Am Pfingstsonntag 1993 haben Ilse und ich in der vollbesetzten Kirche gemeinsam einen Abschiedsgottesdienst gestaltet.

Am Abend vor unserem Auszug haben wir im Garten und in der Scheune des Pfarrhauses eine lustige Abschiedsparty gefeiert.

Am nächsten Tag sind wir hinter dem Möbelwagen über die nahe Grenze nach Erzingen gefahren, um in unser neu erworbenes Haus einzuziehen. (Über Erzingen berichte ich im ersten Teil meiner «Erinnerungen» im Kapitel «Mein Leben zwischen Reben».) Dort haben Ilse und ich bis zum 1. August 2006 gewohnt.

Für den 1. August 2006 war ich von den Oberhallauern eingeladen worden, die Rede zum Nationalfeiertag zu halten. Darüber habe ich mich sehr gefreut. Nach meiner Rede gab es viel Applaus. Einer der Anwesenden meinte: «Das war die beste 1. August-Rede, die ich jemals gehört habe.» (Die Rede wurde anschliessend gedruckt und ist beim Metanoia-Verlag erhältlich.)

Als es auf dem Oberhallauer Berg allmählich kühl wurde, begann Ilse zu frösteln. Sie hatte vergessen, eine warme Jacke mitzunehmen. Einfühlsam holte die Berg-

hofbäuerin Erika Grendelmeier aus ihrer Wohnung eine ihrer eigenen Jacke, die Ilse recht gut stand. Gerne hätte ich Ilse in dieser Jacke fotografiert, aber da ich zu oft das 1. August-Feuer fotografiert hatte, war mein Film gerade zu Ende gegangen. Und so kann ich das Bild der in eine Berghofjacke gekleideten, in angeregtes Gespräch vertieften Ilse zwar nicht äusserlich betrachten, aber ich kann es mitsamt den auf dem Oberhallauer Berg versammelten Oberhallauern gelegentlich aus meinem Innern aufsteigen lassen und mich in diesen bedeutsamen Abend versetzen.

Eine Oberhallauerin schrieb mir später, dass sie die «Frau Pfarrer» noch nie so heiter und zufrieden erlebt habe wie an diesem 1. August-Abend auf dem Oberhallauer Berg. Für Ilse war es der letzte Besuch in unserer einstigen Wirkungsstätte. Nach der Rückkehr nach Erzingen haben wir miteinander noch eine Flasche 2004er Oberhallauer Blauburgunder getrunken. (Ich habe bis heute eine Flasche dieses Weins aufbewahrt.)

Und dann erlitt Ilse in der Nacht einen schweren Hirnschlag. Der Rettungshubschrauber brachte sie ins Universitätsspital nach Zürich. Dort lag Ilse einige Zeit auf der Intensivstation, dann wurde sie auf die Intensivstation des Kantonsspitals Schaffhausen verlegt und anschliessend in die Reha-Klinik Walzenhausen über dem Bodensee. Die letzten Monate ihres Lebens verbrachte Ilse im Heilig-Geist-Stift in Dülmen/ Westfalen. (Dieses Pflegeheim wird von einer Freundin unserer Tochter Sulamith geleitet). Dort ist Ilse am 29. Mai 2008 gestorben.

Beerdigt wurde sie auf dem evangelischen Friedhof in Dülmen, direkt neben dem mit dem evangelischen Friedhof verbundenen jüdischen Friedhof. Die letzten Eindrücke der «gesunden» Ilse war das Zusammensein mit ehemaligen Gemeindegliedern aus Oberhallau, und das letzte Getränk, das Ilse als Gesunde getrunken hat, war ein Oberhallauer Blauburgunder.

Wie ich im ersten Teil meiner «Erinnerungen» schildere, schaue ich – verbunden mit Segenswünschen – fast täglich von meinem Erzinger Meditationshügel aus auf die Kirche und die Häuser von Oberhallau. Bei besonderen Anlässen weile ich auch leibhaftig in Oberhallau (in diesem Jahr – 2011 – zum Beispiel bei der 1. August-Feier mit Hannes Germann und beim Pfarreinsatz von Daniel Bollinger).

Wenn ich mit dem Zug in Richtung Schaffhausen fahre, achte ich darauf, dass ich an einem Fenster auf der linken Zugseite sitze, um Kirche und Häuser von Oberhallau zu sehen. Dann erklingt in mir das von mir umgedichtete alte Volkslied:



Anhang

A. Charismatische Erneuerung – Antwort auf die Sehnsucht unserer Zeit	303
B. Bericht über charismatische Aspekte der 5. Voll- versammlung des Weltkirchenrates 1975 in Nairobi	306
C. Bericht über die 6. Vollversammlung des Weltkirchen- rates 1983 in Vancouver	319
D. Das orthodoxe Unser Vater	330
E. Verzeichnis der Abkürzungen	332

A

Charismatische Erneuerung – Antwort auf die Sehnsucht unserer Zeit

Im dritten Teil meiner Erinnerungen geht es vor allem um Erlebnisse in den 60er-, 70er- und 80er-Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Wie war damals die Situation? Als Reaktion gegen das nach Kriegsende aufgekommene Wohlstandsdenken und gegen allzu vordergründige rationalistische und materialistische Plattheit ging durch die westliche Welt eine zweifache Sehnsucht.

Es war zunächst eine Sehnsucht nach Transzendenz und nach transrationalen Erfahrungen. Als Antwort auf diese Sehnsucht entstand einerseits die Drogen-Welle mit ihrem ekstatischen Erleben, andererseits erfolgte eine Hinwendung zu östlichen Meditationspraktiken, wie z. B. zur Transzendentalen Meditation des Maharishi Yogi, und zu anderen nonrationalen Erfahrungen.

Es war zweitens eine Sehnsucht nach echtem, dynamischem Gemeinschafts-Erleben. Als Antwort auf diese Sehnsucht entstand einerseits die 68er-Bewegung, die sich vor allem politisch betätigte und sich unter anderem gegen verkrustete Strukturen auflehnte und in zum Teil recht freizügigen Wohngemeinschaften ein neues Gemeinschafts-Erleben suchte. Andererseits kamen gruppendynamische Kurse und Zusammenkünfte in Mode, in denen es um eher unpolitische, persönliche Gemeinschaftserfahrungen ging.

Parallel zu diesen Strömungen ging durch die traditionellen Kirchen der Welt eine geistliche Erneuerungsbewegung von einem Ausmass, wie es in der Geschichte der Kirche noch nie bezeugt worden war – die sogenannte *charismatische Bewegung*, die sich seit Anfang der 60er-Jahre in anglikanischen und reformatorischen Kirchen und seit 1967 in der katholischen Kirche ausbreitete.

In der katholischen Kirche entfaltete diese Bewegung eine besondere Dynamik. Zahlreiche Bischöfe und einige Kardinäle engagierten sich in der charismatischen Bewegung. Auch die Päpste sahen in dieser Bewegung eine Hoffnung für die Erneuerung der Kirche.

Als Antwort auf die Sehnsucht nach Transzendenz entstand in der charismatischen Bewegung eine eindruckliche Gebetsdynamik. Ein Fernsehfilm, der damals über diese Bewegung gedreht wurde, trug den Titel «Beten wie verrückt».

Neben dem Beten war das Singen ein wesentliches Kennzeichen des charismatischen Aufbruchs. Viele neue Lieder sind entstanden, von denen zahlreiche später in die Kirchengesangsbücher aufgenommen wurden.

Es waren schon sehr eindruckliche Erlebnisse, wenn in den *zentralen* charismatischen Zusammenkünften Tausende meist junger Menschen gebetet und gesungen haben. Die Betenden und Singenden waren manchmal von starken Emotionen bewegt, so dass ein weiterer Fernsehfilm den Titel trug: «Wir sind nicht betrunken».

Bei einem der letzten zentralen Gebetstreffen in den USA waren es mehr als 40 000 Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die – von rassigen Musikbands begleitet – miteinander gebetet und gesungen haben. (Anschliessend wurden diese Grossveranstaltungen dezentralisiert.)

Die *regionalen* und örtlichen charismatischen Zusammenkünfte, in denen die urchristlichen Charismen wieder lebendig wurden, waren oft ein starkes, dynamisches Gemeinschafts-Erleben. Neben diakonischen Charismen waren auch eher ungewöhnliche Charismen wie Prophetie und geistliche Krankenheilung ganz selbstverständlich.

Um diese weltweiten charismatischen Aufbrüche zu erforschen und für die Kirche fruchtbar zu machen, haben sowohl der Vatikan als auch der Weltkirchenrat ökumenische Konsultationen auf Weltenebene durchgeführt.

An beiden Konsultationen habe ich aktiv teilgenommen und anschliessend die Berichtbände verfasst. (Über meine persönliche Be-

gegnung mit den Anfängen der Charismatischen Erneuerung berichte ich im zweiten Teil meiner «Erinnerungen».)

Nach neueren Schätzungen (2012) bekennen sich heute weltweit insgesamt etwa 600 Millionen Christen in den traditionellen, freien und unabhängigen Kirchen zu einer charismatischen Form des Christseins.

B

Bericht über charismatische Aspekte der 5. Vollversammlung des Weltkirchenrates 1975 in Nairobi

Die 5. Vollversammlung des Weltkirchenrates in Nairobi

Als Vertreter der weltweiten Charismatischen Erneuerung habe ich im Herbst 1975 an der 5. Vollversammlung des Weltkirchenrates in Nairobi teilgenommen. Anschliessend habe ich im «Kirchenblatt für die reformierte Schweiz» (Jg. 133, Nr. 8) unter der Überschrift «Charismatische Aspekte der 5. Vollversammlung» und im Deutschen Pfarrerberblatt (Jg. 76, Nr. 2) unter der Überschrift «Nairobi – Charismatische Aspekte» folgenden Bericht veröffentlicht:

Die 5. Vollversammlung des Oekumenischen Rates der Kirchen in Nairobi war ein recht vielschichtiges Ereignis. Wer sich für Politik interessierte, kam in Nairobi auf seine Kosten. Wer die Vielfalt der Konfessionen studieren wollte, hatte reichlich Gelegenheit dazu. Wer untersuchen wollte, wo Christen einig sind und wo nicht, hatte in Nairobi ein weites Betätigungsfeld. Auch derjenige, der sich für die Charismatische Erneuerung interessierte, brauchte in Nairobi nicht lange danach zu suchen.

I.

Schon gleich zu Beginn der Vollversammlung bei der Rede des Generalsekretärs fiel auf, dass Potter recht häufig auf die Dimension des Charismatischen Bezug nahm. So war es ihm z.B. ein Anliegen, deutlich zu machen, dass die ökumenische Bewegung eine «charismatische Gemeinschaft» sei.

Er sagte gleich am Anfang seiner Rede: «Der Dienst füreinander steht im Mittelpunkt unseres Bekenntnisses zu Jesus Christus. Ge-

rade das meint Paulus, wenn er in 1. Korinther 12 von der Kirche als einer charismatischen Gemeinschaft spricht. Der Heilige Geist hält für jeden von uns, seien wir Einzelne, Rassen, Geschlechter oder Kulturen, seine Gnadengabe (Charisma), seine selbstlose Liebe zum Segen aller bereit.»

«Jedes Glied des Leibes ist etwas Eigenständiges, etwas Ganzheitliches, das von anderen Gliedern weder assimiliert noch beherrscht werden kann. Gleichzeitig ist jedes Glied dieses Leibes für die anderen Glieder im Leiden und in der Freude verantwortlich. Es gibt ein Zulu Sprichwort, das heisst: «Wenn ein Dorn im Zeh ist, bückt sich der ganze Körper, um ihn wieder herauszuziehen.» – «Jesus Christus befreit uns, als Glieder dieses Leibes – jeder einzelne und wir alle miteinander – in dem einen Leib in Liebe tätig zu sein. Darum geht es in der ökumenischen Bewegung und im ökumenischen Rat, und darum geht es auch hier bei dieser Vollversammlung.»

Im Blick auf die Probleme der Welt zitierte Potter Natan Söderbloom: «Wenn sich die Christenheit in Leben und Arbeit um ihren Heiland scharf, dann ist er mitten unter uns, und die allmächtige Kraft seiner Liebe wird unwiderstehlich sein» und fuhr dann selbst fort: «Auch wir sind heute noch gefragt, ob wir es wagen, ohne die charismatische Gemeinschaft der Kirche auszukommen, die diese unwiderstehliche Kraft der Liebe vom Heiligen Geist empfangen hat, um die Perspektiven des universalen Evangeliums in den globalen Aufgaben unserer Zeit deutlich zu machen.»

Was Potter unter «charismatischer Gemeinschaft» versteht, erläuterte er dann wenig später: «Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass eine wahre charismatische Gemeinschaft eine Gemeinschaft ist, in der nach Gottes Willen jedem Menschen eine besondere und dem gemeinsamen Wohl dienende Gnadengabe (Charisma) zuteil wird, in der alle teilhaben an der höchsten und unerlässlichen Gabe der Liebe. Jeder hat das Vorrecht und die Verantwortung, seine oder ihre Gabe in der Gemeinschaft des Geistes zu entwickeln und mit den anderen zu teilen.»

Die praktischen Konsequenzen, die sich aus einer solchen charismatischen Gemeinschaft ergeben, formulierte Potter folgender-

massen: «Der Glaube an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn bedeutet deshalb einen radikalen Bruch mit unserer statischen Lebensauffassung und den Eingang in ein dynamisches Leben, in dem wir Gottes Zukunft als Wagnis auf uns nehmen. Er stellt auch unser Leben als Gemeinschaft in Frage und fordert eine radikale Umgestaltung unserer kirchlichen und gesellschaftlichen Strukturen, damit sie bei der Errichtung von Gottes Reich nützlichere Werkzeuge werden.» Potter unterstrich diese Gedanken mit einem Zitat von Thomas Münzer: «Der Glaube gibt uns die Möglichkeit, die Dinge, die unmöglich scheinen, zu versuchen und zu vollenden», und einer Liedstrophe von Charles Wesley: «Glaube, machtvoller Glaube, schaut nur auf die Verheissungen und nur auf sie allein. Er lacht über das, was unmöglich erscheint, und ruft: Es wird vollendet werden!»

Dass es bei einer «charismatischen Gemeinschaft» nicht nur um die Charismen der einzelnen geht, sondern auch um die Charismen der verschiedenen Kirchen, erläuterte Potter besonders an den Beziehungen des Weltkirchenrates zur Katholischen Kirche.

Abschliessend meinte Potter: «Wir haben begonnen mit einer Vision einer charismatischen Gemeinschaft, die teil hat an den vielfältigen Gaben des Geistes in Leiden und Freude und die von der Liebe und der Macht des Kreuzes sich zu einer rückhaltslos verpflichteten eucharistischen Gemeinschaft versammelt ...

Ich hoffe und bete, dass wir bei dieser Vollversammlung unter der machtvollen Führung des Heiligen Geistes von neuem jene Befreiung in Christus empfangen werden, die uns enger miteinander verbinden und uns in Wort und Tat zu Sendboten der Freiheit und Einheit machen wird.»

Dass Potters Anliegen verstanden worden ist, wurde deutlich an zwei Reaktionen: David du Plessis, ehemaliger Generalsekretär der Welt-Pfingstkonferenz, meldete sich im Anschluss an die Rede Potters zu Wort, um dem Redner zu danken, dass er die entscheidenden Anliegen der Pfingstbewegung in seiner Rede zum Ausdruck gebracht hätte.

Ausserdem kam ein führender Evangelikaler, der der Charismatischen Erneuerung kritisch gegenübersteht, auf mich zu und

fragte, ob Potter mit seinen Ausführungen meine, dass die gesamte ökumenische Bewegung zur Charismatischen Erneuerung gehöre, oder ob er «charismatische Gemeinschaft» in einem weiteren Sinne verstehe. Ich konnte ihm darauf nur antworten: «Potter versteht unter «charismatischer Gemeinschaft» genau das, was auch ich darunter verstehe.»

Auf das Anliegen der Charismatischen Erneuerung wurde jedoch nicht erst in der Vollversammlung, sondern auch schon in den vorbereitenden Dokumenten hingewiesen. So heisst es z. B. im offiziellen Vorbereitungsbuch: «Die Kirche ist ein Beisammensein, bei dem gemeinsam die Unmittelbarkeit des Geistes erfahren wird, eine befreiende und transformierende Erfahrung, die ein neues Reich des Daseins eröffnet – «das Leben im Geist» –, gekennzeichnet durch Freude, Freiheit und Liebe. In ihr findet man die Erwartung von Wundern (Sprachenreden, Heilungen, Prophetie) und die die Gemeinschaft betreffenden Merkmale der Solidarität (gegenseitige Hilfe, Sorge für die Bedürftigen).»

Für das Hearing über Erneuerung war eine eigene Studie über die weltweite Charismatische Erneuerung vorbereitet worden (SE/88).

Auch in anderen Unterlagen, die den Delegierten zum Studium überreicht wurden, war von Charismatischer Erneuerung die Rede. So wurde z. B. auch die «Lausanner Erklärung» verteilt, in der es in § 14 heisst: «Weltweite Evangelisation wird dann nur eine realistische Möglichkeit sein, wenn der Heilige Geist die Kirche in Wahrheit und Weisheit, in Glauben, Heiligkeit, Liebe und Kraft erneuert. Wir rufen deshalb alle Christen auf, für solch ein Kommen des souveränen Geistes Gottes zu bitten, damit all seine Früchte in seinem ganzen Volk sichtbar werden und damit all seine Gaben den Leib Christi bereichern.»

Charismatische Beiträge während der offiziellen Sitzungen der Vollversammlung wurden nicht nur von Delegierten der Pfingstkirchen (z. B. von Manoel de Mello) oder von Vertretern der Charismatischen Erneuerung eingebracht (z. B. von Albert van den Heuvel), sondern auch von anderen Delegierten (z. B. von Bischof

Gregorius). Manche Beiträge hatten geradezu prophetischen Charakter. Ein Beispiel für charismatische Lehre bot Robert McAfee Brown mit seinem Referat über den einenden und befreienden Jesus Christus. Die Gabe der Geisterunterscheidung wurde in mehreren Beiträgen sichtbar.

Ein Eindruck von charismatischem Singen und Beten wurde vor allem durch Christen unabhängiger afrikanischer Kirchen vermittelt, die neu als Mitglieder in den Oekumenischen Rat aufgenommen worden waren.

Wer einen Blick und ein Ohr dafür hatte, konnte somit – selbst in den manchmal recht problematischen Vollversammlungen – Elemente entdecken, die typisch für einen charismatischen Gottesdienst sind (1. Kor. 14,26).

II.

Neben den Plenarsitzungen gab es in Nairobi Zusammenkünfte im kleineren Kreis, die sogenannten Sektionen, Hearings und Arbeitsgruppen (Workshops). Auch dort spielte die Dimension des Charismatischen in mancherlei Weise eine Rolle.

So beschäftigte sich z.B. die Sektion I u. a. mit neuen Formen des Gottesdienstes und des Gemeinschaftslebens, zu denen auch charismatische Gottesdienste und charismatische Gruppen gehören. Von solchen neuen Formen und Gemeinschaften heisst es im Schlussbericht dieser Sektion: «Trotz der Probleme, die diese Gruppen oft für die Kirche als Institution bilden, anerkennen wir in ihnen eine kreative Herausforderung. Wir legen den Kirchen dringend nahe, sich solchen Gruppen gegenüber aufgeschlossen zu zeigen, die Suche nach Authentizität, welche sie repräsentieren, ernstzunehmen und sie nicht zurückzuweisen, denn sonst könnten sich solche Gruppen von der grösseren Gemeinschaft abwenden und der Gelegenheit verlustig gehen, ihre Entdeckungen und ihre spirituellen Früchte mit uns allen zu teilen.»

Im Hearing über Renewal wurde direkt und ausführlich über die Charismatische Erneuerung gesprochen. Es wurden dabei folgende Vorschläge gemacht:

1. Der Oekumenische Rat möge in Zusammenarbeit mit den verschiedenen Informationszentren der Charismatischen Gemeinde-Erneuerung (als Ergänzung und Weiterführung des Berichtes SE/88 von Rex Davis) einen möglichst umfassenden Überblick über die Charismatische Erneuerung innerhalb der Mitgliedskirchen und innerhalb der Katholischen Kirche erstellen.
2. Der Oekumenische Rat möge Studientagungen veranstalten, bei denen kompetente Theologen aus Mitgliedskirchen über die theologische Bedeutung dieses Geistesaufbruchs nachdenken und eine theologische Basis für die Charismatische Gemeinde-Erneuerung erarbeiten. Vertreter der Katholisch-Charismatischen Gemeinde-Erneuerung sollten hierbei als Berater hinzugezogen werden.
3. Der Oekumenische Rat möge für eine Ausbildung von Pastoren und Leitern der unabhängigen afrikanischen Kirchen sorgen, bei der die kreativen und charismatischen Elemente dieser Kirchen im Lehrplan berücksichtigt werden.
4. Der Oekumenische Rat möge ökumenisch-charismatische Festivals veranstalten als Alternative zum bisherigen Versammlungsstil.
5. Die Finanzierung dieser Projekte sollte durch entsprechende Aufrufe in den Organen der Charismatischen Erneuerung weitgehend sichergestellt werden.

Diese Anregungen wurden z. T. in die offiziellen Dokumente aufgenommen (PGC-3 und PD-62/6), z. T. direkt an die zuständigen Ausschüsse des Weltkirchenrates weitergeleitet.

In den Arbeitsgruppen kam die Charismatische Erneuerung direkt und indirekt vor. Im «Spirituality»-Workshop war sie offiziell Verhandlungsgegenstand. Als Fachberater für diesen Workshop war Larry Christenson, der Chairman der «Lutheran Charismatic Fellowship» der USA, eingeladen worden.

Folgende Empfehlung wurde von diesem Workshop verabschiedet: «Es wird empfohlen, dass Schritte unternommen werden, um die vielen Zeichen des heutigen Wirkens des Heiligen

Geistes zu entdecken (Mk. 16, 17–20). Es sollten hierbei nicht nur die klassischen Pfingstkirchen, Charismatischen Erneuerungsbewegungen, Mitgliedskirchen und andere Bewegungen berücksichtigt werden, sondern es sollte auch erkannt werden, wie tief gegenseitig mitgeteilte geistliche Erfahrungen Hindernisse für die Gemeinschaft beseitigen und über konfessionelle Grenzen hinweg eine Einheit schaffen» (PG-8).

In den etwa 80 anderen Arbeitsgruppen spielte das Charismatische eine mehr oder weniger indirekte Rolle. Die meisten Arbeitsgruppen waren Bibelgesprächskreise. Dort kamen vielfältig Charismen aus dem Bereich der «Lehre» und der «Seelsorge» zur Wirkung. Der Workshop über «Meditation» (bes. Bild-Meditation) bot dagegen Möglichkeiten für das Charisma der «Interpretation» und führte zur Anbetung.

In den zehn kreativen Arbeitsgruppen konnten sich vor allem musikalische, tänzerische, dichterische, schauspielerische und kompositorische Charismen entfalten. Es war dabei längst nicht alles «Kreative» auch schon «charismatisch», aber immerhin boten diese Arbeitsgruppen einen Rahmen, in dem sich auch Charismatisches entfalten konnte und sich z. T. tatsächlich entfaltet hat.

III.

Die direkteste und intensivste Entfaltung charismatischer Elemente geschah jedoch in den zahlreichen Veranstaltungen am Rande der Weltkirchenkonferenz. So bildeten z. B. gleich zu Anfang Vertreter der Charismatischen Erneuerung (einschliesslich der katholisch-charismatischen Erneuerung) einen Planungsausschuss, der eine Veranstaltung zur Information über die Charismatische Erneuerung vorbereitete und am 28. November 1975 im Kenyatta-Center durchführte. Die Teilnehmer der Vollversammlung wurden dazu eingeladen. Das Grundsatzreferat hielt Prof. Kilian McDonnell. Anschliessend folgte ein Bericht über die verschiedenen Strömungen innerhalb des Charismatischen Aufbruchs und über seine Bedeutung für die Neubelebung unserer Kirchengemeinden.

Die Ausführungen wurden in der anschliessenden Aussprache vor allem von Delegierten aus der DDR aufgegriffen und durch



Von links: Larry Christensen, David du Plessis, Kilian McDonnell, Arnold Bittlinger bei der WCC-Vollversammlung in Nairobi

Erfahrungsberichte bestätigt. So berichtete z.B. Oberkirchenrat v.Brueck aus Sachsen, dass dort durch die Charismatische Erneuerung zahlreiche Kirchengemeinden neu belebt worden seien. Vor allem die Jugend sei von dieser kirchlichen Erneuerung erfasst. Zu den Treffen dieser Bewegung würden sich regelmässig Tausende von Jugendlichen versammeln.

Der Bischof der Herrnhuter Brüdergemeine ergänzte diesen Bericht durch seine Erfahrungen, dass die durch die von der Charismatischen Erneuerung erfassten Jugendlichen, auch der Kirche entfremdete Eltern in zunehmendem Masse Gottesdienste und Gemeindeveranstaltungen besuchen und sich neu für den christlichen Glauben interessieren würden.

Einen zweiten Schwerpunkt bildeten die charismatischen Gebets- und Vortragsabende, die allabendlich im Gemeindehaus der katholischen Kathedrale unmittelbar neben dem Versammlungszentrum stattfanden und zu denen die Teilnehmer der Vollversammlung eingeladen wurden. In den ersten Tagen schwankte die Teilnehmerzahl zwischen zwanzig und siebzig. Im Anschluss an den Informationsabend wurde sodann von den charismatischen Kreisen in Nairobi eine Grossveranstaltung in der City Hall (ebenefalls neben dem Kenyatta-Center) durchgeführt, zu der alle Delegierten persönlich eingeladen wurden. Die City Hall war bis auf

den letzten Platz gefüllt, überwiegend von Afrikanern. Etwa ein Fünftel der Teilnehmer waren Weisse.



Kilian McDonnell und David du Plessis (rechts) bei einer charismatischen Veranstaltung in der City Hall.

Bei dieser Veranstaltung wurde dann auch zu den abendlichen Treffen eingeladen. Dadurch erhöhte sich die regelmässige Teilnehmerzahl auf über 500, von denen die meisten Afrikaner aus Nairobi waren. Die Leitung dieser Gebets- und Vortragsveranstaltungen lag z. T. bei den Christen aus Nairobi, z. T. bei David du Plessis, der als «special guest» (wie z. B. E. C. Blake und M. Niemöller) an der Vollversammlung teilnahm. Die Redner in diesen Versammlungen waren ausschliesslich Teilnehmer der Vollversammlung, so dass ein doppelter Prozess in Gang kam: Vertreter des Oekumenischen Rates kamen in Kontakt mit Christen aus Nairobi und Christen aus Nairobi begegneten Vertretern des Oekumenischen Rates.

Besonders beachtenswert war bei diesen Versammlungen eine Rede des Sprechers der brasilianischen Pfingstbewegung, Manoel de Mello, der gleichzeitig Vorsitzender des Nationalrates brasilianischer Kirchen und neugewähltes Mitglied des Zentralkomitees des WCC ist. Er verstand es, in eindrucksvoller Weise den anwesenden Afrikanern – die zum grossen Teil aus evangelikaler Tradition kamen – das Anliegen des Oekumenischen Rates nahezubringen und Vorurteile abzubauen.

In seiner Schlusssitzung verabschiedete der Planungsausschuss für Charismatische Erneuerung folgende Thesen als Ergänzung und Interpretation der Vorschläge und Beiträge, die in den offiziellen Sitzungen von Vertretern der Charismatischen Erneuerung vorgebracht worden waren:

1. Die Charismatische Bewegung ist ein bedeutender ökumenischer Faktor unserer Tage.
2. Der Oekumenische Rat der Kirche sollte dafür sorgen, dass
 - a) neuentstehende ökumenische Entwicklungen von weltweiter Bedeutung rechtzeitig erkannt werden,
 - b) dass ihr ökumenisches Potential freigesetzt wird,
 - c) dass Elemente zurückgedämmt werden, die das ökumenische Potential bedrohen oder abdrosseln könnten.
3. Die Beziehung zwischen Oekumenischem Rat und Charismatischer Bewegung sollte eine doppelte sein:
 - a) andere Dimensionen des christlichen Lebens und andere Bewegungen innerhalb der verschiedenen Kirchen sollten vom Kontakt mit der Charismatischen Bewegung profitieren, besonders im Bereich der Spiritualität;
 - b) die Charismatische Bewegung sollte vom Kontakt mit anderen Dimensionen und Bewegungen profitieren, so dass sie sich als eine Bewegung innerhalb der Kirche und für die Kirche entwickelt, wobei sie diese sowohl richtet als auch aufbaut. Sie sollte nicht eine Bewegung sein, die am Rande des kirchlichen Lebens steht.
4. Der Oekumenische Rat könnte der Charismatischen Bewegung auf folgende Weise helfen:
 - a) Erweiterung des Horizontes der Mitarbeiter der Charismatischen Bewegung, so dass sie die weltweite Vielfalt dieser Bewegung erkennen können.
 - b) Ermutigung der Mitarbeiter der Charismatischen Bewegung, ihre charismatischen Erfahrungen und den charismatischen Lebensstil für alle Bereiche des christlichen Lebens fruchtbar werden zu lassen.
5. Der ökumenische Rat kann einen wichtigen Dienst für die Verantwortlichen der einzelnen Kirchen tun, indem er ihnen hilft,

besser mit der weltweiten Entwicklung der Charismatischen Bewegung vertraut zu werden, damit sie dadurch zu einer besseren Einschätzung der Charismatischen Erneuerung in ihrem eigenen Einflussbereich gelangen.

Eine besonders intensive Begegnung mit der Charismatischen Erneuerung stellte für viele Delegierte ein Besuch in Gottesdiensten der unabhängigen afrikanischen Kirchen dar. In einem dieser Gottesdienste sprach Pauline Webb Grussworte im Namen des Oekumenischen Rates und brachte ihre Freude über den Gottesdienst dieser Christen zum Ausdruck.

Ausser den organisierten charismatischen Veranstaltungen gab es noch mancherlei Einzelaktionen von «Charismatikern», so z. B. evangelistische Einsätze in der Universität, in Schulen, auf Strassen und im Asozialen-Viertel von Nairobi.

Soviel zu den charismatischen Aspekten, wie ich sie bei der 5. Vollversammlung des Oekumenischen Rates wahrgenommen und miterlebt habe.

Andere haben sicherlich anderes und mit anderen Augen gesehen. Jeder sieht eben das am deutlichsten, was ihm am wichtigsten ist. Und mir war am wichtigsten, zu sehen, wo in Nairobi die Kraft des Heiligen Geistes zum Durchbruch kam, als helfende und heilende Manifestation der Liebe Christi.

Soweit der Bericht, den ich im Kirchenblatt für die reformierte Schweiz und im Deutschen Pfarrerblatt veröffentlicht habe. Es folgen jetzt noch kleine Erlebnisse am Rande der Vollversammlung.

Am Rande der Vollversammlung

Als Mitglied des Lions Club Bad Kissingen besuchte ich am Rande der 5. Vollversammlung den Lions Club in Nairobi. Ich wurde freundlich empfangen und war als Mitglied voll akzeptiert.

Ich war erstaunt, dass es in diesem Lions-Club nur Inder gab. Ich fragte meinen Nachbarn nach dem Grund. Er meinte: «Ja, die

Inder sind halt geschäftstüchtig und bringen es zu etwas!» Dann wurde ein Tischgebet gesprochen. Ich hatte schon manchen Lions-Club besucht. In Amerika grüsste man die Fahne, in Deutschland sagte man «Prost» und in der Schweiz «en Guete» – aber hier wurde gebetet und auf Kenyatta angestossen. Ich wunderte mich: «Kenyatta ist doch gar kein Inder!» – «Nein, aber es ist hier üblich, auf den Präsidenten anzustossen.» Mir ging ein Licht auf. Ich begann zu begreifen, warum die Inder es zu etwas gebracht haben. Dann wurde ich gefragt, was ich in Nairobi mache. Ich erzählte von der Weltkirchenkonferenz. Die Lions hielten nicht viel davon. Sie meinten: «Zu viele Worte – wir sind mehr an Taten interessiert; und zu viel Politik – das kann die UNO besser.» Ich versuchte, den Weltkirchenrat zu verteidigen, aber irgendwie wurde ich doch nachdenklich.

Dann hielt einer einen Vortrag über «Wildlife preservation». Der Redner nannte Zahlen: Es gibt noch 120 000 Elefanten in Kenia. Bisher wurden jährlich 30 000 abgeknallt. Da hat der Staat eingegriffen. Es hatte nämlich jemand ausgerechnet, dass es dann in 4 Jahren keine Elefanten mehr gibt, und das wäre schade. Denn dann müsste man Elfenbein aus Kunststoff herstellen. Aber die Wilderer kümmern sich nicht darum. Sie wollen echtes Elfenbein, denn sie bekommen 50 Dollar für einen Zahn – und das ist viel Geld für einen armen Wilderer.

Dann erzählte der Redner von den Zebras. Er meinte, dass es mehr Zebrafelle in den Souvenir-Shops gebe, als auf vier Beinen. Ich stellte mir Felle auf vier Beinen vor – aber ich musste nicht lachen, denn ich wusste, dass der Redner recht hat. Die Lions beschlossen, etwas zu unternehmen gegen die Ausrottung der Wildtiere.

Nachdenklich schlenderte ich zurück zum Kenyatta-Center. Unterwegs traf ich eine weltweit bekannte Konferenz-Delegierte aus den USA. Sie kam aus einem Souvenir-Shop und strahlte: «Ai bood ä siibra skin for wannhundred-and-fiffti dallers!» – «Ich kaufte ein Zebrafell für 150 Dollar, normalerweise muss man dafür 200 zahlen! Es wird sehr schön an der Wand meines Wohnzimmers aus-

sehen und meine Nachbarn werden staunen.» Dieses Mal wurde ich nicht nur nachdenklich, sondern auch traurig.

Im Anschluss an die Vollversammlung besuchte ich Arnold Kiel, einen ehemaligen Mitarbeiter des Marburger Kreises, mit dem ich oft zusammengearbeitet habe. Er wirkte jetzt als Missionar unter den Massai in Ostafrika. Massai-Frauen und -Männer haben in Nairobi mit ihren eigenartig schönen Gewändern und Ohrgehängen und mit ihrer rhythmischen Musik die Teilnehmer der Vollversammlung erfreut. Jetzt konnte ich zusammen mit Arnold Kiel die Massai in ihrer Heimat besuchen. Während unserer «Safari» durch das Massai-Gebiet wurde der Kühler unseres Autos durch einen Steinschlag defekt, so dass das Wasser auslief und wir ständig nachfüllen mussten. Einmal wollte ich mit einem Stück Seife das Kühlergitter abdichten – was zur Folge hatte, dass der gesamte Motorraum mit Schaum erfüllt wurde. Der Kühler blieb jedoch undicht. Arnold Kiel meinte auf Suaheli: «Safari ni hatari» («Reisen ist gefährlich»). Da wir ständig anhalten mussten, kamen wir nur äusserst langsam voran. Es dauerte viele Stunden, bis wir zu einer Reparaturwerkstatt kamen. Unterwegs besuchte Arnold Kiel die schönen, hochgewachsenen, stolzen Massai, die sich sehr von anderen Afrikanern unterscheiden und fast ausschliesslich Viehzüchter sind. Er meinte: «Die Massai sind bereit, für ihre Kühe zu sterben – deshalb meiden die Viehdiebe das Massai-Gebiet.»



Eine Massai-Frau aus Kenia

C

Bericht über die 6. Vollversammlung des Weltkirchenrates 1983 in Vancouver (geschrieben im Sept. 1983)

Der erste Eindruck, den ein Besucher der Weltkirchenkonferenz in Vancouver haben musste, war der Eindruck einer grossen Vielfalt.

Da waren zunächst die verschiedenen Rassen: Es gab Schwarze und Weisse, Braune und Gelbe und dazu noch die Indianer, die manchmal als Rote bezeichnet werden.

Neben den verschiedenen Rassen gab es viele Völker und Nationen. Aus über hundert Ländern der Erde, aus allen Erdteilen waren die Menschen angereist – eine grosse Weltversammlung. Und sie sprachen in vielen verschiedenen Sprachen (was einen grossen Einsatz von Dolmetschern und Übersetzern notwendig machte).



Eröffnung der Vollversammlung durch den Nishga-Häuptling Robinson

Und da war drittens die Verschiedenheit der Konfessionen. Mehr als 300 verschiedene Kirchen gehören zum Oekumenischen Rat der Kirchen. Sie repräsentieren ungefähr 450 Millionen Christen. Rings an der Wand des riesigen Gottesdienstzeltes hingen in den Farben des Regenbogens Fahnen, auf denen der Name der jeweiligen Mitgliedskirche stand. So konnte man die Vielfalt der Konfessionen auch optisch wahrnehmen.



In Vancouver waren neben Vertretern der Katholischen Kirche auch einige Vertreter anderer Religionen als Gäste anwesend. Man konnte am Turban den Moslem, am kahlgeschorenen Kopf und gelben Gewand den Buddhisten oder Hinduisten und am Gebetskäpplein den jüdischen Rabbi erkennen.

Es gab viertens Männer und Frauen. In Vancouver spielten Frauen eine bedeutendere Rolle als bei früheren Versammlungen des Oekumenischen Rates. Frauen haben Gremien geleitet, gepredigt und sind als Referentinnen aufgetreten. Es gab keine einsamen Star-Redner, sondern eine Vielfalt von Beiträgen. Wenn eine Afrikanerin mit einem Kind auf dem Arm am Rednerpult steht und erzählt, was sie bewegt, so schafft dies eine ganz andere Atmosphäre, als wenn ein Theologieprofessor einen Vortrag in einer für viele schwer verständlichen Fachsprache hält. Es kam auch vor, dass in den Reihen der Delegierten eine Frau ihr Kind (das gerade Zähne bekam) wiegte, weil es gar so sehr geschrien hat und nicht beim Vater (der als Babysitter mit nach Vancouver gekommen war) bleiben wollte.

Es gab fünftens Alte und Junge. Neben graubärtigen Bischöfen der Ostkirche und älteren ökumenischen VeteranInnen waren Jugendliche und Kinder eingeladen worden. Die Kinder haben sogar einmal einen eigenen Gottesdienst gestaltet und bei der Gedenkfeier am Jahrestag von Hiroshima unzählige Luftballons fliegen lassen, die dann der Wind in Richtung Japan getrieben hat. An verschiedenen Orten in den Versammlungsgebäuden waren Zeichnungen von Kindern ausgestellt und gegen Ende der Versammlung wurden die Kirchenfahnen abgelöst durch Bilder, auf denen Kinder aus der ganzen Welt sich selber mit seitlich ausgestreckten Armen gemalt hatte, so dass es aussah, als würden sich alle an den Händen halten – eine ökumenische Kinderkette rings um das Gottesdienstzelt.



Indianerfrauen bei der Vollversammlung

Dann gab es sechstens Gesunde und Kranke. Ganz bewusst sind auch Kranke eingeladen worden. Rollstühle wurden zum vertrauten Bild. Es gab auch Taubstumme, für die die Vorträge und Berichte in Zeichensprache übersetzt wurden. Es gab sogar einen Referenten, der keine Arme hatte und der sehr geschickt mit dem rechten Fuss (den er bis zum Rednerpult hob!) schreiben konnte.

Und es gab siebtens die Vielfalt der theologischen Ausdrucksformen christlichen Bekenkens. So z. B. auf der eine Seite Dorothee Sölle aus Hamburg, die engagierte Vertreterin der Friedensbewegung und auf der anderen Seite Bischof Kivengere, der bekannte afrikanische Evangelist. Auch hier kam die Vielfalt zum Ausdruck, so wie Christen eben auch in ihrem Denken und Reden verschieden sind.

Und es gab achttens die Vielfalt der theologischen Ausdrucksformen christlichen Bekenkens. So z. B. auf der eine Seite Dorothee Sölle aus Hamburg, die engagierte Vertreterin der Friedensbewegung und auf der anderen Seite Bischof Kivengere, der bekannte afrikanische Evangelist. Auch hier kam die Vielfalt zum Ausdruck, so wie Christen eben auch in ihrem Denken und Reden verschieden sind.

Und worum ging es bei der Weltkirchenkonferenz? Der Auftrag des Oekumenischen Rates kann in einer doppelten Weise umschrieben werden: Auf der einen Seite geht es um die Einheit der

Christen. Auf der anderen Seite geht es um ein Ernstnehmen des Auftrags, den die Kirche heute in und an der Welt hat.

Ein erster Schwerpunkt ist das Bemühen ums Einswerden der Christen. Dazu gehört zunächst das Kennenlernen. Das ist eine ganz wichtige Sache. So ist z. B. die Ostkirche von den westlichen Kirchen seit fast 1000 Jahren getrennt. Während der langen Zeit haben sich die Kirchen auseinandergelebt. Da braucht es ein immer neues Sich-Begegnen und Kennenlernen, bis es zu einem besseren Verstehen kommt.

Zu diesem Kennenlernen gehört z. B. auch der Fürbittekalender des Oekumenischen Rates, der Anregung und Anleitung gibt, jede Woche für die Kirche eines anderen Landes zu beten. Wer an die Kraft des Betens glaubt, der weiss, dass Beten Beziehungen und Verhältnisse verändert.

Zum Einswerden der Christen gehört auch theologische Arbeit. Viele Unterschiede werden theologisch begründet und zementiert. Bis in die heutige Zeit hinein berufen sich Menschen auf ihre unterschiedliche Theologie als Begründung für das «Nicht-miteinander-können». Hier hat die Abteilung «Glaube und Kirchenverfassung» eine enorme Arbeit geleistet und z. B. ein Dokument erstellt über «Taufe, Abendmahl und Amt». Dieses Dokument wurde von einer Kommission erarbeitet, in der alle Kirchen vertreten waren, einschliesslich der Römisch Katholischen Kirche. Dieses Dokument soll als Basis dienen für das Wachsen einer echten Einheit – auch in Theologie und Liturgie.

Ein zweiter Schwerpunkt des Weltkirchenrates ist der Auftrag in und an der Welt. Es sind heute drei nachtschwarze Wolken, die über unserer Welt und über unserer Erde bedrohlich schweben.

Das eine ist die drohende Wolke eines die Menschheit und die Natur vernichtenden Nuklear-Krieges. Diese Gefahr wurde in Vancouver sehr ernst genommen. Die Vertreter der Kirchen haben hier ein deutliches Wort gesprochen. Sie haben die Herstellung, Stationierung und Anwendung von Atomwaffen als «Verbrechen gegen die Menschheit» bezeichnet und damit als Sünde gegen Gott und Menschen. Schon die Herstellung von Atomwaffen ist eine



Der Prior von Taizé, Frère Roger (vorne Mitte)

Sünde. So heisst es in einer Verlautbarung des Oekumenischen Rates, dass durch die Auswirkungen von Atomtests und durch die Versenkung von Atommüll unübersehbarer Schaden angerichtet wird. Während täglich nahezu 2 Milliarden US-Dollar für die Rüstung ausgegeben werden, stecke die Weltwirtschaft in einer anhaltenden Krise. Wieviel Gutes könnte getan werden, wenn die Unsumme nicht «verpulvert», sondern sinnvoll eingesetzt würde.

Eine zweite dunkle Wolke ist die schreiende Ungerechtigkeit. Dies gilt zunächst für die Tatsache, dass die Reichen auf Kosten der Armen immer reicher und die Armen immer ärmer werden. Die schreiende Ungerechtigkeit besteht weiterhin darin, dass in vielen Ländern der Erde die Menschenrechte missachtet werden. Hier hat der Oekumenische Rat immer wieder klare Verlautbarungen abgegeben. Aber hier setzt auch die Kritik am Oekumenischen Rat ein. Und zwar wird beanstandet, dass der Oekumenische Rat sehr scharf reagiert, wenn es sich um westliche Unterdrücker handelt (z.B. die Unterdrückungen in Mittelamerika durch die USA) und dass er eher mild reagiert, wenn es sich um östliche Unterdrücker handelt. So hat z.B. ein Sprecher in Vancouver zum Ausdruck gebracht, dass bei Afghanistan der Oekumenische Rat die schwächst mögliche Sprache gewählt habe. Wäre es ein westlicher Aggressor gewesen, hätte er die stärkstmögliche Sprache gewählt.

Warum ist das so? Philip Potter meint, dass der Oekumenische Rat immer in Übereinstimmung mit den betreffenden Kirchen handle. So könne der Oekumenische Rat in Mittelamerika die Stimmen der Kirchen, die sich gegen die Unterdrückung durch die USA-Regierung wehren, verstärken (gemeinsam mit den Kirchen der USA!). In Afghanistan dagegen können sich die betroffenen Kirchen (z. B. die russisch-orthodoxen) nicht so frei äussern. Sie können nicht ihre Stimme erheben, weil sie nicht die entsprechenden Freiheiten haben. Wenn nun der Oekumenische Rat über die Köpfe dieser Kirchen hinweg grosse Erklärungen abgeben würde, müssten die in den Ostblock zurückkehrenden Delegierten darunter leiden. Der Oekumenische Rat will den osteuropäischen Mitgliedskirchen mit ihrem engen Handlungsspielraum nicht noch zusätzliche Schwierigkeiten bereiten. Da diese Tatsache bekannt ist, haben natürlich die Erklärungen über Afghanistan ein ganz anderes Gewicht, weil man weiss, dass hier die schwächstmögliche Sprache gewählt wurde und eigentlich eine viel stärkere gewählt werden müsste.

Und eine dritte dunkle Wolke ist die Zerstörung der Umwelt. Wir machen uns oft kein Bild davon, in welchem Ausmasse heute die Fauna und Flora dieser Erde, die Pflanzen- und Tierwelt, systematisch zerstört wird. Die letzten grossen Waldgebiete (z. B. am Amazonas) werden rücksichtslos abgeholzt und wir merken es ja allmählich, dass auch unsere Wälder bedroht sind von saurem Regen und anderen Schadstoffen.

In Afrika sind 90 Prozent der Tierwelt bereits ausgerottet, und zwar in den letzten Jahrzehnten. Eine ungeheure Zerstörung der Natur ist im Gange.

In Vancouver wurde vor allem von den Indianern auf diese Sünde hingewiesen. Für die Indianer bestand ja schon immer ein enges Verhältnis zwischen ihrem Glauben und der Schöpfung. Sie fühlen sich eins mit jedem Baum und jedem Tier. Es ist eine wunderbare Auffassung, die dahinter steht: Das Einssein mit Gott dem Schöpfer und deshalb Ehrfurcht vor der Schöpfung. Gerade die Indianer haben die Zerstörung der Schöpfung besonders grausam erfahren. Seit ihrer sog. «Entdeckung» sind mehr als 60 Millionen

Indianer ermordet worden, und das Land, in dem sie gelebt haben, wurde ihnen geraubt. In Vancouver flehte besonders der Nishga-Stamm um Hilfe gegen derzeitige umweltzerstörende Massnahmen der kanadischen Regierung in seinem ohnehin viel zu kleinen Reservat.

Bei einer szenischen Darstellung der Geschichte Kanadas wurde ebenfalls auf die Leiden der Indianer eingegangen. Noch heute gellt mir ein aus Urtiefen kommender Klageschrei einer Indianerin in den Ohren, die ihrer zerstörten Heimat nachtrauerte. Und warum wird die Schöpfung zerstört? Das Neue Testament gibt eine klare Antwort: «Geldliebe ist die Wurzel allen Übels» (1. Tim. 6, 10). Leider hat der Oekumenische Rat zum Thema Umweltzerstörung keine entsprechende Resolution verfasst. So bleibt es bei dem Klageschrei der Indianerin.

Das sind also die beiden grossen Bereiche, in denen der Oekumenische Rat seine Aufgabe sieht: Bemühungen um die Einheit der Kirche und Verantwortung der Kirche für die Welt.

Und was war der geistliche Hintergrund der Vollversammlung? Wenn ich die verschiedenen Veranstaltungen und Begegnungen vor meinem inneren Auge vorbeiziehen lasse, dann kann ich den geistlichen Hintergrund der Vollversammlung am besten mit den Worten aus der Apostelgeschichte beschreiben: «Sie blieben beständig in der Apostellehre, in der Gemeinschaft, im Brotbrechen und in den Gebeten» (Apg. 2, 42).

«*Apostolische Lehre*» ereignete sich in Vancouver z.B. in den etwa 60 Kleingruppen, wo regelmässig Gespräche über der Bibel stattfanden. Sie ereignete sich aber auch in vielen Predigten und Ansprachen, Vorträgen und Beiträgen.

Die «*Gemeinschaft*» bestand darin, dass Menschen aus den verschiedensten Konfessionen miteinander «eine Gemeinschaft von Kirchen» bildeten, »die Jesus Christus gemäss der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind zur Ehre Gottes des Vaters, und des Sohnes und des Heiligen Geistes» (Basisformel des Oek. Rates).

Praktisch hat sich diese Gemeinschaft in Vancouver in mehr als 40 Gottesdiensten verwirklicht, in den Fachgruppen und vor allem in Kleingruppen, die so zusammengesetzt waren, dass die verschiedenen Konfessionen, Nationen und Rassen sich begegnen und kennenlernen konnten.

Und dann das «*Brotbrechen*». Rein äusserlich haben wir täglich miteinander gegessen. Wir sassen an den Tischen immer wieder in unterschiedlichen Gruppierungen beieinander und hatten so miteinander Tisch-Gemeinschaft. Aber Brotbrechen ist ja noch mehr, es bedeutet auch Abendmahlsfeier. An vielen Abenden wurden Abendmahl nach den Riten der verschiedenen Kirchen gefeiert. Besonders eindrücklich war eine grosse gemeinsame Eucharistiefeier nach einer ökumenische Liturgie, in der die Traditionen der verschiedenen Länder und Konfessionen zum Ausdruck kamen.

Und schliesslich noch die «*Gebete*»: Gebete spielten in den Gottesdiensten eine wesentliche Rolle. Gebetet wurde vor allem in der kleinen Andreas-Kapelle, die ausschliesslich für das stille und gemeinsame Beten reserviert war. Dort brachten Menschen, manchmal in einer ununterbrochener Gebetskette, persönliche und gemeinsame Anliegen vor. Viele Hunderte von Zetteln mit Fürbitten-Anliegen wurden in der Andreas-Kapelle abgegeben, damit dort für diese Anliegen gebetet werden konnte.

Und was war mein Auftrag in Vancouver? Meine Aufgabe war vor allem der Kontakt zu den Indianern. Es gab vielerlei Anlässe, bei denen die Indianer Einblick gewährten in ihre Rituale und in ihre Spiritualität.

Unmittelbar vor Beginn der Vollversammlung am Sonntag, 24. Juli 1983, entzündete ein Häuptling des Musquea-Stammes auf dem Boden, der ursprünglich zum Land der Musquea gehörte, bei Sonnenaufgang das Heilige Feuer, das während der ganzen Versammlung brannte.

Eine Angehörige des Musquea-Stammes legte getrockneten Fisch und Tabak als Opfergabe in das Feuer und goss Wasser rings um die Flamme. Als dann das Feuer im Wind aufloderte, wurde nach Anschauung der Indianer die gesamte Schöpfung in das



Links: Der Häuptling des Musquea-Stammes entzündet das Heilige Feuer; rechts: Eine Stammesangehörige legt als Opfergabe getrockneten Fisch und Tabak auf das Feuer.

Heilige Feuer mit hineingenommen – nicht nur die vier Elemente Erde, Wasser, Feuer, Luft, sondern auch die Tiere (symbolisiert durch den Fisch) und die Pflanzen (symbolisiert durch den Tabak). Der Musquea-Häuptling betete sodann für ein gutes Gelingen der WCC-Versammlung und für die Einheit aller Kinder der Mutter Erde.

Während der gesamten Vollversammlung wurden an diesem Heiligen Feuer sämtliche Kerzen entzündet, die während der zahlreichen Gottesdienste brannten. Ausserdem diente der Platz rings um das Heilige Feuer als Ort der Begegnung und für stille Gespräche.

Die WCC-Vollversammlung wurde eröffnet mit einer Ansprache des Nishga-Häuptlings Robinson. Er bedankte sich beim Musqueam-Volk für das Vorrecht, auf ihrem Stammesgebiet zu sprechen. Dann sprach Robinson sehr bewegt von den Leiden des Musqueam-Stammes und der anderen Indianerstämmen, die von den Vertretern und Richtern der weissen «Eroberer» ständig ungerecht behandelt und misshandelt worden sind. Besonders bewegte

ihn die Tatsache, dass sein eigener (dem Musqueam benachbarten) Nishga-Stamm seiner Land- und Fischrechte beraubt worden ist und dass dieser Stamm seit über einem Jahrhundert – bisher vergeblich – um diese Rechte kämpft.

Während der Vollversammlung erläuterten Angehörige des Musqueam-Stammes in verschiedenen Workshops ihre Anliegen im Detail und baten den Weltkirchenrat um Hilfe in ihrem bisher erfolglosen Rechtsstreit mit der kanadischen Regierung. In einem anderen Workshop berichtete ein Hopi-Ältester detailliert von der tragischen Zerstörung der Kultur und der Natur seiner Heimat und von den Leiden und Sorgen anderer nordamerikanischer Indianerstämme. Einige Workshopteilnehmer waren von diesen Berichten so erschüttert und bewegt, dass sie Tränen in den Augen hatten. Als der Hopi-Älteste das sah, meinte er: «Weint nicht über uns, sondern weint über euch, denn was wir der Schöpfung antun, das tun wir uns selber an. Wir können die Schöpfung nicht von uns Menschen trennen. Wer die Schöpfung zerstört, der zerstört sich selber.»

In einem anderen Workshop erzählten Indianer vom einfachen Leben in ihrer Kultur und von ihrer Verbundenheit untereinander. So meinte ein Indianer: «Wenn ich Fischen gehe, dann gehört der erste Lachs, den ich angle, dem Dorf. Erst der zweite Lachs gehört meiner Familie und mir.» Und dann erzählte er von einer Frau, die den ersten Fisch nicht dem Dorf gab, sondern zuerst ihren Hunger und den Hunger ihrer Kinder stillen wollte. Jene Frau sei in Stein verwandelt worden, und diesen Stein könne man heute noch sehen.

Und dann ging es um Kindererziehung. Ein Indianer meinte: «Wir schlagen unsere Kinder niemals – wir beten stattdessen für sie. Am nächsten Tag sehen wir dann die Frucht unseres Gebets. Kinder haben bei uns dieselben Rechte wie die Erwachsenen. Sie können überall mit den Erwachsenen zusammen sein. Sie lernen durch Nachahmung, nicht durch Gebote und Verbote.»

Weiter sprachen die Indianer über Eigentum: «Es ist für uns unverständlich, dass man Land besitzen kann. Das Land gehört dem

«Grossen Geist» – wir sind nur Verwalter. Unser ganzes Leben steht in Verbindung mit der Natur, mit Pflanzen und Tieren, mit Sonne, Mond und Sternen und mit dem Grossen Geist, der überall und in allem lebt.» Eine Indianerin meinte: «Wir verstehen sehr gut den Text im Neuen Testament: «In IHM leben und weben wir und in IHM haben wir unser Sein» (Apg. 17,28).»

Am letzten Tag der Vollversammlung wurde das Heilige Feuer gelöscht. Zum letzten Mal wurden symbolisch Opfergaben dem Grossen Geist dargebracht. Zusammen mit den Gebeten der Indianer erhob sich der Rauch zum Himmel. Dann bildeten die Indianer einen grossen festlichen Kreis um das Feuer und beteten, indem sie sich nach Süden, Westen, Norden und Osten wendeten. Zum letzten Mal erklangen Trommeln und Indianergesänge. Dann dankte einer der Indianer-Ältesten dem Weltkirchenrat, dass er den Indianern die Gelegenheit gegeben hat, ihre Botschaft und ihre Anliegen der Vollversammlung mitzuteilen. Anschliessend dankte ich im Namen des Weltkirchenrats und der Delegierten den Indianern für ihre wertvollen und wichtigen Beiträge. Dann reichten wir uns die Hände in einem grossen Kreis rings um das Feuer. Ein Ältester des Musqueam-Stammes sprach ein Farewell-Gebet und löschte das Feuer.

D

Das orthodoxe Unser Vater

nach Rimsky-Korsakov (neu bearbeitet von Maxime Kovalevsky)

Un - ser Va - ter im Him - mel, ge - hei - ligt wer - de dein Na - me.

The first system of the musical score consists of three staves. The top staff is in treble clef, the middle in alto clef, and the bottom in bass clef. The music is in 3/4 time and features a mix of eighth and sixteenth notes, with some rests. The lyrics are written below the middle staff.

Dein Reich kom - me. Dein Wil - le ge - sche - he, wie im Him - mel so auf

The second system continues the musical score with three staves. It includes a 'rit.' (ritardando) marking above the final measure of the top staff. The lyrics continue below the middle staff.

Er - den. Un - ser täg - li - ches Brot gib uns heu - te. Und ver - gib uns

The third system concludes the musical score with three staves. It includes an 'a tempo' marking above the first measure of the top staff. The lyrics conclude below the middle staff.

un - se - re Schuld, wie auch wir ver - ge - ben un - sern Schul - di - gern.

Und füh - re uns nicht in Ver - su - chung, son - dern er - lö -

se uns von dem Bö - sen. Denn dein ist das Reich und die Kraft

und die Herr - lich - keit in E - wig - keit. A - men.

E

Verzeichnis der Abkürzungen

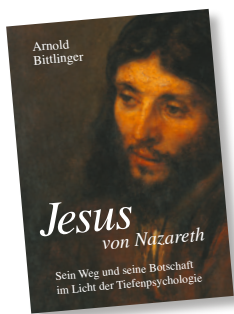
AGfVM	Arbeitsgemeinschaft für Volksmission
ChiCh	The Church is Charismatic (Berichtband über die Bossey Consultation)
ESG	Evangelische Studentengemeinde
e. V.	eingetragener Verein
LKR	Landeskirchenrat
MK	Marburger Kreis
Ö.D.	Oekumenischer Dienst
OeRK	Oekumenischer Rat der Kirchen (identisch mit «Weltkirchenrat»)
RCL	Renewal and Congregational Life (Erneuerung und Gemeindeleben)
SDV	Schweizerischer Diakonie-Verein
SMD	Studentenmission in Deutschland
TZI	Themenzentrierte Interaktion
VELKD	Vereinigte Evangelisch Lutherische Kirche in Deutschland
WCC	World Council of Church (Weltkirchenrat oder Weltrat der Kirchen, identisch mit dem OeRK)
WHO	World Health Organisation (Weltgesundheitsorganisation)
ZDF	Zweites Deutsches Fernsehen

**Erinnerungen von Arnold Bittlinger:
komplette Serie kostenlos zum Download**

www.metanoia-verlag.ch/erinnerungen



Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Jesus von Nazareth – Sein Weg und seine Botschaft
Ein Grund für den grossen Einfluss, den Jesus von Nazareth bis heute auf so viele Menschen ausübt, ist sicherlich die Tatsache, dass er ein unvergleichlicher Weisheitslehrer war, der eine befreiende und beglückende Botschaft verkündigt hat. Darüber hinaus ist jedoch der Weg, den Jesus gegangen ist, Modell und Vorbild unseres Weges. Die vorliegende Schrift zeigt wesentliche Schritte, die den Weg Jesu charakterisieren und die auch von uns nachvollzogen werden können. Zahlreiche Bilder – meist von Rembrandt – illustrieren den Weg und die Botschaft Jesu.
57 Seiten, brosch., ISBN 3-907038-85-1



Sehnsucht nach den Engeln
Zugänge zu einer geheimnisvollen Wirklichkeit
Gespräche mit Engeln, Meditationen der vier Erzengel und klar angeleitete Symboltänze eröffnen Zugänge zu einer geheimnisvollen und doch so nahen Welt. Die vielen Bilder und die zum Buch gehörende CD mit Saitenspiel unterstützen den Erlebnischarakter dieses ganz besonderen Engelbuches.
220 Seiten, ISBN 3-466-366-28-3, Kösel-Verlag



Die Gotteserfahrung des Hiob
«Wie passen Gottes Allmacht und menschliches Leiden zusammen?» Mit dieser Frage ringt das Buch Hiob wie kein anderes Buch der Bibel. Es gibt sich nicht mit vorschnellen Antworten zufrieden, sondern versucht, zum Kern des Problems vorzudringen.
48 Seiten, ISBN 3-907038-83-5



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Wein und Weinbau in der Bibel

und in ihrer Umwelt

Himmel und Erde, Gott und Mensch sind in der Bibel nicht voneinander getrennt. Wein und Weinbau sind in der Bibel nicht nur in der alt-orientalischen und hellenistischen Umwelt eingebunden, sondern auch in der göttlichen Wirklichkeit.

125 Seiten, ISBN 3-907038-73-8



Es war einmal ... – Grimms Märchen im Licht von Tiefenpsychologie und Bibel

In seinen tiefenpsychologischen Märchendeutungen zeigt Arnold Bittlinger, dass uns in den Märchen und in der Bibel dieselbe Wirklichkeit begegnet – wenn auch die Bilder verschieden sind. Der Autor nimmt die Leserin und den Leser mit hinein in die wundersame Welt der menschlichen Seele und in das Abenteuer der inneren Reise.

157/150/159/144 Seiten,

ISBN 978-3-907038-63-5/64-2/65-9/66-6

So heilen Schamanen

Schamanistische Heilungen im Licht von Bibel und Psychotherapie

In unserer Zeit ist die Frage nach «alternativen» Krankenheilungen neu aufgebrochen. Dabei werden auch die uralten Erfahrungen der «Schamanen» neu entdeckt. Der Autor zeigt interessante Parallelen zwischen schamanistischen Heilungen, biblischen Heilungsberichten und den Erfahrungen der heutigen Psychotherapie.

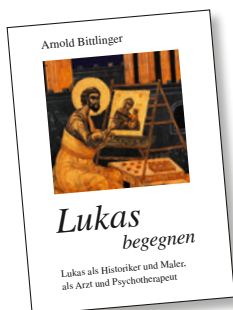
48 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Weitere Veröffentlichungen von Arnold Bittlinger



Lukas begegnen

*Lukas als Historiker und Maler,
als Arzt und Psychotherapeut*

Beim 50-jährigen Jubiläum der Lukaskirche in Ludwigshafen am Rhein erzählt der Autor engagiert und anschaulich anhand von Texten und Bildern aus dem Lukasevangelium von seiner Begegnung mit Lukas, dem Historiker, Maler, Arzt und Psychotherapeuten. Eine faszinierende Schrift.

24 Seiten, PDF-Datei kostenlos herunterladbar



Selbsterfahrung und Gotteserfahrung

Der bekannte Bibelausleger Arnold Bittlinger versteht es, biblische Texte so zu deuten, dass sie auch zu Menschen sprechen, die bisher keinen Zugang zur Bibel gefunden haben. Dies gilt auch für die Deutung dieses Gleichnisses. Sie zeigt, dass Gotteserfahrung und Selbsterfahrung unlöslich miteinander verbunden sind. 47 Seiten, ISBN 978-3-907038-77-2



Das Vaterunser

*erlebt im Licht von Tiefenpsychologie
und Chakrenmeditation*

Tiefenpsychologisch gedeutet und erlebt in der Chakrenmeditation, werden die Vaterunser-Rufe zur Erfahrung einer körpernahen Religiosität, die der Erde und dem Himmel verbunden ist. Öffnet die tiefenpsychologische Deutung das Herz für den umfassenden Reifungsweg in diesem Text, so verbindet die Zuordnung der Vaterunser-Bitten zu den sieben menschlichen Energiezentren (den Chakren) Körper, Erde und Geist. All dies bleibt nicht Theorie: Jeder Vaterunser-Aussage sind Meditationen zum übenden Nachvollzug beigelegt.

131 Seiten, ISBN 978-3-905827-20-0



Metanoia-Verlag

www.metanoia-verlag.ch

Arnold Bittlinger

Dr. Arnold Bittlinger (Jg. 1928) ist Analytischer Psychologe und Theologe. Nach Tätigkeiten in der Jugend- und Gemeindearbeit und im Weltkirchenrat zu Genf wirkte er als Dozent am C. G. Jung-Institut Zürich, als Kursleiter bei den Tagungen der Internationalen Gesellschaft für Tiefenpsychologie und als Psychotherapeut in Schaffhausen und Zürich.

Arnold Bittlinger ist Autor einer Vielzahl weitverbreiteter, in zahlreiche Sprachen übersetzter Publikationen.



ISBN 978-3-905827-33-0